

7. ERGEBNISSE

7.1 Tabellarischer Überblick

In der auf den folgenden Seiten dargestellten Tabelle 6 („Gegenüberstellung der Interviews“) wird der gekürzte Inhalt der einzelnen Interviews wiedergegeben. Dieser Überblick stellt die Basis der anschließenden fallübergreifenden Interpretation dar.¹⁵¹

Legende der Abkürzungen:

BB Behindertenbetreuung
BD Besuchsdienst
Betr. Betreuung
B. V. Buddy-Verein
EA Ehrenamt
EAliche Ehrenamtliche (Personen)
ea ehrenamtlich
Gr. Gratifikationen
Org. Organisation(en)
Prof. Professionelle (Person)
prof. professionell
R. K. Rotes Kreuz
S. NR. Sozialer Notruf

¹⁵¹Aus technischen Gründen wurden die Seiten der Tabelle gesondert numeriert.

Name, Alter, Organisation	Frau A., 55, Buddy-Verein	Herr B., 32, Buddy-Verein	Frau C., 78, Caritas	Frau D., 60, Caritas	Frau E., 21, Caritas
Bereiche	Buddy	Buddy	Betreuung, Café Haus Schönbrunn	Lernbetreuung Haus Miriam	Canisibus
I. LEBENSGESCHICHTL. HINTERGRUND					
Herkunftsfamilie	Vater Kunsthistoriker, Mutter zuhause. <i>Keine fröhliche Kinderzeit.</i> Bruder - gutes Verhältnis. Schwester - viel älter, später <i>Zugang</i> , <i>Manikerin</i> , Selbstmord.	Vater Alkoholiker, tot; Kanalbau, Hausmeister. <i>Reibereien</i> , auch mit Halbbruder. Mutter heute Hortnerin, <i>sehr korrektes</i> , aber wie zu Bruder nicht <i>sehr herzliches Verhältnis</i> .	Vater Schneidermeister, Mutter Hausfrau, gutes Verhältnis, beide verstorben. Vier Schwestern, zwei früh verstorben. Trotz schwerer Zeit alle <i>zufrieden</i> .	Vater Diplomkaufmann, Beamter. Mutter Hausfrau. Drei Geschwister. Sehr gläubig. <i>Großfamilie</i> nicht geschätzt, <i>permanent Unruhe</i> , <i>unnette Reibereien</i> .	Mutter Lehrerin, Vater bei Austria Ferngas. Verhältnis eine Zeit lang schlecht, heute gut. Ein 5 J. jüngerer Bruder, als Kind <i>gemein</i> zu ihm, heute Verhältnis sehr gut.
Ausbildung	Gewerbeschule, Studium Modeklassik abgebrochen, Bühnenbild und Kostümkunde	Matura, Sprachenstudium	Volksschule, Hauptschule, Handelsschule, Stenografie und Maschinschreiben	Pharmaziestudium	Volksschule, Unterstufe, ab 14 Musikgymnasium in Wien (Flöte). Matura
Beruf	Stylisten, <i>Traumberuf</i> am Theater als Alleinerzieherin nicht möglich. Nicht mehr berufstätig.	Nach Studium freiberuflich tätig. Seit 2000 als Trainer, Berater u. Betreuer in Drogenberatungsstelle angestellt.	Seit 1939 bei AEG-Union (spätere Elin), Lohnverrechnerin im Akkord. Heute Pension.	Apotheke, Pension mit 57.	Noch in Ausbildung, kurz vor Abschluss der Päd.Ak.
Familienstand, Kinder	Zweimal geschieden, daher <i>schon früh Alleinerzieher</i> . Drei Töchter (35, 33, 28); Sohn (17) lebt bei ihr.	Schwuler Mann, lebt nach zwei längeren Beziehungen als Single. Keine Kinder	1940 Heirat. Ehemann: 1990 Schlaganfall, 1998 gestorben. Ein Sohn, geb. 1943, verst. 1999	Verheiratet, ein Sohn, eine Tochter	Freund, nicht verheiratet. Keine Kinder
weiteres Engagement	AIDS-Hilfe: Infostände; Tätigkeit im "Positiven Café" der "HOSI".	In Schwulen- und Lesbenbewegung aktiv.	Betreut Nachbarin. Früher R. K. (Besuchsdienst), Pflege Ehemann.	Betreut zwei Enkelkinder. Hilfsbereit im Alltag. Spendet.	Früher Demonstrationen, gegenwärtig aber keine Zeit dafür.
Freundeskreis (Bekannte, Verwandte)	<i>Weiberstammtisch, Freunde im Ausland, mit Alter weniger. EA mit manchen besprochen, Rest sei eh nicht bekehrbar. AIDS-Bereich negativ besetzt. Kurzfristige Hilfe OK., mit großen oder langfristigen Problemen müsse man selbst bzw. mit prof. Hilfe fertig werden.</i>	Großer Freundeskreis. EA wird befürwortet. Er solle sich aber nicht <i>überfordern</i> . Viele in der Schwulen- und Lesbenbewegung aktiv. <i>Ich bin ein bisschen ein Einzelkämpfer, aber ich brauch' das Netz.</i> Er sei für Freunde da, im Gegensatz zu früher sei das aber nicht einseitig.	<i>Überall integriert, dass ich nicht so allein bin.</i> Bekannte meinen, dass sie es ohne EA nicht <i>aushalten</i> würde. Selbst engagiert sei niemand. Hat ihre Probleme schon immer allein gelöst. Die Bekannten seien <i>auch mehr so selbstständig</i> und würden sich <i>nicht an irgendjemanden anlehnen</i> .	Oft <i>Absagen</i> , daher <i>Gefühl, sie wollen einen persönlich nicht</i> . Erzählt von EA nur, wenn Gespräch darauf kommt. Wissentlich sonst niemand ea tätig. Spricht bei Frage nach Problemmanagement über Sohn, der Hilfe nicht annimmt. Hofft, dass Kinder im Notfall für sie da sind.	Zwei Freundeskreise, eigener und der des Freundes. EA meist befürwortet, Freund aufgrund eigener Erfahrungen skeptisch. Sonst sei niemand engagiert. Distanziert sich von ihrem früheren Freundeskreis aus der Schulzeit, weil die Unterstützung <i>meistens einseitig</i> sei.
Religion/Glaube	Fühlte sich in der Kirche <i>nicht aufgehoben</i> , ist ausgetreten. Sei aber <i>christlich orientiert</i> .	<i>Bekennender Agnostiker</i> , da es im <i>Leben hier und jetzt</i> genug zu tun gebe.	Katholikin, aber <i>bös'</i> auf Gott, weil er ihr ihren Sohn <i>genommen</i> habe.	Glaube sei <i>der Kardinalpunkt für alles</i> , das bedeute aber nicht <i>Kirchenrutschen</i> .	Glaube sei wichtig, sie möchte ihn aber <i>nicht einer Kirche unterordnen</i> .
Einschneidende Erlebnisse	Suizide der Schwester und der Nichte. <i>Wenn in der Familie Suizid vorkommt, ist das sehr verwirrend und beängstigend.</i>	Eigene Krebserkrankung machte <i>Endlichkeit des eigenen Lebens einfach greifbar</i> . Beim Sterben eines Zimmerkollegen <i>aktiv dabei</i> . In der Folge eigenes Coming-Out.	Tod des Sohnes. Sie habe ihr ganzes Leben für ihn gelebt und könne seinen Tod daher bis heute <i>nicht verkraften</i> .	Auszug der Kinder, fühlte sich wie <i>der letzte Dreck</i> . Das <i>Grässlichste</i> sei die Heirat des Sohnes gewesen. Mit 50 sei sie damit nicht mehr so gut klar gekommen.	Mit 15 nahmen viele Freunde Drogen, sah einen Freund <i>auf einer Überdosis</i> . Tod eines Freundes. Entscheidung, das Flötespielen aufzugeben.
Ziele, Wünsche	<i>Wunschtraum</i> , nach Wien zu gehen, 1994 erfüllt. Sie wünsche sich nur mehr, <i>mit halbwegs Anstand um die Runden kommen</i> .	Sich <i>die Zufriedenheit erhalten</i> , neue Erfahrungen sammeln <i>und die alten nicht verlieren</i> .	<i>Vielleicht find' ich irgend jemanden, der auch keine Mutter mehr hat und auch irgendjemanden sucht vielleicht. (...)</i> Würde ich <i>adoptieren und alles vermachen</i> .	Früher habe sie <i>sehr große Ziele</i> gehabt, heute möchte sie <i>ein bisschen kontemplativ sein und ein bisschen mehr in die Tiefe gehen</i> .	Möchte nie <i>in einen Trott</i> fallen, sondern immer wieder etwas <i>Neues</i> machen.
II. TÄTIGKEIT					
1. Initialentscheidung					
Beginn der Tätigkeit	Vor etwa 1 J.	Seit ca. 7 J. im Verein.	Etwas mehr als 1 J.	Aktuelle Tätigkeit seit 1 J.	Etwas mehr als 1 J. Dzt. Pause
Besondere Fähigkeiten, Eigenschaften	Keine, nur <i>Zeit</i> und <i>den Willen</i> , mich auf was einzulassen, eine Portion <i>Empathie</i> .	Abgrenzungsvermögen, Empathie, <i>Selbstsicherheit</i> , <i>Kommunikationsfähigkeit</i>	<i>Einfühlungsvermögen</i> , <i>Geduld</i> , wenn Menschen immer das Gleiche erzählen.	Nicht nötig, nur <i>Verständnis</i> und <i>Geduld</i> , von der sie zu viel habe. Bei ihr sei alles nur <i>Intuition</i> .	Nicht nötig, man lernt in der Arbeit. Wichtig, nicht aggressiv zu reagieren, sich nicht vor Schmutz zu ekeln.

Name, Alter, Organisation	Frau A., 55, Buddy-Verein	Herr B., 32, Buddy-Verein	Frau C., 78, Caritas	Frau D., 60, Caritas	Frau E., 21, Caritas
Umstände, Spezielles Interesse, an der Tätigkeit Ansprechendes	Vortrag gehört. Wunsch, <i>mit den Leuten direkt zu tun zu haben</i> . Betr. eines Menschen <i>intensiver</i> als Infostand. Aber das <i>musste halt reifen, bis ich mir wirklich zugetraut hab', mich auf einen bestimmten Menschen so einzulassen</i> .	Eigene Krebserkrankung. Umgang mit Sterbenden hat ihm nicht gefallen, wollte daran etwas verändern. Schon HIV-Positive begleitet. Verein, der auch ihn unterstützt. Statt mit Small-Talk zu beginnen, kommt man sofort zum Punkt.	Während der Tätigkeit im R. K. eine Frau betreut. Unterbringung dieser in einem Caritas-Heim weckte Interesse. Wollte nach Tod von Ehemann weiter jemanden betreuen, der kaum Besuch bekommt und jemanden zum <i>Plaudern</i> braucht.	Hatte schon immer <i>caritative Ideen</i> . Caritas einzige Organisation, für die sie auch spendet. Wollte als Kontrast zum Beruf (alte Leute) und weil die Schwiegermutter gerade <i>elend zu Tode gekommen</i> sei, mit jungen Menschen arbeiten.	Interesse durch Vortrag geweckt. Interesse an Gesprächen mit obdachlosen Menschen.
Angaben über (Erleben des) Aufnahmeverfahren(s)	<i>Ich find' das in Ordnung, dass sich jemand genau anschaut, ob man emotionell stabil genug ist, das auszuhalten, oder reif genug ist</i> . Erlebte Alter als Ausschlusskriterium.	Training wurde als <i>spannend</i> und als Möglichkeit, andere zukünftige Buddys kennen zu lernen, erlebt.	Im Gespräch sei ihr Tätigkeit <i>empfohlen</i> worden.	Erstgespräch sei positiv, man könne so die Beweggründe und das Interesse der Menschen besser einschätzen.	Erstgespräch mit 17, für Canisibus zu jung. Kurz Lernbetreuung von Flüchtlingskindern. 2 1/2 J. später erneut Gespräch, durfte zu Canisibus.
2. Aktuelle Tätigkeit					
Nähere Charakterisierung	Erster Klient. Anfangschwierigkeiten, <i>weil ich schon mit einem gewissen Erwartungsdruck auch drauf los marschiert bin und mir gedacht hab', ich muss ihn da jetzt irgendwie ein bisschen aus seiner Isolation raus holen</i> . Klient <i>depressiv</i> , hatte zuvor schon einige Buddys. Hielt Termine nicht ein. Es habe <i>sehr viel mehr Geduld gebraucht, als ich anfangs gedacht hatte</i> . Mittlerweile regelmäßige Treffen im Café, teilweise auch außerhalb der vereinbarten Zeit zu kulturellen Tätigkeiten.	Bisher 4 Klienten, alle schwul, vermutlich wg. offenem Umgang mit eigenem Schwulsein vermittelt. Erster Klient Alkoholiker, Problem, durch die Krankheit entstellt zu sein. Wollte Wohnung nicht verlassen. Konnte in Ruhe sterben, <i>das war sichtbar, das war spürbar, obwohl das ein sehr unrunder Mensch auch war</i> . Zweiter Klient <i>ruhiger Mensch</i> , ähnl. Interessen. Wurde in Endphase durch Körperkontakt ruhig, starb unerwartet. Dritte Betreuung abgebrochen. Dzt. Klient wenig <i>beziehungsfähig</i> . Betreuungsfortgang ungewiss	Zweite Klientin. Besucht sie im Haus Schönbrunn, um mit ihr zu <i>plaudern</i> . Ist jedoch auch um die anderen Bewohner bemüht, denn sie bräuchten <i>jemanden, dem sie ihren Schmerz oder ihr Leid sagen können, der sie auch anhört</i> . In ihrer Tätigkeit im Café bringt sie den Menschen Essen und Getränke und unterhält sich mit ihnen. Man müsse <i>den Leuten auch irgendwie entgegenkommen</i> und dürfe sie <i>nicht ausgrenzen aus den ganzen Gesellschaften</i> . Sie mache nur <i>kleine Gesten</i> , die Menschen freuten sich darüber aber sehr.	Erste Klientin. Fährt ins Haus Miriam, um mit der <i>Schülerin</i> zu lernen. Wissen nicht, warum die Frau dort sei, im Allgemeinen fänden dort Frauen - viele Alkoholikerinnen - für kurze Zeit Zuflucht. Die Schülerin sei <i>ein liebes Mädel, ein bisschen natürlich nicht ganz so intelligent halt. Sonst wär' sie auch nicht sagen wir so legasthenisch und mit diesen Problemen</i> . Die Frau habe lange gebraucht, Vertrauen zu ihr zu fassen.	Arbeitete jeden Sonntag beim Canisibus. Nach Vorbereitungen und Abendessen wurden vier Bahnhöfe angefahren, dort Essen verteilt. Es sei <i>ein ziemliches Stammpublikum</i> , mit manchen ergäben sich nähere Kontakte. <i>Man kommt eigentlich nur mit dem Essen hin. Und wenn jemand seine Ruhe haben will, der holt sich sein Essen und geht. Und es gibt dann aber Leute, die von selber dann zum Reden anfangen</i> .
Aufgaben, Ziele	Würde sich <i>nicht zutrauen</i> , ein Ziel zu stecken. <i>Ich glaub', was ich anbieten und leisten kann, ist wirklich nur Begleitung</i> .	Gemeinsame Zeit <i>lebenswert</i> machen, Ängste besprechen, sie im Erkennen und Ausdrücken von Bedürfnissen fördern. Bei jetzigem Klienten <i>Kontinuität halten</i> .	Die Frau <i>beruhigen</i> , ihr <i>gut zureden</i> , aber auch den anderen Bewohnern <i>Tröst zusprechen</i> .	Der Schülerin beim Lernen helfen, wobei ihr Kontinuität sehr wichtig erscheint.	Den Obdachlosen Gesprächsangebote machen, ihnen die Nutzung aber freizustellen.
Schöne Momente	Selten. Das Rührendste sei gewesen, <i>wie er das erste mal (...) mir ein Bussi auf beide Backen gegeben hat</i> .	Mit dem ersten Klienten ein Spaziergang in 1 1/2 Jahren: <i>Das war glaub' ich ein ganz wichtiger Tag für ihn, und für mich eigentlich auch</i> .	Wenn sie Freude bereiten kann. Sei kein <i>Typ, der sich über irgendwas freuen kann</i> und alte Menschen seien <i>innerlich auch nicht zufrieden</i>	Keine	Zu Mann, der sich weigerte, irgend eine Einrichtung zu frequentieren, Kontakt aufgebaut. Bei letzter Fahrt erfahren, dass er Wohnung hat.
Schwierige Momente / erschwerende Umstände	Am Beginn, wo er Termine nicht einhielt <i>und mir immer wieder nur vorgejammert hat, dass sein alter Buddy so toll war, und er den so vermisst</i> .	Partner eines Klienten beging kurz nach dessen Tod als Unfall getarnten Suizid. Gab ihm Hinweis, dass es keiner war. Habe ihn sehr wütend gemacht.	Keine, aber es sei <i>ein bisschen deprimierend</i> , wenn ein Mensch, den sie am Vortrag noch gesehen hat, plötzlich tot ist.	Eindruck, dass die Frau nicht lernen wollte, Lärm. Könne sich Unterricht bei sich zuhause vorstellen, <i>Distanz</i> sei aber wichtig, <i>gerade auch bei so Leuten</i> .	<i>Wenn nichts weiter geht oder wenn es kaum Gespräche gibt</i> , Gedanke, dass sie etwas tun möchte, <i>was wirklich intensiv ist</i> .
Überlegungen, die Betreuung/Tätigkeit aufzugeben?	Wollte zu Beginn Betreuung aufgeben. Gefühl, dass er <i>so feste Vorstellungen</i> hat, denen sie wie frühere Buddys <i>auch nicht</i> genügt.	Ja. Ende der Tätigkeit erwogen. Wut über getarnten Suizid des Partners des Klienten. Entschied sich dann aber dagegen.	Nein	Ja. Als <i>akkurater Mensch</i> wg. wenig Kontinuität <i>schlechtes Gewissen</i> . Überlegt, andere Frau zu übernehmen oder in Altenbetreuung zu wechseln.	In Pause. <i>Das merkt man eigentlich erst, wenn man aussetzen muss (...), wie schwer das ist (...)</i> aus dem wieder raus zu kommen

Name, Alter, Organisation	Frau A., 55, Buddy-Verein	Herr B., 32, Buddy-Verein	Frau C., 78, Caritas	Frau D., 60, Caritas	Frau E., 21, Caritas
Bedeutung der Organisation, Kontakt zu anderen MitarbeiterInnen	<i>Ziemlich regelmässig</i> in Supervision und Jour fixe. Lernt aus Erfahrungen anderer. Gruppe gibt ihr Unterstützung, fühlt sich auch bei den KoordinatorInnen <i>gut aufgehoben</i> .	Nützt Supervision, teils Jour fixe. Habe den <i>Verein als Ressource</i> entdecken müssen, anfangs <i>nicht sehr sympathisch</i> , denn damals <i>wenig Platz für uns Neue</i> .	Frau C. nimmt nicht an Treffen teil. <i>Es ist schad' sagen wir, aber Sie können es zeitmässig nicht koordinieren</i> . Leute in Schönbrunn würden ihr leid tun.	Sie halte die Treffen für <i>interessant und ungeheuer wichtig</i> , habe aber keine Zeit dafür. In ihrem Bereich sei sie auch zu <i>isoliert</i> , gebe daher wenig zu besprechen.	Wunsch, unter KollegInnen vom Bus Freude zu finden, nicht erfüllt. Nahm manchmal an Canisibus-Treffen teil, an Treffen der Zentralstelle der Caritas aus zeitlichen Gründen nicht.
III. MOTIVE UND GRATIFIKATIONEN					
1. Motive (und Grad der Bedeutung, die die /der Befragte ihnen beimisst)	<u>Primär</u> : <i>Gewisse Selbstbetroffenheit</i> (Tod des Freundes). Die <i>Empörung, zu sehen, ja wie die Außenwelt mit Ausgrenzungen, mit Ablehnung, mit Angst und Vorsicht reagiert</i> , sei <i>Hauptmotor</i> . Gefühl, wg. eigener Erfahrung <i>beitragen</i> zu können. <u>Sekundär</u> : 1) Gewisse Sinnfindung 2) Interesse für Umgang mit verschiedensten Menschen. 3) Umgang mit Menschen als ständiger Lernprozess, fördert eigene Weiterentwicklung 4) Relativierung eigener Probleme: <i>Wenn man seinen Blickwinkel nicht nur auf seinen Nabel lenkt, schadet' s ja nicht</i> .	<u>Primär</u> : 1) Macht <i>Sinn</i> . 2) Ihn stört, dass etwas <i>verdrängt</i> wird. Möchte etwas <i>tun, statt nur zu reden</i> . 3) Im Spital gesehen, <i>was es bedeuten kann, in so einer Situation jemanden zu haben, der einfach anders auf einen zugeht</i> . 4) Positive Freunde. <i>Je näher eine Geschichte irgendwie ist, desto eher engagiert man sich dafür</i> . 5) Weiterentwicklung 6) Mit Thema in Kontakt bleiben 7) Interesse an Menschen, deren Geschichten. 8) Empathie (bei gleichzeitiger <i>Abgrenztheit</i>). <u>Sekundär</u> : 1) Kontakte seien immer herausfordernd 2) Bereicherung	<u>Primär</u> : 1) Will einem alten Menschen <i>Sonnenschein in sein Herz geben</i> . 2) Durch Geben von Hilfe und Freude <i>innerlich befriedigt</i> . 3) Würde sich sonst zu sehr in den Tod des Sohnes <i>hineinsteigern</i> . 4) Die Menschen seien <i>arm und einsam</i> . Davon könne sie sich nicht wie andere distanzieren. 5) Verantwortungsgefühl aus dem Glauben heraus. 6) Hoffnung, <i>dass der [Gott] einmal sagt: "Du hast so vielen Menschen geholfen", dass er auch eines Tages mir hilft</i> . <u>Sekundär</u> : Ihre Freizeit sei dadurch sehr gut genutzt, sie frage sich, was sie sonst tun würde.	<u>Primär</u> : 1) Hilfe ist (wg. Glauben) <i>Autotatismus, integraler Bestandteil</i> ihres Lebens. 2) Verhindert, dass sie <i>steckenbleibt, erhält</i> sie (auch in Pension) <i>am Leben</i> . 3) Die eigene <i>Trägheit</i> und den <i>inneren Schweinehund</i> zu überwinden, gibt gutes Gefühl. 4) <i>Das Anhängliche der Berufssituation, weil man also wirklich mit unglaublichen sozialen Schichten zu tun hatte und das ein bisschen beibehalten möchte</i> . <u>Sekundär</u> : 1) Erfahrungen sammeln 2) Das Erleben von <i>Schrecklichkeiten</i> zeige ihr, dass es ihr im Vgl. zu anderen gut geht. 3) Interesse für Menschen, deren Leben.	<u>Primär</u> : 1) Aus Gesprächen lernen 2) Weiterentwickeln durch <i>an Grenzen stoßen</i> , anders als im Beruf in bewältigbarem Ausmass. 3) Durch distanzierteren Umgang lernen, <i>Freunde aus einer anderen Perspektive</i> zu sehen. 4) Obdachlosen durch Respekt helfen, <i>Selbstbewusstsein</i> und Gefühl, Lage verändern zu können, wiederzuerlangen. 5) Weiss, wie wichtig es ist, dass einem jemand <i>zuhört</i> . 6) <i>Zwischenmenschliches</i> wg. Glaube wichtig. <u>Sekundär</u> : 1) Anfangs: Freunde finden 2) Viele gesellschaftl. Probleme gebe es nicht, wenn mehr Leute etw. täten.
2. Gratifikationen: Art und Stellenwert	Gratifikationen aus Supervision und Jour fixe vorrangig, v. a. <i>das Stück weiterentwickeln</i> , z. B. durch das <i>Mitverfolgen, auch wie es anderen geht, zuhören, wie andere argumentieren, Lösungsmöglichkeiten, die einem allein nicht einfallen würden</i> . Klient: unsicher. <i>Ja doch, ein Stück Zuneigung ist schon da</i> .	Von Gruppe: <i>ein sehr großes Verständnis, eine sehr große Sensibilität für das Thema, (...)</i> <i>Gleichgesinnte</i> . Von Klient: <i>dieser gute Kontakt</i> . Aus Arbeit: <i>das Gefühl, etwas zu tun, was Sinn macht und keine versumperte Zeit</i> ist. Gefühl, <i>dass mein Leben bereichert ist</i> . Gr. wichtig.: <i>Also ich glaub', wenn ich nichts zurück bekommen würd', würd' ich' s nicht machen</i> .	Die Leiterin des Heimes sei <i>sehr nett</i> , dies sei <i>selbstverständlich</i> . Von der betreuten Frau bekomme sie ein <i>Dankeschön</i> . Es Freue sie, sie erwarte es aber nicht, denn <i>der kriegt' s vielleicht geistig nicht mehr mit</i> .	Bekomme <i>schon</i> etwas zurück, v. a. erfahre sie viel über das <i>Leben</i> der Betreuten bzw. deren Einstellungen zum Leben. Sie bekomme auch viel, wenn jemand von sich aus etwas frage. Ist ihr wichtig. <i>Da man mit dem Alter so eine Funktion nach der anderen abgibt</i> , zeige ihr dies, dass manches noch <i>funktioniert</i> , sie noch <i>Status quo</i> hat. Von Caritas bekomme sie nichts.	Von den Obdachlosen habe sie viel zurückbekommen, in Form von <i>total lieben Sätzen</i> , Gefühl, dass sie in bestimmten Situationen <i>total auf einen aufpassen</i> , Geschenke. Dies ist ihr sehr wichtig. Von manchen Freunden erhalte sie Bewunderung. Diese sei ihr unangenehm, weil sie es ja nicht nur für andere, sondern auch für sich mache.
IV. WAHRGENOMMENER GESELLSCH. STELLENWERT					
Gesellschaftliche Bedeutung des Ehrenamtes, Beurteilung staatlicher Angebote	Ihm wird <i>viel zu wenig</i> Bedeutung beigemessen. Notwendig. Zu wenig vom Staat. Er müsse nicht alles tun, dürfe aber auch nicht zu <i>viel abwälzen</i> . Oft verlasse man sich darauf, dass die <i>belächelten Ehrenamtlichen</i> den Bedarf decken.	EA sei notwendig, wenn man nicht von <i>Utopia</i> ausgeht, <i>wo alles bezahlt werden kann</i> . Das EA werde <i>politisch ziemlich missbraucht</i> , der Staat schiebe einige seiner Aufgabe auf es ab.	Stellenwert <i>wäre</i> groß, wenn es mehr EAliche geben würde. EA gebe es in der Stadt nur im Altenbereich. Staat soll <i>schauen, dass er auch Ehrenamtliche kriegt</i> . Soll für Betreuung Obdachloser kein Geld ausgeben, da sie ins <i>einzigste Hobby</i> Trinken <i>selbst hineinschlittern</i> .	Das EA besitze grossen Stellenwert und sei wg. zunehmender <i>Anonymität</i> notwendig. <i>Nach außen</i> hin tue der Staat viel, sie wisse aber nicht, ob das reicht. Wo professionelle Hilfe nicht finanzierbar sei, müssten halt EAliche <i>hinhalten</i> .	EA sei notwendig, <i>weil es sonst viele Dinge nicht geben würde</i> . Staat schiebe Aufgaben auf EAliche und Pfarren ab, Gefahr deren Ausnützung. Reduktion der Zivildienst kritisch.
Vorteile	Für Hilfeempfänger keine. Für den EAlichen: über seine nicht so gute Leistung kann man weniger <i>nörgeln</i> als über die eines Professionellen.	Für Empfänger: Flexiblere Zeiteinteilung, Empathie. Für den EAlichen: Möglichkeit, sich selbst <i>einzubringen</i> .	Flexible Zeiteinteilung,	EAliche handeln <i>aus Liebe</i> , daher sei die Motivation <i>eine andere</i> . Sichert Hilfe auch für <i>die ganz Armen</i> .	Betroffene: Jem. kommt <i>freiwillig, an Gesprächen interessiert</i> . EAliche: Erleben weniger <i>Grund-Abwehrhaltung</i> als Professionelle.

Name, Alter, Organisation	Frau A., 55, Buddy-Verein	Herr B., 32, Buddy-Verein	Frau C., 78, Caritas	Frau D., 60, Caritas	Frau E., 21, Caritas
Nachteile	<i>Dass Stellen gekürzt werden, wenn eh Ehrenamtliche da sind.</i> Z.B. Kürzung der Zivildienner.	Missbräuchlicher Einsatz. Übernahme eigentlich professioneller Tätigkeiten gefährlich.	Keine, denn man mache es ohnehin nur, wenn man es auch gerne tue.	Einsatz in Bereichen, die Professionalität erfordern. EAlische gingen dabei <i>vor die Hunde</i> .	Keine, aber man sollte EA aufgeben, <i>wenn es zu viel wird.</i> (..) weil man das auch immer auf die Leute überträgt.
Ehrenamtlichkeit versus Professionalität	Haben verschiedene Ausgangsbasis, decken andere Bereiche ab, dürfen daher nicht als Konkurrenten gesehen werden. EA darf anders als Beruf nichts mit <i>sich profilieren</i> und <i>Ehrgeiz</i> zu tun haben.	EA sollte Aufgaben übernehmen, die anders <i>nicht abgedeckt</i> werden können (z. B. Kontakt). Beide Gruppen sollten ihren <i>Auftrag</i> im Auge behalten, nicht in <i>Konkurrenz</i> treten. <i>Reibereien</i> durch Fehler in Kommunikation und mangelnde Bewusstheit eigener Grenzen.	Keine Unterschiede bzw. Konkurrenz, denn <i>jeder macht seine Arbeit</i> . Für Tätigkeiten wie Spielen oder Plaudern sei Professionalität unnötig, aber heute benötige man ja für alles eine Ausbildung.	EA sei kein Ersatz für prof. Arbeit, sondern <i>Zusatzleistung</i> , die Bedarf an Kontakt und Gesprächen abdecke, aber <i>nicht gemacht werden müsste</i> . Prof. bräuchten sich nicht so <i>aufreiben</i> , gebe Bereiche, die auch von EAlischen übernommen werden können.	Bei bestimmten Tätigkeiten sollte man in Ausbildung lernen, <i>sich zu distanzieren</i> , also nicht ea erfolgen. Bei unterschiedlichen Aufgaben keine Konkurrenz, bei gleichen Aufgaben hingegen <i>leicht schlechte Stimmung</i> .
Image ehrenamtlicher Tätigkeiten/ehrenamtlich Tätiger	Wird nicht als <i>Arbeitsleistung</i> anerkannt, sondern <i>belächelt als nicht vollwertige Freizeitgestaltung</i> . Aber von Bereich abhängig. EA von Männern (z. B. Fw. Feuerwehr) sei <i>angesehen</i> . Soziales Engagement, v.a. jenes von Frauen, gelte hingegen als <i>Altweibernebenbeschäftigung</i> .	Bereichsabhängig. Schulterklopfen beim eher insitutionalisierten EA (z. B. Feuerwehr am Land), das man mache, um dabei zu sein. Das eigentliche EA hingegen (z. B. HIV-, Drogenbereich) gelte als Zeitverschwendung, Leute gälten als Spinner, Exot oder Trottel.	Manche dächten: <i>Die sind auch nicht ganz normal, die ehrenamtlich arbeiten, weil das würde mir nie einfallen</i> . Andere hingen fänden das <i>sehr schön</i> .	Kann nur ihre eigene Sichtweise heranziehen. Sie habe <i>Hochachtung</i> vor den EAlischen und bewerte auch kurzfristigen Einsatz als sehr positiv, denn was zähle, sei die Bereitschaft	EA gelte häufig als Ausdruck eines <i> Helfersyndroms</i> bzw. als <i>Problem, das man irgendwie haf</i> . Unverständnis, dass Menschen ihre Freizeit dafür aufwenden. Image könnte durch geringe Entlohnung verbessert werden.
Wissen über ehrenamtlicher Tätigkeiten / (Vorschläge zur Anbahnung ehrenamtlicher Tätigkeiten)	Sei <i>nicht im Bewusstsein, dass man das einfach auch gerne tun kann und nicht nur, weil man alt ist und es ist einem fad</i> . Förderung der Bereitschaft durch <i>Bewusstseinsarbeit</i> . Vereine sollten sich <i>präsentieren</i> , Medien mehr und <i>handfest</i> über das EA als ein <i>etablierter Lebensbereich</i> berichten.	<i>Zu wenig bekannt, wie ein Ehrenamt wirklich aussieht und was EA eigentlich alles ist</i> . Viele ea tätig, ohne es zu wissen. Hemmschwelle, ein EA zu übernehmen, sei sehr groß, da selten Schulungen angeboten würden. Nötig, diesen Bereich zu verstärken und klar zu machen, dass auch ein kleiner Beitrag hilft.	Gebe Interessierte, die nicht wissen, wohin sie sich wenden sollen. Man sollte u.U. mehr werben und informieren. Viele wollten aber in berufsverwandten Bereichen tätig werden, was natürlich nicht möglich sei.	Medien sollen <i>publik</i> machen, dass es gr. <i>Potenzial</i> an Interessierten gibt. Viele wissen nicht, wo EA möglich ist. Anlaufstelle für Interessierte und Org., die EAlische suchen, wäre wichtig. Trägerorganisation sollte regelmäßig informieren und Fähigkeiten und Fertigkeiten ermitteln.	Gebe Bemühungen, Interesse zu fördern, aber Menschen fänden auch selbst ihren Weg. Medien sollten dennoch mehr darauf aufmerksam machen.
gegenwärtige Entwicklungen / Zukunftsperspektive des Ehrenamtes	Befürchtet, <i>dass bei der Regierung jetzt sehr der Sparstift angesetzt wird</i> , daher Gefahr eines Missbrauchs des EA gegeben. Wird <i>offensichtlich</i> notwendiger (z. B. Zivildiennerkürzung). Der Staat sollte in Zukunft <i>seine Verantwortung tragen, aber dass die Bürger sich auf die Füße stellen, das ist auch notwendig</i> . Sie hofft, dass die Menschen <i>aufwachen</i> und künftig <i>viel mehr von ihrer Sprecherlaubnis Gebrauch machen</i> .	Staat zieht sich aus soz. Bereich zurück. EA wird <i>als Pflicht eingeführt</i> , gerät in <i>Misskredit</i> , denn nötige <i>Einschulung, Selbstreflexion</i> und <i>Unterstützung</i> werden vernachlässigt. Menschen müssen in Zukunft <i>von sich aus mehr Initiative setzen</i> (v.a. politische). Gleichzeitig steigt Notwendigkeit, sich von <i>aufoktrojierten Verpflichtungen</i> abzugrenzen (z. B. Übernahme d. Arbeit von Zivildienern gefährlich). Bereitschaft zu EA wird sich nur ändern, <i>wenn wirklich die Schrauben enger gezogen werden</i> .	Das EA wird sich in Zukunft nicht verändern. Sie glaubt, dass die neue Regierung <i>für den älteren Menschen eigentlich zugänglicher ist</i> und alle Parteien vermehrtes Engagement <i>willkommen heißen</i> würden. <i>Aber wenn sich nämlich keine Leute ehrenamtlich melden, kann die Partei auch nichts machen</i> .	Die Notwendigkeit des EA steige wg. der Zunahme alter Menschen sowie der Einsparungen im Sozialbereich. In angelsächsischen Ländern sehe man bereits, dass EA die <i>Qualität</i> sichert, viele müssten sonst <i>zusperren</i> . Die Bereitschaft werde steigen, v. a. bei der Nachkriegsgeneration - denn <i>man weiß ja, wie das in der Nachkriegszeit war, und das bleibt einem</i> . Aber auch nachfolgende Generationen werden sich aufgrund eigener Erfahrungen mit ea Hilfe im Umfeld mehr engagieren.	Glaubt nicht, dass die neue Regierung <i>alles zerstören will und die Leute wieder einsperren will</i> . Sie verstärke aber Vorurteile. Viele müssten immer mehr <i>als Sündenböcke herhalten</i> . Kritisch, wenn über best. Menschen geschimpft wird, man meint, dass sie zu <i>Arbeitsdienst verdonnert werden sollten</i> . Seit der neuen Regierung sei politische Initiative größer. Darin liege die Chance einer Zunahme des <i>Demokratiebewusstseins</i> . Gefahr, dass staatl. Aufgaben noch mehr zu <i>Privatsache</i> werden.

Name, Alter, Organisation	Herr F., 22, Caritas	Herr G., 48, Caritas	Frau H., 29, Buddy-Verein	Herr I., 43, Buddy-Verein	Frau J., 42, Buddy-Verein
Bereiche	Kinderbetreuung Mutter-Kind-Heim	Francescobus, Springer bei Medizinbus	Buddy	Buddy	Buddy
I. LEBENSGESCHICHTL. HINTERGRUND					
Herkunftsfamilie	Vater Eisenbahner, dann Ministerium; <i>Antipathie</i> (verkörperte <i>Beamtentum</i>), Mutter Arzthelferin, zuhause; Sympathie (<i>soziale Schiene</i>). Älterer Bruder - <i>Kumpel</i> .	Vater Dipl.-Ing., Mutter Hausfrau, Kranken-pflege, daher habe er die <i>Ader. Strenges, aber gutes Zuhause</i> . Vier Geschwister. <i>Familie, die sehr gut zusammenhält</i> .	Mutter Hausfrau, <i>emotional</i> . Vater Bankdirektor, Verhältnis gut. Jüngere Schwester, durch Scheidung der Eltern <i>zusammengeschweißt</i> . Verhältnis gut, nicht freundschaftlich.	Eltern Gasthaus, <i>Kommunikationszentrum</i> . Dort sehr engagiert. Eine vier Jahre jüngere Schwester, Zeit lang im Kloster. Verhältnis zu Familie stets gut.	Mutter wichtiger, Vater eher <i>Randfigur</i> . Beide Lehrer, im Beruf <i>ungeheuer engagiert</i> . Mutter starb vor 1 1/2 Jahren an Krebs. eine Schwester, 2 J. älter.
Ausbildung	Gymnasium, HAK. <i>Kaufmännische Geschichte</i> aber nicht gefallen.	Volksschule, Hauptschule, Matura Handelsakademie im Abendkurs	Psychologiestudium, Akademikertraining im "Femme"	Theologie und Mathematik abgebrochen. Wirtschaftsstudium; Lehrgang Kulturmanagement	Erziehungswissenschaften, Heilpädagogik, Spieltherapie, dzt. Montessoriausbildung, plant Abbruch
Beruf	Nach Zivildienst (Schülerlotse) bei Esso in der Zentrale. Heute Studium, aber Besuch der Soz. Ak. geplant.	10 J. Bilanzbuchhalter, dann häufiger Arbeitsplatz-Wechsel. Nach 5 J. bei STUAG arbeitslos.	Klinische und Gesundheits-Psychologin in Frauen-Gesundheitszentrum.	Früher Finanzministerium. Heute Musikhochschule (Administration, Dienststellenausschuss)	In Deutschland Familien- und Frauenberatung. In Wien bei einer Frauenhelpline gewesen.
Familienstand, Kinder	Freundin, nicht verheiratet. Ebenfalls im Mutter-Kind-Heim tätig. Keine Kinder	Verheiratet, drei Kinder <i>im Teenageralter</i>	Früher <i>von einem Freund zum anderen gegangen</i> , heute Single. Keine Kinder, möchte keine.	Hat einen Partner, keine Kinder	Vor 2 J. <i>der Liebe wegen</i> nach Wien gekommen. Lebt mit ihrem Partner zusammen, keine Kinder.
weiteres Engagement	Kein weiteres Engagement.	Viele Betreuungen (z.B. krebskranker Freund), Hilfe im Alltag, Spenden	Früher amnesty international, BB, Altenbetreuung, Familienhelferin.	Leitet mit Freund die Gruppe "Männer auf Touren"	Arbeit bei Frauenhelpline ursprünglich ea, früher Demos
Freundeskreis (Bekannte, Verwandte)	Wenige enge Freunde. <i>Positives Feedback</i> für EA, Gefühl, dass sie von Erzählungen profitieren. Viele <i>in ihrer Berufswelt festgefahren</i> , nicht engagiert. Deshalb so enge Freunde, weil ich mit denen auch <i>gerade solche Problemsituationen besprechen kann</i> .	<i>Lustiger und geselliger Mensch</i> . EA anfangs <i>befürwortet</i> . Mit Dauer d. Arbeitslosigkeit <i>ausgegrenzt</i> . Glaubt, dass Freunde etwas tun, es aber nicht <i>auf die grosse Glocke hängen</i> . Mache viel mit sich aus, Kommunikation aber wichtig. Wird selbst öfters um Hilfe gebeten.	Früher viele Bekannte, heute wenige, <i>ernsthafte</i> FreundInnen. Einige interessiert an EA, andere <i>nehmen's einfach hin als etwas, die kennen mich einfach, das passt irgendwie zu mir</i> . Niemand ea tätig. Macht Probleme mit sich aus. Umgang mit Problemen sonst sehr verschieden.	Bekannt und engere Freunde. Feedback für EA. meist positiv, <i>verstärktes</i> Interesse nur bei wenigen. Freunde helfen weniger durch Reden, mehr durch Rahmen, in dem er <i>abschalten</i> kann. Haben ev. <i>Scheu</i> , zu ihm zu kommen, da er immer <i>hektisch und geschäftig tue</i> .	Wenige (nicht öst.) Freunde, <i>anfangs erstaunt über diesen Bereich</i> , heute sei ihr EA <i>akzeptiert und integriert</i> . Sind nicht engagiert. Spricht über Problem erst, <i>wenn ich das Gefühl hab', ich kann mich mitteilen oder ich kann das greifen</i> . Eine Freundin sei ihr da sehr ähnlich.
Religion/Glaube	Durch Wissen um früheres Schicksal der Mutter zum Glauben gekommen, auch Kirche	<i>Katholik und Christ</i> , daher <i>Nächstenliebe groß geschrieben</i> .	Aus der Kirche ausgetreten, suche aber <i>Spiritualität</i> . Als Kind <i>irrsinnig religiös</i> .	Problem mit Kirche, aber will röm.-kath. Sozialisierung <i>nie verleugnen</i> .	Glaube durch Tod der Mutter bedeutsam geworden, habe aber nichts mit Kirche zu tun.
Einschneidende Erlebnisse	Klassenkamerad verletzte sich bei Rangelerei mit ihm. Darauf führt er seine <i>extreme Ablehnung gegen Gewalt</i> zurück.	Begleitung und Tod des krebskranken Freundes berühre ihn heute noch sehr. Habe sich früher <i>nie vorstellen</i> können, arbeitslos zu werden.	Eltern Scheidung, Mutter Suizidversuch, Vater Darmkrebs, als sie ungewollt schwanger war. Abbruch, Freund dagegen. Probleme mit Essen, <i>Regredieren</i> .	Beziehung zum Partner und dessen Tod vor sechs Jahren <i>prägend</i> für seine <i>Person</i> , z. B. der offene Umgang des Partners mit Schwulsein.	Krebserkrankung der Mutter und Begleitung bis zum Tod. Dadurch Beziehung zum Tod verändert, der Schwester <i>sehr nahe gekommen</i> .
Ziele, Wünsche	Im Leben nur drei sinnvolle Dinge: Etwas <i>Wissenschaftliches</i> , eine <i>Familie gründen</i> und die <i>sozial-caritative Schiene</i> (bei ihm Besuch der Soz.Ak.).	Möchte, dass seine Kinder <i>glücklich und zufrieden</i> sind und eines Tages sagen: <i>Wir haben nette, gute Eltern gehabt</i> .	<i>Dass ich nicht ständig auf der Suche bin, sondern mich einmal halbwegs gefunden hab'</i> . Weiters <i>lernen</i> , eine <i>Beziehung zu haben</i> . Im Beruf weniger über Grenzen gehen.	Will beitragen, <i>dass das Schwulsein (...)</i> ein bisschen <i>wegkommt von einem anrühigen Rotlichtmilieu à la Kronenzeitung-Denken der Leute</i> . Hofft auf Fortbestand der Beziehung.	Möchte ein paar Jahre in ein anderes Land gehen.
II. TÄTIGKEIT					
1. Initialentscheidung					
Beginn der Tätigkeit	Vor ca. 1 1/2 J. gemeldet	Kontaktaufnahme vor 15 Mon.	Bewerbung vor 3 J.	Kurs vor 8 J., seit 4 J. Buddy	Training vor ca. 1 1/2 J.
Besondere Fähigkeiten, Eigenschaften	Keine, <i>Willen</i> reicht. In Arbeit würden <i>gewisse Elemente abgerufen</i> , diese bei ihm ganz gut <i>ausgeprägt</i> .	Lern- und Kommunikationsfähigkeit. <i>Das kann man nicht erlernen, das muss in einem drinnen sein</i> .	<i>Vorerfahrung</i> mit Menschen, keine <i>Berührungängste</i> , <i>Fähigkeit</i> , (...) <i>was durchzuziehen</i> .	Belastbarkeit, Zuhören, andere Meinungen akzeptieren, Auseinandersetzung mit Sterben	Empathie, Zuhören, <i>Sensibilität (sehen, was wirklich ist und [...] ein bisschen dahinter auch zu schauen)</i>

Name, Alter, Organisation	Herr F., 22, Caritas	Herr G., 48, Caritas	Frau H., 29, Buddy-Verein	Herr I., 43, Buddy-Verein	Frau J., 42, Buddy-Verein
Umstände, Spezielles Interesse, an der Tätigkeit Ansprechendes	Seit Zivildienst Interesse für Soziales. Las Aufruf der Caritas in Zeitung. Bei Kindern noch Hoffnung, dass sie mit Hilfe später <i>normales Leben</i> führen können, nicht immer unter Gewalterfahrungen leiden müssen.	Arbeitsplatzverlust, wollte ihn <i>nicht so tragisch</i> nehmen: Dachte, dass Leben nicht nur aus Geld bestehe, sondern auch <i>Nächstenhilfe</i> . Sendung über Essensbusse gehört. Gedanke, <i>eventuell auch einen Job bei der Caritas zu erlangen</i> .	In Seminar von B.V. gehört. HIV für sie selbst Thema, bis Abschluss der Diplomarbeit (Thema AIDS) im Hinterkopf behalten. Wollte ihr Können in vertrautem Themenbereich einsetzen. Begleitung durch Nicht-Professionelle ansprechend	Als schwuler Mann Beschäftigung mit HIV, von Buddy-Ausbildung gehört. Glaubt, dass es wichtig ist, dass die Homosexuellen eben ihr soziales Engagement auch zeigen können.	Erster Kontakt mit Thema durch Arbeit. Bei AIDS-Hilfe Möglichkeiten der Begleitung HIV-Positiver erfragt, an den B.V. verwiesen. Möglichkeit der Einzelbegleitung. Schätzt Arbeit des B.V., da Lebenssituation Betroffener sehr schwierig.
Angaben über (Erleben des) Aufnahmeverfahren(s)	Für ihn mehrere Bereiche in Frage gekommen. Wegen Erfahrungen im Zivildienst aber an Mutter-Kind-Heim vermittelt.	Im Erstgespräch für Franciscobus entschieden, da bezahlte Arbeit nicht möglich.	Gespräch unangenehm, <i>beeinflusst</i> , weil mehrere gleichzeitig befragt wurden. Wollte einer Frau, die etwas <i>ruhiger</i> war, nicht den <i>Platz wegnehmen</i> . Training positiv erlebt.	Befürwortet Reflexion der eigenen Motive. Training: <i>angenehmes, gruppendynamisches Wochenende</i> , Kennenlernen, <i>Erfahrungsaustausch</i> .	<i>Das ist ein sensibles Thema und man muss einfach auch sehen, wie die, die sich dafür interessieren, mit diesem Thema umgehen.</i>
2. Aktuelle Tätigkeit					
Nähere Charakterisierung	Betreut zweimal pro Woche in Mutter-Kind-Heim Kindergruppe. Kinder von 2 bis ca. 10 J., viele haben Gewalt erfahren. Bleiben meist jahrelang mit Müttern. Zweierteam von Betreuern unternimmt mit ihnen je nach Wunsch versch. Aktivitäten, denn die Mütter seien meist <i>mit sich selbst beschäftigt</i> . Davor mit Hauptamtlichen Abklärung eines eventuell erhöhten Betreuungsbedarfs einzelner Kinder. Vor einiger Zeit Einzelbetreuung eines Jungen, die <i>nicht gut ausgegangen</i> sei. Kind zog mit Mutter aus.	Einmal wöchentlich bei Franciscobus. Erst Kochen im Caritas-Heim, an versch. Stationen Suppe ausschenken. <i>Es geht den österreichischen Clochards eigentlich nicht um die Suppe, sondern mehr ums Gespräch</i> . Keine fixen Klientinnen, aber viele kämen regelmäßig. Mehr Männer als Frauen. Viele seien sehr einsam und bräuchten <i>Steicheleinheiten</i> . Sie ihnen zu geben, habe er lernen müssen, in manchen Dingen sei ihm aber <i>Distanz</i> wichtig. <i>Ich würd' mich nicht abbusseeln lassen</i> .	Betreut seit Beginn selben Klienten. Er sei <i>wenig problematisch</i> , sehr <i>kommunikativ</i> , aber <i>konfliktscheu</i> . Daher Sorge, dass er eventuelle Probleme nicht ansprechen, sondern sich (wie bei seinem ersten Buddy) irgendwann nicht mehr melden könnte. Auf Phasen mit intensiven Gesprächen folgten immer wieder <i>belanglose</i> Phasen, aber da sie ihm in <i>Belanglosigkeit</i> und <i>Konfliktscheue</i> ähnlich sei, passe dies. Klient interessiere sich auch für Psychologie, oft Gespräche darüber.	Wg. Infektion des Partners Umsetzung erst vor 4 J., davor Verein administrativ unterstützt (Vorstand). Seither Betreuung eines Klienten, der schon lange positiv sei. V.a. seit der Kombinationstherapie gehe es ihm gut. Hat kaum Bekannte, studiert, aber <i>nicht sehr konsequent</i> . Wesentliches Merkmal der Betreuung sei <i>Kontinuität</i> . Wöchentliche Treffen, teils intensive Gespräche, teils <i>Kaffeeklatsch</i> . Gemeinsame Unternehmungen.	Zwei beendete Betreuungen. Erste Klientin Dialysepatientin. Vorerst im Spital besucht. Begleitung <i>stagnierte</i> , als sie wieder daheim war. Reagierte nicht mehr auf Kontaktversuche. Mit zweitem Klienten begann es sehr gut, ähnliche Interessen. Kurz darauf Betreuungsende durch depressive Phase, <i>wo er das Gefühl hatte, dass er sich niemandem auch zumuten konnte. Und da wollte er mir einfach dann die Chance nicht geben, selbst zu entscheiden, ob ich mir das zumuten wollte oder etwa nicht.</i>
Aufgaben, Ziele	Die Kinder <i>auf andere Gedanken bringen</i> , ihnen <i>Freund</i> sein. Dazu beitragen, dass sie <i>den Bezug zu Männern nicht verlieren</i> , da der Mann oft die <i>Hassperson</i> darstelle.	Leute so <i>akzeptieren, wie sie sind</i> , (...) <i>ihnen nichts aufoktrojieren. Man muss sie zuerst verstehen lernen, und dann kann man ihnen helfen, auf einen richtigen Weg gehen</i> .	Kein best.Ziel, <i>weil ich denk' mir, das Ziel, das kann sich verändern und das macht eh er</i> . Sie will ihn aber bei seinen Veränderungen begleiten und <i>sensibel bleiben für ihn</i>	Hat den Eindruck, dass der Klient nicht sehr glücklich ist und in seinem Leben nicht viel <i>passiert</i> . Möchte daher mit ihm Bereiche finden, die ihn interessieren.	<i>Diesem Menschen das Gefühl zu geben, für ihn da sein zu wollen. Und ihm einfach Partner sein zu wollen.</i>
Schöne Momente	Kinder sind sehr ehrlich, schön, wenn z.B. <i>einer von den Ärgsten</i> zu ihm sagt: <i>"Ich hab' dich so lieb"</i> .	Wenn er mit Leuten ins Gespräch kommt oder das Gefühl hat, geholfen zu haben, kommt er immer <i>zufrieden</i> heim und fühlt sich meist <i>erfüllt</i>	Intensive Gespräche, phasenweise viel <i>Körperlichkeit</i> . Diese tue ihr sehr gut, denn <i>da fühl' ich mich auch als näher spürbar</i>	Momente, in denen <i>er sich mehr öffnet und mir mehr erzählt</i> und solche, wo er Gefühl hat, <i>dass es ihm wichtig ist, dass es mich gibt</i>	Besuche der Frau im Krankenhaus seien <i>sehr nett und lebhaft</i> gewesen. Die Klientin habe sich über ihr Kommen sehr gefreut.
Schwierige Momente / erschwerende Umstände	Momente, wo <i>er streng sein muss und konsequent</i> . Er erreiche oft seine <i>Belastungsgrenzen</i> , Kinder können <i>nerven</i> . Hat angesichts ihrer Erfahrungen Verständnis dafür.	Mangelnde Hilfsbereitschaft der Heimbewohner beim Busesausladen. Vor Fahrten in Küche zu viele Helfer, fühlte sich <i>nicht gebraucht</i> . Einigung, dass er nur mehr bei Bus ist	<i>Belanglosigkeiten</i> und phasenweise Unzuverlässigkeit des Klienten, vor allem, weil <i>Zeit kostbar geworden</i> sei, seitdem sie arbeite.	Klient bestellte etwas auf seine Rechnung. Hier gebe es bei ihm <i>Grenzen, ganz klare</i> . Klärung war für ihn Voraussetzung für Fortsetzung der Betreuung.	Situation, in der Klient ihre Haltung gegenüber HIV-positiven Menschen testen wollte. Es sei auch schwierig, die Beendung der Begleitungen ohne klärendes Gespräch zu akzeptieren
Überlegungen, die Betreuung/Tätigkeit aufzugeben?	Früher häufiger, v.a. als er Jungen betreute, zu dem er <i>keinen Zugang</i> gefunden habe. Dieser kommt nicht mehr, daher Überlegungen seltener	Nein.	Nein. Vielmehr wolle sie den Kontakt <i>intensivieren</i> und überlege daher <i>immer wieder neue Strategien, wie ich näher an ihn ran komm'</i> .	Solange die Betreuung klappt, bestehe die Überlegung nicht. Aber bis zum <i>Lebensende</i> werde er aber sicher nicht dabeibleiben.	Nein. Pausiert aber zur Zeit.

Name, Alter, Organisation	Herr F., 22, Caritas	Herr G., 48, Caritas	Frau H., 29, Buddy-Verein	Herr I., 43, Buddy-Verein	Frau J., 42, Buddy-Verein
Bedeutung der Organisation, Kontakt zu anderen MitarbeiterInnen	Kontakt zum zweiten Betreuer und zu Hauptamtlichen im Heim wichtig. Die Caritas ermögliche ihm das <i>Ausleben</i> dessen, was er <i>geistig die ganze Zeit gedacht</i> habe.	In weiteren Bereichen für Caritas tätig, z. B. Springer beim Medizinbus. Zu Treffen gehe er <i>wenig</i> , denn <i>in dem Bereich, wo ich arbeite, hab' ich Austausch genug</i> .	Jour fixe früher unwichtig, heute Chance, andere zu sehen. Meidet wg. schlechter Erfahrung Supervision bei großen Problemen. Guter Kontakt zu Koordinatorin, aber eher privat.	Supervision für ihn und die Existenz eines solchen Vereines essentiell wichtig. Jour fixe weniger, selten dort, da es oft <i>mühsam</i> sei. Guter Kontakt zur Koordinatorin.	Supervision positiv, <i>Austausch war gut, hat mir auch was gegeben</i> . Seit Pause nicht dort. Jour fixe Möglichkeit, Buddys zu sehen. Kontakt zu Koordinatorin wichtig
III. MOTIVE UND GRATIFIKATIONEN					
1. Motive (und Grad der Bedeutung, die die /der Befragte ihnen beimisst)	<u>Primär:</u> 1) Seine Freude u. die der Kinder sei die <i>größte Motivation</i> . Sei seine <i>Eigenheit</i> , das, was ihm sein Herz sage, er denke, fühle. <u>Sekundär:</u> 1) ev. <i>Antihaltung</i> zu Vater 2) ev. Ärger über Gesellschaft 3) bei Freunden <i>G'schichtln drücken</i> können, ihnen etw. zeigen 4) Glaube 5) Sinnvolle Freizeitbeschäftigung 6) Entwicklung, Herausforderung 7) Interesse an Menschen in <i> Extremsituationen</i> 8) Fühlt sich mit Schicksal anderer verbunden 9) <i>Wenn man keinen Sinn in der Berufswelt oder in der Freizeit so finden kann, dann kann man sich da auch locker drin finden</i> .	<u>Primär:</u> 1) helfen wollen 2) Empathie 3) Freude daran 4) <i>Notwendigkeit</i> , da <i>Gesellschaft</i> von vielen EAlichen <i>lebt</i> . 5) Lernen (<i>Bescheidenheit, Warten</i> usw.) 6) <i>So hätt' es mich auch erwischen können. (...)</i> Und <i>ich bin sehr glücklich, dass es mich nicht erwischt hat. Und allein das ist ein sehr sehr motivierbarer Begriff, weiter zu machen</i> . <u>Sekundär:</u> 1) Gegenwärtig viel Zeit, daher sinnvolle Freizeitbeschäftigung. Aber positiv an EA sei auch <i>Freiraum</i> , denn mit neuem Arbeitsplatz könnte sich alles verändern. 2) Kontakte, in denen er u. a. <i>Menschenkenntnis</i> erwerbe.	<u>Primär:</u> <i>Eigennutzen zentral</i> 1) <u>Ergänzung zu Beruf, wo sie kaum direkt mit Leuten zu tun habe.</u> 2) <u>Mit Thema HIV in Kontakt bleiben.</u> 3) <u>Wachsen durch herausgefordert werden und über Grenzen gehen.</u> 3) <u>Empathie, Sensibilität. Habe bei Mutter ständig irgendwie Antennen haben müssen (...)</u> <u>um zu schauen, wie die Krise grad ist.</u> <u>Dadurch sei sie ein irrsinnig geschulter Mensch und habe es total intus.</u> <u>Irritationen irgendwie zu spüren.</u> <u>Sekundär: Früher habe es ihr gutes Gefühl gegeben, heute ab und zu. Keine Freude daran, es stehe so eine eigene Lust dahinter.</u>	<u>Primär:</u> 1) <u>will Fähigkeiten anbieten, ist Teil seiner Persönlichkeit</u> 2) <u>Weil schwul, Thema HIV damals so packend, so wichtig, dass er etw. tun mußte. (...)</u> <u>um den Wahnsinn dieser Krankheit zu verarbeiten.</u> 3) <u>Partner erkrankt</u> 4) <u>Als schwuler Mann, Engagement zeigen</u> 5) <u>Ziele, Ideen des B. V. ansprechend</u> 6) <u>Etw. tun, das Befriedigung gibt.</u> 7) <u>Verpflichtung als Akademiker, da ihm Gesellschaft Studium und gutes Einkommen ermöglichte.</u> <u>Sekundär: 1) Erwerb soz. Kompetenz (im Beruf Auswahlkriterium)</u> 2) <u>Während Arbeitslosigkeit sinnvolle Freizeitbeschäftigung</u>	<u>Primär:</u> 1) <u>Verein verwirklicht ihre Vorstellungen einer ea Tätigkeit.</u> 2) <u>Die Tätigkeit des Vereins sei unterstützenswert.</u> 3) <u>Themenbereich HIV, Sterben und Tod, doch letztere bisher in der Arbeit kaum Thema</u> <u>Sekundär: Empathie sei Voraussetzung, aber bei HIV-Positiven gut eingesetzt, ihre Situation erfordere besondere Sensibilität.</u>
2. Gratifikationen: Art und Stellenwert	Kinder: <i>immaterielle Werte, (...) die können einem ganz klar zeigen, ob sie einen mögen oder nicht</i> . Zu sehen, wenn Kinder einander helfen. Caritas: Kurse, Impfungen. Freunde: Lob, Sympathie. Gr. wichtig, denn <i>ohne Lob und ohne Liebe geht der Mensch ein</i> . Könne mit Lob schwer umgehen, denke sich aber <i>kurz vorm Einschlafen, doch nicht so nutzlos (..) auf der Welt</i> zu sein.	Von Betreuten: <i>Dankbarkeit</i> , zeige sich darin, dass sie <i>einfach kommen und reden</i> . Von der Caritas: Ausflüge, bei denen er mehr aus Menschen <i>herausbekommen</i> könne als sonst. Von Freunden: <i>Freude</i> , wenn sie ihn bei Problemen um Hilfe bitten, da sie glauben, er wisse, <i>wie man damit umgeht</i> . Stellenwert: Es komme <i>sowieso</i> etwas zurück, immer müsse das nicht sein.	Klient: Wenn er ihr z.B. <i>spiegelt</i> , dass es <i>ein gutes Gespräch</i> war. Vom Verein: Zugehörigkeitsgefühl, Umgang untereinander aber <i>fast zu nett</i> . Wichtiger Gr. aus Tätigkeit: <i>Auch, wenn mein Leben Kopf steht und ich mich wirklich sehr verändert hab' (...), gibt' s gewisse Dinge, die einfach beruhigend sind, weil sie immer weitergehen</i> . Ist die <i>Bestätigung</i> , dass <i>ich weiter so bin</i> .	Klient: Gefühl, ihm wichtig zu sein. Der <i>respektvolle Umgang</i> nach dem Vorfall gebe ihm <i>tolles Gefühl</i> und <i>Befriedigung für die Sache</i> . Verein: Kontakt zu manchen ist <i>Befriedigung</i> . Gr. allg. wichtig. <i>Es geht nicht um eine aufopfernde Art, jetzt (..) solange zu geben, bis man nicht mehr kann, sei auch wichtig, die Batterien sozusagen wieder aufzuladen</i> .	Von KlientInnen: deren <i>Freude, positive Rückmeldungen</i> . Vom Verein: <i>Bestätigung, das Vertrauen, das man in mich setzt</i> . Beides wichtig. Von Bekannten: positive Rückmeldungen, wenig bedeutsam.
IV. WAHrgENOMMENER GESELLSCH. STELLENWERT					
Gesellschaftliche Bedeutung des Ehrenamtes, Beurteilung staatlicher Angebote	Viele Org. könnten ohne EA nicht bestehen, in der Gesellschaft sei es aber nicht <i>so präsent</i> . Zu wenige staatliche Angebote. Staat nimmt Kürzungen vor und <i>schaut halt, wo die Grenzen in der Bevölkerung sind</i> .	EA ist quantitativ wichtig; notwendig, denn <i>sonst wär' der Staat überhaupt nicht mehr zu derzahlen</i> . Erfahrungsgemäß brauche der Staat immer einen <i>Anstoß</i> , bevor er etwas tut.	Es werde viel <i>Ausbeutung betrieben</i> . Arbeit selbst notwendig, aber Frage, ob sie ea getan werden sollte. Zumindest in Wien gebe es genügend staatliche Einrichtungen, die aus finanziellen Gründen aber häufig mit EAlichen arbeiten.	EA sei notwendig und gut. Begriff wird aber oft für etwas verwendet, das kein EA ist. Dadurch Abwertung des EA. Mit Sparmaßnahmen staatl. Aufgaben <i>als ehrenamtlich definiert</i> . Staat soll Grundversorgung bieten, EA diese ergänzen. Käme alles vom Staat, würden wir zu unfreien Bürgern.	Gesellschaft könnte ohne EA <i>nicht so funktionieren</i> . Negativ, dass nur best. Personengruppen im EA. Der Staat mache <i>nur das, was er muss</i> , wenig für <i>Randgruppen</i> . Müsse aber nicht alles vom Staat kommen, Verantwortung und Engagement von Bürgern sei gut.
Vorteile	Mißt Vorteile daran, ob Unterschiede zw. EA und Professionalität bestehen. Nicht der Fall, daher keine	Beendung der Arbeit <i>ohne schlechtem Gewissen</i> möglich. Bei EAlichen sei <i>sehr viel Motivation da</i> .	EAlische seien <i>engagierter und mit mehr Herz dabei</i> , hätten mehr Zeit.	<i>Größere Gestaltungsfreiheit</i>	EA sei <i>direkter, ehrlicher</i> , nicht so <i>hochgradig organisiert</i> . EAlische kommen wg. best. Erfahrung und Eignung in einen Bereich

Name, Alter, Organisation	Herr F., 22, Caritas	Herr G., 48, Caritas	Frau H., 29, Buddy-Verein	Herr I., 43, Buddy-Verein	Frau J., 42, Buddy-Verein
Nachteile	Keine Nachteile (wie oben)	Notwendigkeit, Zeit zu opfern. EA ohne das nötige <i>innere Ja</i> .	Kaum Unterstützung, viele <i>powerm sich aus</i> , schaffen keine sinnvolle <i>Dosierung</i> ihrer Zeit. Motive kaum hinterfragt.	Für EAliche: Wenn man sich zu sehr vereinnahmen lässt von Pflichten. Für Klient: Mangelnde Eignung des Helfers, <i>Helfersyndrom</i>	Einsatz als Ersatz für professionelle Leistungen
Ehrenamtlichkeit versus Professionalität	Beide Arbeitsformen würden <i>gleich bewertet</i> , ergänzen und bräuchten einander. Im Sozialbereich seien die <i>Schwankungen</i> zwischen EA und Professionalität nicht so groß. Keine <i>Rivalität</i> .	<i>Sehr gute Zusammenarbeit</i> , Professionelle tun ihre Arbeit, EAliche helfen dabei, seien keine <i>Aussenseiter</i> . Klima im <i>Team</i> sei aber von der Qualität der <i>Führung</i> abhängig.	Keines besser, <i>bestimmte Motivation</i> auch bei Prof. im Sozialbereich. Betreute können kostenlose Hilfe <i>weniger nehmen</i> als bezahlte. Prof. Hilfe oft abgewertet als <i>nicht mehr echt und vom Herzen</i> . Prof. sehen EAliche als <i>Idealisten</i> , bewundern sie.	<i>Balance</i> in der Beziehung sei sehr wichtig. Sollten nicht <i>neidvoll</i> auf Position des anderen schauen. Professionelle sollten EAliche nicht als <i>Heroen stilisieren</i> , EAliche sollten sich nötige Unterstützung holen, aber nicht mehr verlangen.	EA sollte prof. Arbeit ergänzen, nicht ersetzen. Bei klarer Definition von Rolle, <i>Wünschen, Aufgaben und Zielsetzungen</i> sei <i>Miteinander</i> beider gewährleistet. EAliche sollten sich als <i>Person</i> einbringen können, nicht von Interessen anderer (z. B. Arbeitgeber) abhängig sein.
Image ehrenamtlicher Tätigkeiten/ehrenamtlich Tätiger	Image sei nicht gut, viele dächten, dass unbezahlte Arbeit <i>minderwertige Arbeit</i> sei.	Den Ehrenamtlichen wird mit <i>Anerkennung</i> begegnet.	Erfährt kaum <i>Wertschätzung</i> , gilt als <i>eh einfach</i> , etwas, das man <i>nebenbei</i> machen könne. Junge EAliche gälten als <i>Idealisten</i> , ältere als solche, <i>die nicht aufhören können</i> , zu arbeiten. Oder <i>so blöde Religiöse, die in der Pfarre herumtun</i> .	<i>In einer extrem leistungsbezogenen Gesellschaft ist Ehrenamtlichkeit eigentlich ein Negativum</i> . Manche unterstellen Helfersyndrom od. fehlende Selbstverwirklichung im Beruf. Diskussion um Zivilgesellschaft entwirft negatives Bild - EA als etwas, das wenig Eignung braucht	Nimmt an, dass die Rückmeldungen <i>positiv und wohlwollend bejahend</i> sind. Habe aber noch keine <i>Stellungnahme</i> gehört.
Wissen über ehrenamtlicher Tätigkeiten / (Vorschläge zur Anbahnung ehrenamtlicher Tätigkeiten)	Fehlende Wertschätzung wg. mangelndem Wissen über Bereiche und Bedeutung des EA. Mehr Medienpräsenz sinnvoll, man kann sich aber nicht über <i>Pressefreiheit</i> hinwegsetzen, als Interessierter muss man <i>sich zuerst selber (...) im Klaren sein, was man will. Und dann kommt man eh irgendwie selber drauf</i> .	Mehr Werbung wäre sinnvoll, aber der beste Weg sei <i>das mündliche Überbringen</i> . Ferner sollte man <i>die Jugend</i> in der Schule <i>drauf stoßen</i> . Zu erwarten, dass sie ea tätig werden, sei jedoch <i>zu viel verlangt</i> . Häufig Engagement erst in Pension, sei auch <i>gut</i> .	Gebe Werbung, sei aber nicht gut, weil sie unter Motto <i>Die Welt hat keine Werte mehr und die jungen Menschen müssen doch auch einmal was tun</i> stehe. EA-Bereiche wenig bekannt, viele kämen über Pfarrjugend zu Engagement.	Mehr Information über EA-Bereiche sei nicht nötig. <i>Ich denke, das findet sich</i> . Es sei effektiver, <i>die Sensibilität für soziales Verhalten zu schärfen</i> . Befürwortet <i>emotionslose</i> Fernsehporträts, diese könnten <i>Vorbildwirkung</i> haben.	Der häufigste und beste Weg zum EA sei die <i>Mundpropaganda</i> . Werbung sei ihr nicht bekannt, aber auch nicht notwendig. <i>Wenn sie's wirklich wollen und wenn sie sich eine Zielgruppe ausgewählt haben, dann findet man schon einen Weg</i> .
gegenwärtige Entwicklungen / Zukunftsperspektive des Ehrenamtes	Kann Entwicklungen schwer einschätzen. Österreich tendiere ev. zu System wie in den USA, <i>wo der Staat überhaupt kein soziales Netz hat und wo eigentlich alles über Spenden läuft</i> . Das EA könnte daher mehr werden, aber auch weniger, wenn die Leute denken: <i>"Wenn der Staat spart, dann mach' ich auch nichts."</i> Mittlerweile sei die <i>Allgemeinheit</i> von Kürzungen betroffen (z.B. Krankenkassenbeitrag). <i>Also da müßten die Leute auch aufschreien und sie tun es aber irgendwie nicht wirklich</i> .	Betreuungsbedarf steigend - wg. höherer Lebenserwartung v.a. im Altenbereich. Staat sollte für den Bereich mehr ausgeben. Für manches sei Schulung nötig, solange die Menschen aber nicht krank sind, ea Betreuung sinnvoll. Möchte sich nicht über zukünftiges Verhalten des Staates äußern, glaubt aber, dass er für den sozialen Bereich insgesamt kaum Geld aufbringen wird.	Wg. Zivildienerkürzung und Einsparung im Sozialbereich wird vermutlich in Zukunft mehr auf EAliche zurückgegriffen. Bereitschaft dazu aber eher sinkend, Anzeichen seien Kirchenaustritte und geringe Wahlbeteiligung. In <i>Spaßgesellschaft</i> Initiative nicht sehr <i>in</i> . Politik bestimmt gesellschaftliches Klima, ein <i>sehr schlechtes Klima</i> führe aber auch zu verstärktem Zusammenhalt, z.B. <i>formieren</i> sich dzt. versch. Organisationen im Frauen-Bereich.	Durch <i>sehr oberflächliche Diskussion der Zivilgesellschaft</i> Trend, das EA zur Verpflichtung zu erklären. Als <i>angeborener Optimist</i> beurteilt er die Chancen des EA aber auch in einer Leistungsgesellschaft als gut, zumindest solange es Diskussionen gibt und BürgerInnen Rechte und Pflichten wahrnehmen. Wenn aber <i>nur mehr ein autoritätsgläubiges Verhalten erwartet wird</i> , sei auch negative Entwicklung denkbar. <i>Je unfreier die Gesellschaft ist, umso schwieriger wird' s die Ehrenamtlichkeit haben</i> .	Bedeutung des EA steigt wg. <i>Sozialabbau</i> , wird wichtiger, <i>um noch einigermaßen ein Niveau beizubehalten</i> . Gegen steigende Bereitschaft zu EA spricht <i>das Prinzip Leistungsgesellschaft und monetäre Gesellschaft</i> . Wg. finanziellen Sorgen und Zeitmangel wird vermutlich kaum mehr Kapazität frei sein. Seit kurzem aber wieder <i>politische Bewegung</i> , v. a. unter Jüngeren. Könnte positiven Trend ankündigen, verstärktes Eintreten für Interessen <i>politischer oder sozialer Art</i> .

Name, Alter, Organisation	Frau K., 62, Rotes Kreuz	Herr L., 58, Rotes Kreuz	Frau M., 29, Rotes Kreuz	Frau N., 58, Rotes Kreuz	Herr O., 42, Rotes Kreuz
Bereiche	Besuchsdienst, Behindertenbetreuung, Büro	Besuchsdienst, Behindertenbetreuung	BD, S.NR., Sanitäterin, Referat, Ambulanzen, Unterricht	St. Anna, Behindertenbetreuung	Sanitäter, Besuchsdienst
I. LEBENSGESCHICHTL. HINTERGRUND					
Herkunftsfamilie	Bauern, sehr streng. Verhältnis aber ganz gut. Scheidung, als sie 18 war. Zwei Brüder (verstorben) und eine Schwester.	Mutter Hausfrau, ihm <i>egal</i> . Vater Bahnbeamter, etwas mehr Kontakt. Mutter heiratete nach Scheidung wieder. Beide verstorben. Einzelkind	Mutter Mittelschulprofessorin, Vater EDV. Beide in der Kirche aktiv. Ältere Schwester, <i>Mama-Kind</i> . Sie selbst die <i>Rebellin</i> , habe sich als Jüngere <i>alles erkämpfen</i> müssen.	Vater im Krieg gefallen. Zur Mutter, die ein <i>hilfsbereiter Mensch</i> sei, lange <i>eine gewisse Distance, Ärger</i> wg. Schlechter Lernerfolge. Heute gutes Verhältnis. Einzelkind	Vater unbekannt. Großmutter <i>Bezugsperson</i> , bei der er mit der Mutter lebte. Mutter heiratete wieder. Eine 10 J. jüngere Halbschwester, zu beiden kein Kontakt mehr.
Ausbildung	Ab 14 Handelsschule, später Erwachsenenbildung der Handelsschule	Installateur-Lehre. <i>Höheres</i> aus finanz. Gründen und wg. schlechten Lernerfolgen nicht möglich.	Dipl. Sozialpädagogin, Dolmetsch und Psychologie abgebrochen	Mittelschule bis zur fünften Klasse, Ausbildung zur zahnärztlichen Helferin	Volksschule, Hauptschule, Maurerlehre
Beruf	Sekretärin in einem Labor, Pension	Verkauf, Großhandel. Vor 4 J. Arbeit wegen Erkrankung der Ehefrau <i>aufgegeben</i> , seither nicht berufstätig.	Erzieherin in einer katholischen Privatschule.	Zahnarzthelferin, dann bis zu Pension vor 2 J. bei Ärztekammer (Institutsleiterin). Kurz Restauration.	Derzeit arbeitslos
Familienstand, Kinder	Heirat mit 19, Ehemann verstorben. Zwei Töchter, für die sie auch <i>Kumpel</i> sei.	Verwitwet. Frau an Krebs verstorben. Eine 30jährige Tochter.	Kurz verheiratet, Mann beim Roten Kreuz kennengelernt. Noch keine Kinder, aber <i>in Planung</i> .	Verheiratet, keine Kinder	Geschieden, zwei Töchter
weiteres Engagement	<i>Ich hab' so die Spendierhosen.</i>	Kein weiteres Engagement	Spendet, <i>manchmal zu viel</i> .	Früher bei Caritas (Gruff). Heute Hilfe im Umfeld, Besuch einer alten Frau.	Kauft auf Bitte nach Geld für Essen Leuten etwas zu essen.
Freundeskreis (Bekannte, Verwandte)	Wenige Bekannte. Die nicht (im R. K.) engagiert sind, hielten sie für <i>leicht verrückt</i> . Auch Kinder verstünden nicht, warum sie in Pension arbeitet. Löse Probleme alleine, vermutlich <i>Gewöhnungssache</i> . Manche KollegInnen vom Roten Kreuz wenden sich mit Problemen an sie.	Viele Bekannte und Freunde. <i>Billigen</i> Engagment <i>zum Teil</i> , verstehen aber nicht, <i>dass man es ohne Geld tut</i> . Habe ihnen gesagt: „ <i>Ist schon recht, vielleicht habt ihr einmal in eurem Leben ein einschneidendes Erlebnis, und dann reden wir weiter.</i> “ Im Freundeskreis keine Probleme.	Viele Freunde im R.K. Feedback von anderen positiv, <i>Bewunderung</i> . Erzählt heute weniger als früher. Mutter sorgte sich anfangs, dass R.K. sie <i>zu sehr vereinnahmt</i> . Bisher Probleme allein bewältigt, heute redet sie mit Ehemann, ev. mit Freundin. Freunde kämen mit Problemen zu ihr.	Viele Bekannte, wenige Freunde. Manche bewunderten sie für EA, andere hielten sie für <i>verrückt</i> . Eine Freundin ea tätig. Freunde reden über Probleme, sie erst nach Lösung. <i>Es erscheint mir, dass man einen anderen nicht belästigen soll oder ihn belasten soll</i> , auch wenn falsch	Mehrere Bekannte, einen <i>guten Freund</i> . EA bekannt. <i>Manche sagen: "Du bist blöd" und manche halt: "Das ist in Ordnung"</i> . Niemand engagiert. Im Bedarfsfall (nicht gegeben) Hilfe vom / für Freund, <i>weil hineinfressen alleine bringt nichts. Man braucht irgendwas zum Ausreden.</i>
Religion/Glaube	<i>Praktizierende Christin</i> , aber <i>manches hegt schon meinen Widerspruch</i> .	Religion sei <i>null und nichtig</i> , seine Lebensweise aber <i>christlicher</i> als die vieler gläubiger Leute.	Glaube sei ihr heute wichtig. Habe mit Kirche Probleme, geht aber in Messe u. unterrichtet in kath. Schule	Aus der Kirche ausgetreten. Hat ihre <i>eigenen Vorstellungen</i> von Glauben.	Religion spiele in seinem Leben keine Rolle.
Einschneidende Erlebnisse	Keine	Krebserkrankung und Tod der Ehefrau. Gab bei Diagnosestellung seinen Beruf auf, um die Zeit mit ihr zu verbringen.	Als Kind missbraucht, <i>vergewaltigt</i> . 10 J. <i>verdrängt</i> , dann <i>hervorgebrochen</i> , war depressiv und suizidgefährdet. Ihr heutiger Ehemann habe ihr damals sehr geholfen.	Keine, aber Menschen, die sie beeindrucken. <i>Und man versucht dann, auch irgendwie so ein bisschen – naja – edel zu denken und zu sein</i> . Dies gelinge aber selten.	Während einer Kinderkrankheit sei sein Großvater <i>Tag und Nacht bei mir drinnen gesessen und hat auf mich aufgepasst. Das war wirklich prägend.</i>
Ziele, Wünsche	Fortbestand guter Beziehung zu den Töchtern. Hoff, später selbst Hilfe zu bekommen bzw. <i>dass mir die Gnade zuteil wird, gleich zu sterben und nicht Jahrzehnte dahinsiechen.</i>	<i>Was ich erreichen wollte, hab' ich erreicht. Und es hat sich dann durch den Tod von meiner Frau vieles zerschlagen</i> . Hat seither <i>andere Prioritäten</i> , kein bestimmtes Ziel.	Möchte möglichst bald zwei Kinder bekommen, hoffe aber, dass sie aufgrund ihrer Erlebnisse nicht <i>überbehütend</i> mit ihnen umgehen wird.	Beeindruckt durch Spruch: <i>Das letzte, dass man im Leben erreichen kann, ist nichts mehr besitzen zu wollen</i> . Davon abgesehen habe sie im Leben schon vieles erreicht.	Möchte gesund bleiben, sei sonst mit seinem Leben zufrieden.
II. TÄTIGKEIT					
1. Initialentscheidung					
Beginn der Tätigkeit	Meldete sich vor 2 J.	Meldete sich vor ca. 2 J.	Ausbildung vor ca. 6 1/2 J.	Vor ca. 1 J.	Vor ca. 3 J.
Besondere Fähigkeiten, Eigenschaften	Beruff. Vorerfahrung. <i>Ich glaube, dass ich (...) eine Hand hab' für Hilfeleistung</i> . Empathie (unbewusst)	Keine, nur <i>Zuhören</i> , passende <i>Worte wählen</i> , Empathie, durch Tod der Frau geprägtes <i>Wesen</i>	<i>Idealismus, soziales Interesse an Menschen, das Bedürfnis, zu helfen</i> sowie zumindest damals noch <i>Zeit</i> .	Mit <i>Assistenz</i> vertraut. Kann sich <i>fast ganz in jemanden hineindenken</i> . <i>Menschenliebe</i> . Viel in Arbeit erlernt.	<i>Kommunikation mit Menschen, (...) und eigentlich bin ich immer sehr gut aufgelegt. Ich hab' viel Humor.</i>

Name, Alter, Organisation	Frau K., 62, Rotes Kreuz	Herr L., 58, Rotes Kreuz	Frau M., 29, Rotes Kreuz	Frau N., 58, Rotes Kreuz	Herr O., 42, Rotes Kreuz
Umstände, Spezielles Interesse, an der Tätigkeit Ansprechendes	Nahm selbst Hilfe vom Roten Kreuz in Anspruch und machte damit gute Erfahrungen. Meldete sich auf Aufruf in Zeitschrift. Liebt Kinder.	Auf Onkologie gesehen, dass viele keinen zum Reden haben. Nach Tod der Frau Wiedereinstieg in Beruf nicht möglich. Wollte Menschen <i>dadurch, dass ich ihnen zuhöre oder gewisse Hilfestellungen geb', ihr Leben erleichtern, (...) verschönern</i> .	Schon länger Wunsch nach EA. Schrieb ans R. K., das <i>doch eine anerkannte Org.</i> sei. Kontrast zu bisheriger Arbeit mit Kindern. Einsame alte Menschen hätten ihr Leid getan. Etwas für sie zu tun, <i>war so richtig ein Zwang</i> .	Nach 1 J. in Pension <i>langweilig</i> , wollte <i>etwas Sinnvolles</i> tun. Am R. K. <i>Grundsätze</i> und weil es <i>unparteiisch</i> sei, ansprechend. Interesse St. Anna: <i>Ist gern in der Spitalatmosphäre</i> . Mag Kinder. BB: Fremde Welt kennenlernen.	Nach einem Erste-Hilfe-Kurs festgestellt, dass er im Notfall trotz Kurs nicht helfen könnte. Zum R. K. gegangen, weil <i>beste Organisation</i> im Rettungswesen. Wunsch, zu Unfällen zu kommen (unerfüllt). Interesse für andere Kulturen.
Angaben über (Erleben des) Aufnahmeverfahren(s)	Bedenken, ob sie mit fast 60 noch gebraucht werden würde, unnötig.	<i>Ich hab' das gekriegt, was ich wollte, die haben, was die wollten. (...) Ich kann mich sozial engagieren und die haben einen, der sich sozial engagiert.</i>	Musste ein Jahr auf Einladung zu Erstgespräch warten.	Beim Erstgespräch bekomme man wenig Entscheidungshilfe und müsse daher viel fragen.	<i>Da hab' ich halt geglaubt, ich großschnablerts Maul ich komm' hin und kann gleich anfangen. Kann mich gleich ins Auto rein setzen und wir fahren gleich weg.</i>
2. Aktuelle Tätigkeit					
Nähere Charakterisierung	Früher St. Anna, S. NR. Beides aus gesundheitlichen Gründen beendet. BD: Seit drei Viertel Jahr Betreuung einer 86jährigen, parkinsonkranken Frau. Sie sei <i>geistig noch unheimlich da</i> . Manchmal eifersüchtig, wenn sie Mann begrüßt, aber <i>sie liebt mich heiß</i> . BB: Einmal wöchentlich im Verein AKN, betreut dort mehrere Menschen. Bürovertretung.	Betreut im BD zwei Frauen mit Multipler Sklerose und eine blinde Frau. Unterstützt sie bei Erledigungen, gehe auch darum, <i>dass die überhaupt außer Haus kommen</i> . In der BB begleitet er mehrere Menschen auf Ausflügen und unterstützt sie bei diversen Alltagsangelegenheiten.	BD: schon mehrere betreut, kurz zwei gleichzeitig. Dzt. Frau, <i>geistig voll fit</i> . Begleitung zu Terminen, Spaziergänge, Gespräche. Den Tod der Betreuten könne sie immer besser akzeptieren, er gehöre einfach dazu. S.NR.: div. Dienste, nachsehen, warum Essen nicht reingeholt wird. Sanitätsdienst: kurze Nachdienste. Referat der Bezirksstelle. Insgesamt tue sie sehr viel, abgesehen von der Referatsarbeit sei die Intensität der Bereiche aber sehr verschieden. Unterrichtet EAlithe.	St. Anna: Unterstützt Personal, tröstet Kinder, Eltern. BB: In zwei Gruppen. Eine älterer Menschen mit Multipler Sklerose: hilft ihnen bei alltäglichen Verrichtungen, begleitet sie auf Ausflügen, hört zu. Eine Jüngerer im Verein "AKN": War mit ihnen im Sommer auf Urlaub, wurden rund um die Uhr betreut. Durch die <i>Abhängigkeit</i> entstehe oft ein <i>inniges Verhältnis</i> . Diese Menschen beeindruckten sie sehr, sie seien sehr <i>geschickt</i> und nicht so <i>zerbrechlich, wie man glaubt</i> .	BD: bisher 4 KlientInnen, dzt. 62-jährige Frau nach Schlaganfall. <i>Sehr gut beeinander und braucht eigentlich dies, damit sie Abstand gewinnen kann</i> . Bewundert sie, würde ihre Situation <i>nicht aushalten</i> . Besucht sie dreimal pro Woche. Eine Betreuung beendet, weil er ständig angerufen wurde, eine andere, weil Klientin von Frau betreut werden wollte. Im Sanitätsdienst geht es meist um Krankentransporte. Leider noch nie eine Wagentgeburte erlebt.
Aufgaben, Ziele	Besuchsdienst: Zuhören, Trösten, auf Frau eingehen, sie <i>aufbauen</i> .	Gebe keine bestimmten Aufgaben oder Ziele. Es gehe nur um die Wünsche und die Zufriedenheit der KlientInnen.	BD: Der Frau <i>den Alltag schöner</i> machen, in der vereinbarten Zeit für sie da sein. Gleichzeitig ist es ihr heute wichtig, diese Zeit vom Privatleben abzugrenzen.	St. Anna: Unterstützung, <i>indem man einfach mitdenkt und schaut</i> . BB: Durch <i>Hineinführen etwas Positives</i> erreichen, auch wenn es nur Kleinigkeiten sind.	BD: Beim ersten Klienten Ziel, die Motorik (nach einem Schlaganfall) zu verbessern. Sei aber zu spät gewesen. Sanitätsdienst: Patienten <i>gut betreuen psychisch, unterhalten</i> .
Schöne Momente	Wenn sie <i>mich herzt und küßt und auch drückt und die Augen leuchten</i> . (...) Wenn sie mir sagt, <i>dass das irgendwie ein Lichtblick ist für sie</i>	Wenn sich KlientInnen über sein Kommen freuen und traurig sind, wenn er gehen muss.	BD: Wenn Vertrauen wächst, Frau sie umarmt, traurig ist, wenn sie geht. S. NR.: wenn sich Befürchtungen (z. B. Tod) als unzutreffend herausstellen.	St. Anna: Kinder gehen ihr zu Herzen. BB: (...) <i>menschliche ganz kleine Sachen</i> (...) <i>Wo man halt lächeln muss und wo der auch lächelt</i> .	Wenn sich der Partner zum Beispiel freut, <i>damit man kommt</i> . Er gehöre schon fast zur Familie der Betreuten.
Schwierige Momente / erschwerende Umstände	Besuchsdienst: Wenn die Frau weint, sterben möchte. BB: Junge Leute zu sehen, die sich kaum bewegen können, sei <i>schrecklich</i> .	Keine. Zwar seien sie manchmal verschiedener Meinung, aber das komme in jeder Gemeinschaft vor. Er gebe dann immer nach <i>und dann ist wieder Ruhe</i> .	Besuchsdienst: Tod der Betreuten. Gleichzeitige Betreuung zweier Frauen, ständige Anrufe. S.NR.: (Warten auf) Öffnung der Wohnung, einmal Toten vorgefunden	Seien solche, <i>die vor allem meistens in der eigenen Begrenztheit liegen</i> . Wenn ein Mensch z.B. ungeduldig ist, <i>dann muss man sich zusammenreißen</i> .	Keine, selbst als eine Frau starb. <i>Das gehört dazu, das Sterben</i> . (...) <i>Sie hat nicht lang leiden müssen. Sie war zwei Wochen im Spital und dann ist sie eingeschlummert</i> .
Überlegungen, die Betreuung/Tätigkeit aufzugeben?	Nein	Nein, denn <i>das läuft alles in Harmonie ab</i> .	Am Beginn. Sozialbereich kaum geschätzt, habe sie anfänglich sehr <i>persönlich genommen</i> . Seit Referat aber etwas zum Positiven verändert.	Nein	Nein

Name, Alter, Organisation	Frau K., 62, Rotes Kreuz	Herr L., 58, Rotes Kreuz	Frau M., 29, Rotes Kreuz	Frau N., 58, Rotes Kreuz	Herr O., 42, Rotes Kreuz
Bedeutung der Organisation, Kontakt zu anderen MitarbeiterInnen	Kontakt sei wichtig, Verhältnis zu KollegInnen gut, auch wenn manche sie um Büro­tätigkeit beneiden würden. Geht zu zwei monatlichen Treffen, um informiert zu sein.	Treffen seien <i>Pflichtsitzung</i> . Er möge keine <i>Vereinsmeierei</i> , brauche aber die Organisation <i>und mit meiner Tätigkeit billige ich auch die Zugehörigkeit zu dem Verein</i> .	Kontakt wichtig. Sucht sich aber Leute für gemeinsame Dienste aus. <i>Es gibt einfach gewisse Leute, da denk' ich mir, das muss ich mir in meiner Freizeit nicht antun</i> .	Sie müsse im R. K. das <i>Neinsagen lernen</i> . Viele Ehrenamtliche hätten das <i>Helfersyndrom</i> . Selten bei Treffen, sei ihr zu kompliziert.	Kontakte sind ihm wichtig. Geht wenn möglich regelmäßig zu Treffen, um <i>Kontakte auszutauschen und ein bisschen einen Schmah führen</i> .
III. MOTIVE UND GRATIFIKATIONEN					
1. Motive (und Grad der Bedeutung, die die /der Befragte ihnen beimisst)	<u>Primär:</u> 1) Sei ihr gegeben. 2) <i>Ich gebe gern von meiner Kraft und ich liebe Menschen</i> . 3) Sinnvolle Freizeitbeschäftigung 4) <i>Ich kann es ja für mich auch einmal brauchen</i> (...), als <i>Prophylaxe schon etwas tun</i> . 5) <i>Dann sagt man sich: "Du hast gar nichts. Der ist 20 Jahre und du bist 60, du bist pumperlg'sund im Gegensatz zu dem."</i> 6) <i>Hilfe menschenverpflichtende Sache</i> . 7) Gefühl, zu jung zu sein, um Tauben zu füttern. 8) Ohne Lohn zu helfen <i>gibt mir was, es befriedigt mich</i> . 9) Leben nach dem Glauben. <u>Sekundär:</u> Empathie, ihr selbst nicht bewusst.	<u>Primär:</u> 1) Traf in der Onkologie Leute, die verzweifelt sind, weil es niemanden gibt, der ihnen zuhört. (...) Oder ihnen ein bisschen Trost zuspricht. Dies habe ihn so getroffen und dazu motiviert. 2) <i>Man lernt viel, mit anderen Augen zu sehen. Ich hab' mir vorher immer gedacht, Geld verdienen ist eigentlich nur alles. Das ist aber nicht der Fall, es gibt auch andere Sachen, die einem gut tun</i> . 3) Kontrast zu Alltagsbegegnungen, die von <i>Hektik</i> bestimmt 4) <i>Selbstbefriedigung</i> , denn es sei ein gutes Gefühl, gewollt und gebraucht zu werden.	<u>Primär:</u> 1) (...) <i>wichtig geworden, andern zu helfen</i> . 2) Lernt viel für und über sich, v.a. <i>soziale Kompetenz</i> . 3) Interesse für alte Menschen in die Praxis umsetzen 4) Sonst nicht zugängliche Erfahrungen 5) Sinnvolle Freizeitgestaltung. 6) Betroffenheit von der Lebenslage alter Menschen 7) Kontakte, Freunde 8) <i>Gefühl, etwas Sinnvolles getan zu haben</i> , sei motivierend. <u>Sekundär:</u> 1) <i>Gedanke "Mir geht' s gut und irgendwie sollte ich deshalb jemandem anderen helfen"</i> 2) Empathie, aber nur bei jenen, zu denen sie Kontakt findet.	<u>Primär:</u> 1) Eignung 2) Bedürfnis 3) Tut gern etw., wenn es <i>freiwillig</i> ist, zeigt mehr <i>Einsatz</i> , wenn <i>Zwang</i> fehlt. 4) Erfahrungen machen, die sie auch privat verwenden und verwerten kann. 5) In Pension aktiv bleiben. <i>Nur lustig ist nicht lustig</i> . Durch <i>Arbeit</i> freue sie die Freizeit wieder mehr. 6) Interesse an Menschen und deren ihr fremde Welten, <i>Neugierde</i> . 7) St. Anna: eigene <i>Kinderlosigkeit</i> 8) <i>Einstellung</i> und Geschichte des R. K. ansprechend. <u>Sekundär:</u> 1) Gutes Gefühl nach erledigter Aufgabe. 2) Bedürfnis, <i>nützlich zu sein, Selbstbestätigung</i> .	<u>Primär:</u> 1) Spaß daran 2) weil viel mehr zurück komme 3) Könne sich gut in Menschen einfühlen und wolle sie daher unterstützen 4) Erfahrungen sammeln - <i>kulturmäßig und so</i> 5) Lernt gerne, die Tätigkeit ist für ihn ein <i>Weiterbilden und Lernen</i> 6) eigene Weiterentwicklung 7) Im Sanitätsdienst Interesse für Krankheitsverlauf und Behandlung <u>Sekundär:</u> Die Gesellschaft ist ihm <i>wurscht</i> . Möchte aber einen Beitrag zur Veränderung von Dingen, die ihn <i>aufregen</i> leisten. Dies komme nicht so sehr zum Tragen, weil er als Einzelperson wenig tun könne.
2. Gratifikationen: Art und Stellenwert	Bekomme <i>hundertfach zurück</i> , v.a. von Betreuten: <i>Kleinigkeiten</i> wie Lächeln, Händedruck, leuchtende Augen. Wichtig. <i>Weil ich glaub, es geht sonst nichts weg von mir. Also es kommt nichts an und daher kommt auch nichts zurück</i> . Auch vom R. K., <i>weil sonst hätt' man mich nicht dort hin gesetzt, so dass ich Aufstiegsmöglichkeiten hab'</i> . Weniger wichtig.	KlientInnen: Freude über Kommen, Traurigkeit, wenn er geht. Das <i>strahlende Gesicht, Freude und die Genugtuung halt, was getan zu haben, was einem anderen Menschen hilft</i> (...) oder ihm <i>Lebensmut</i> gibt. Dies wie Tätigkeit selbst und <i>Erfolg</i> darin wichtig, sieht daran, dass Arbeit <i>Sinn</i> hat. R. K.: Anerkennung. Aber <i>Lobhudelei von etwaigen Vorgesetzten</i> unnötig.	Von KlientInnen viel, z. B. <i>wenn der Umgang persönlicher wird. Zufriedenstellend</i> , wenn Frau gewaschen bei Frühstück sitzt. Wichtig, denn daran sehe sie, dass Arbeit <i>Sinn</i> hat. Von Freunden: <i>Bewunderung</i> . Vom R. K.: Urkunden, werden nicht als persönliche Anerkennung erlebt. Sozialbereich geringgeschätzt. Wünscht sich <i>grad von oben her</i> mehr Anerkennung.	Betreute: mehr als erwartet, z. B. <i>nette Gespräche, Lächeln, netter Blick</i> . Wichtig. <i>Das freut mich so, das motiviert einen</i> . Die Leute im R. K. seien bemüht, <i>mit einem nett umzugehen</i> , gäben ihr das <i>Gefühl</i> (...), dass sie <i>froh sind, dass man für sie arbeitet</i> . Kaum wichtig, genügt ihr, dass <i>sehr viel Sinn dahinter steckt</i> [Arbeit des R. K.] und (...) <i>ich einfach gern mit denen arbeit'</i> .	Von KlientInnen und PatientInnen komme sehr viel zurück. <i>Durch' s Lachen, durch die Unterhaltung alleine, auch so, wenn er sich freut, wenn er deprimiert ist, wenn man ihn aufheitern kann</i> . Dies sei wichtig. <i>Sonst wär' ich ja fehl am Platz, wenn ich keine Reaktion seh'</i> . Vom R. K. bekomme er nichts, brauche aber auch nichts, denn es sei nur die vermittelnde Organisation.
IV. WAHrgENOMMENER GESELLSCH. STELLENWERT					
Gesellschaftliche Bedeutung des Ehrenamtes, Beurteilung staatlicher Angebote	EA habe <i>ganz großen Stellenwert</i> . Versteht aber, dass für viele unentgeltliche Arbeit finanziell unmöglich. Gemeinde mache trotz Sparmaßnahmen viel.	Ohne EAliche würden viele Organisationen <i>untergehen</i> . Staatliche Angebote gebe es aufgrund mangelnder Finanzierbarkeit nur in beschränktem Rahmen. Daher sei das EA auch wichtig.	EA notwendig, viele Organisationen könnten ohne es <i>kaum noch funktionieren</i> (v. a. am Land). Staat sichert <i>Grundversorgung</i> , aber es bestehe ein <i>Informationsdefizit</i> über diese Angebote. Staat kann nicht alles tun, auch Bürger sollten Verantwortung übernehmen.	EA notwendig, seien <i>Dinge</i> , (...) die der <i>Gesellschaft nützen</i> . Geld fehlt, daher kann der Staat <i>das nicht so ausbauen, wie' s notwendig wäre</i> . Käme alles vom Staat, würden Bürger <i>unmündig</i> . Sollen auch Verantwortung übernehmen.	<i>Ohne Ehrenamtliche würde es fast nicht gehen. In keiner Organisation</i> . Es gebe eine Reihe staatlicher Angebote, von denen die Menschen nur nichts wüßten. <i>Man müsste es viel mehr publik machen</i> .
Vorteile	Man macht es gerne. Freiwilligkeit impliziert bes. Motivation. EAliche haben mehr Zeit, sind <i>gütig</i>	EAliche mit <i>Engagement, Herz, Mitgefühl</i> und <i>Umsicht bei der Sache</i> , gingen <i>in ihrer Bestimmung mehr auf</i> als Professionelle	F. Klient: Bes. Motivation durch Freiwilligkeit. Nicht notwendig, sich abzugrenzen, daher <i>individuelles Eingehen</i> auf Person möglich.	Bei Freiwilligkeit fällt das <i>Muss</i> weg. Man mache es gerne und stehe unter keinem zeitlichen <i>Druck</i> .	Freiwilligkeit, Spass daran. Für Betreute egal, wer hilft. Für EAlichen: nicht auf Lohn angewiesen, könne gehen, wenn ihm etwas nicht passt.

Name, Alter, Organisation	Frau K., 62, Rotes Kreuz	Herr L., 58, Rotes Kreuz	Frau M., 29, Rotes Kreuz	Frau N., 58, Rotes Kreuz	Herr O., 42, Rotes Kreuz
Nachteile	Keine.	Keine, weil freiwillig	Fehlende <i>Praxis</i> und <i>Routine</i> . Wissen vorhanden, aber dessen prakt. Umsetzen schwer vorstellbar.	Gebe es sicher, ihr fielen aber momentan keine ein.	Keine
Ehrenamtlichkeit versus Professionalität	Verhältnis ihr nicht bekannt, denn im Roten Kreuz bestehe wenig Kontakt zwischen beiden. Sie selbst würde hier <i>differenzieren</i> , bei einem Hauptamtlichen sei es einfach der Beruf und das macht er eben.	Professionelle hielten EAliche für <i>deppert</i> , weil sie unbezahlt arbeiten. Was diese von Professionellen halten, sei uninteressant. <i>Bei mir ist es Berufung, bei ihm ist es der Beruf.</i> Jeder solle tun, was er will.	Im R. K. gebe es <i>oft sehr tiefe Klüften</i> : Die EAlichen sind die Guten und die Braven mit dem Heiligenschein, Professionelle die Bösen und unfreundlich. Probleme ergäben sich nicht wg. Entlohnung vs. EA, sondern im Umgang mit Patienten und Mitarbeitern.	Keines von beiden sei schlechter, sie selbst habe noch nie einen krassen Unterschied gemerkt im Umgang. Man gehe höflich miteinander um, auf welcher Basis jemand tätig ist, besitze keine Wertigkeit.	<i>Es sollte sich gegenseitig ergänzen und nicht immer gegeneinander sein.</i> Oft sei dies aber der Fall, denn man spricht sich eigentlich zu wenig darüber aus. Ihm sei es egal, ob jemand bezahlt oder unentgeltlich arbeitet, es gebe in beiden Bereichen Blöde und Gute.
Image ehrenamtlicher Tätigkeiten/ehrenamtlich Tätiger	Gesellschaftliches Bild eher negativ, zumindest, wenn man mehr tue, werde man für <i>deppert</i> gehalten. Das sehe sich auch im Bekanntenkreis - und das sind auch lauter nette und anständige Menschen.	EA trifft auf Verständnis, Anerkennung sei jedoch vom Bereich abhängig. Je öffentlicher die Tätigkeit ist, natürlich um so mehr Anklang findet das natürlich. Die eher im Dunkeln durchgeführten Arbeiten dürfte man ihrer Bedeutung jedoch nicht schmälern.	Anerkennung nur, wenn man jem. darauf anspricht. <i>Man muss es sich holen.</i> Meist werde man als gutmütiger Trottel oder einer, der nichts Besseres zu tun hat, gesehen. Die Motivation, die dahinter steckt, sei den meisten nicht klar. Anerkennung aber auch bereichsabhängig.	Das EA stößt auf Unverständnis, wird belächelt, darin Tätige für nicht ganz bei Trost gehalten. Viele denken, dass es nichts bringt bzw. sagen: "Mach' halt, wenn dir fad ist."	Wird in der Öffentlichkeit anerkannt, unabhängig vom Bereich. Ihm sei es egal, wenn die Mehrheit der Österreicher EAliche für blöd hält. <i>Wir sind ein freies Land, jeder hat seine Meinung. Und wenn er sagt, das gefällt ihm nicht, dann na gut, ich kann damit leben.</i>
Wissen über ehrenamtlicher Tätigkeiten / (Vorschläge zur Anbahnung ehrenamtlicher Tätigkeiten)	EA-Bereiche bekannt, Leute werden selbst initiativ. <i>Mundpropaganda</i> und Infobroschüren sinnvoll. Solche würden z. Zt. fast nur vom R. K. angeboten, andere Organisationen sollten daher u.U. diesen Bereich verstärken. Für welche Organisation man tätig ist, sei egal, primär gehe es darum, etwas Gutes zu tun.	Kennt keine Öffentlichkeitsarbeit für EA. Sei auch nicht sinnvoll, denn es würden sich v.a. solche melden, die nur eine Uniform tragen od. mit dem Rettungsauto durch die Gegend pledern wollen. Deren Engagment würde kurz sein. Anders sei bei Leuten, die selbst den Weg finden, mit längerfristigem EA zu rechnen.	Bedeutung zu wenig im Bewusstsein. Öffentlichkeitsarbeit sinnvoll, aber Leute sollen aus eigener Überzeugung zu Org. kommen, Werbung wecke falsche Erwartungen, führe zu finanz. Verlust, da Leute ausgebildet würden, die nicht lange bleiben. Ev. nachteilig, dass mancher potentiell gute EAliche Suche aufgibt.	Bereiche, in denen EAliche tätig sind, seien (auch ihr) zu wenig bekannt, mn müsse sich das erst bewusst machen. Sie würde es befürworten, mehr darüber zu informieren, denn vielleicht wäre das auch für viele ein Impuls.	Generell sei zu wenig über Ehrenamtsbereiche bekannt, er wisse nicht, ob das auch potenziell Interessierte betrifft. Man sollte mehr Werbung machen.
gegenwärtige Entwicklungen / Zukunftsperspektive des Ehrenamtes	Wird auch in Zukunft EAliche geben, Notwendigkeit steigt wg. Sparmaßnahmen. Ev. kürzere Aufenthaltsdauer in Spitälern könnte zu erhöhtem Bedarf an EAlichen und mobilen Schwestern führen. Erhöhter Bedarf auch im Altenbereich. Die Initiative der Österreicher wird sich mit der Zeit verändern (müssen), ein Umdenken wird erforderlich. Das brauche aber Zeit. <i>In Österreich geht ja alles schön langsam, nicht? Schön pomali.</i>	In Zukunft wird vieles immer mehr und mehr auch in soziale Hände fallen, (...) in ehrenamtliche hinein, weil es einfach nimmer finanzierbar ist. Sei auch besser, statt schlecht bezahlten Professionellen EAliche einzusetzen. Politik habe keine Auswirkungen auf das EA, denn die meisten Organisationen seien überparteilich und finanziell meistens unabhängig. Die Bereitschaft zum EA zu übernehmen, wird seiner Meinung nach eine ziemliche Konstante bleiben.	Bedeutung des EA steigt wg. Sparmaßnahmen, rückt in Mittelpunkt öffentlicher Diskussion. Mehr darüber zu reden, sei positiv, auch wenn der Anlass dafür bedenklich. Organisationen fehle das Personal, denn in einer Zeit, wo Geld immer wichtiger wird und Spenden weniger, werden vermutlich wenig Menschen bereit sein, ea zu arbeiten. Die Vermittlung von Werten daher wichtig, das Zeigen, dass es sehr wohl wert ist, sich für andere Menschen zu engagieren.	So brutal die Zeit auch ist und materiell, so gibt's aber schon so eine Gegenrichtung. Es gebe vor allem viele junge Menschen, die nicht an materiellem Gewinn interessiert seien. Und die denken und sie sind kritisch. Zumindest für sie selbst habe Politik keine Auswirkungen auf das EA. Im Gegenteil, ich wende mich derzeit furchtbar von der Politik ab und es hängt mir zum Hals heraus. Und ich denk' mir, ich mach' das, was ich will.	Das EA werde notwendiger, v. a. bei der Regierung, die sparen überall ein. Ob sich die Bereitschaft, ein EA zu übernehmen, ändern wird, könne er nicht sagen. Im R. K. gebe es nach wie vor viele Interessierte. Er selbst würde eine Zunahme der Ehrenamtlichkeit befürworten, glaubt jedoch, dass es eine Grenze gibt. Dass noch immer EAliche kommen, wird auch einmal zu bezweifeln sein. Die Bereitschaft, zu Demonstrationen zu gehen, sei heute viel größer als früher und werde vermutlich noch zunehmen.

7.2 Ergebnisse der inhaltlichen Strukturierung

7.2.1 Falldarstellung Frau A., Buddy-Verein

Themenkomplex 1: Lebensgeschichtlicher Hintergrund

„Wenn in der Familie Suizid vorkommt, ist das sehr verwirrend und beängstigend.“

Frau A. wurde 1945 geboren und wuchs mit den Eltern, einer wesentlich älteren Schwester und einem Bruder in Salzburg auf. Die Mutter übte ihren Beruf als Lehrerin nicht aus, sondern war bei den Kindern zu Hause. Der Vater war Kunsthistoriker und ferner Rotarier, sonst sei er aber *„sehr gegen jede Art von Vereinsmeiereien“* gewesen. Das Verhältnis zu den (bereits verstorbenen) Eltern bezeichnet Frau A. als *„ziemlich schwierig“*. *„Mein Vater war sehr auf seinen Beruf konzentriert, meine Mutter hat ihn dabei sehr unterstützt. Die Kinder sind, wie man so schön sagt, gutbürgerlich erzogen worden. Wir hatten Personal, es hat uns an nichts gefehlt, aber es war keine sehr behütete und fröhliche Kinderzeit.“* Mit Problemen sei sie nie zu den Eltern gegangen, aber *„wenn akute Schwierigkeiten waren“*, zu ihrem Bruder, mit dem sie sich *„bis zur Pubertät“* sehr gut verstanden habe. *„Das war schon so ein Gemeinsamsein. Aber im Grund hab' ich mich immer eher als singulär empfunden.“* Zur Schwester habe sie aufgrund des großen Altersunterschiedes *„eigentlich erst einen Zugang - wirklich einen guten Zugang - gefunden, wie wir beide aus dem Haus erwachsen waren, sozusagen, dann haben wir uns eigentlich erst so richtig auf einer Ebene kennen- und schätzen gelernt.“* Ihren heute am Johanneum in Graz tätigen Bruder sieht Frau A. noch öfters. Die Schwester ist seit 23 Jahren tot. *„Sie war psychotisch, sie war Manikerin und hat sich umgebracht.“* Für Frau A. ist dies ein sehr prägendes Ereignis, denn *„wenn in der Familie Suizid vorkommt, ist das sehr verwirrend und beängstigend.“* Vor wenigen Tagen hat auch ihre Nichte Selbstmord begangen. *„Das ist alles eigentlich fast nicht zu fassen. (...) Ich kann' s nur immer wieder stückelweit mir wegschieben.“* Sie möchte daher auch nicht näher über das Thema sprechen.

Nachdem sie in Salzburg die Gewerbeschule besucht hatte, begann Frau A. in Wien auf der Kunstakademie Modeklassik zu studieren, gab das Studium aber *„wegen Familiengründung“* auf. Später studierte sie in Salzburg Bühnenbild und Kostümkunde.

Sie war zweimal verheiratet, beide Ehen wurden jedoch geschieden, daher war Frau A. „*schon früh Alleinerzieher*“ von drei Töchtern. Dadurch konnte sie ihren Traumberuf „*nicht am Theater ausleben*“, sondern arbeitete als Stylistin, was sich mit der Kindererziehung gut vereinbaren ließ und ihr auch Spaß machte, weil sie viel auf Reisen war. Später bekam Frau A. noch einen Sohn, nur dieser, „*so ein Spätling, ein Nachzügler*“, lebt heute noch mit ihr. 1994, als er zehn Jahre alt war, zog sie mit ihm nach Wien. „*Da hab' ich mir endlich meinen Wunschtraum, aus Salzburg wegzugehen und in Wien alt zu werden, realisiert.*“ Die Töchter – fünfunddreißig, dreiunddreißig und achtundzwanzig, sieht sie öfters. „*Aber ich bin froh, dass sie selbständig sind.*“ Heute ist Frau A. nicht mehr berufstätig, engagiert sich aber seit etwa 1995 auch in der AIDS-Hilfe und im „Positiven Café“ der „HOSI“. In der AIDS-Hilfe betreut sie Infostände. „*Also ich find' das immer spannend, da bei völlig absurden Plätzen und völlig unvermuteten Menschen zu tun zu haben. (...) Es ist spannend, weil' s auch unverbindlich bleibt, es ist so, dieser Infotisch ist eine gewisse Distance, wo ich einfach auch ein bisschen meine Neugier befriedigen kann.*“

Ihre Freizeit verbringt Frau A. mit Lesen oder Ausflügen, ferner interessiert sie sich für Architektur und Kultur. Sie habe auch „*einen ganz netten Freundeskreis*“ und geht wöchentlich zu einem „*Weiber-Stammtisch*“. Das seien jedoch eher Bekannte, die besten Freunde lebten in Deutschland, „*und ich bin ja jetzt auch schon in ein einem Alter, wo die Leut' so langsam weniger werden.*“ Am Stammtisch werde „*eher getratscht*“. Diskussionen über soziale Themen fänden eher in Kleingruppen statt, in größeren wäre es „*schon eher mühselig*“. Die Bekannten wissen, dass Frau A. Buddy ist, aber „*manche hören das nicht gern*“, denn „*AIDS-Bereich ist komischerweise immer noch für manche Leute ein bisschen negativ besetzt. Aber da kann ich keine Rücksicht nehmen.*“ Über ihre Arbeit werde kaum gesprochen, denn „*in diesem bestimmten Clique hat das wenig Zweck. Die paar, die mehr wissen wollen, mit denen hab' ich schon längst d'rüber geredet, und der Rest ist eh nicht bekehrbar.*“ Ihres Wissens sei sonst niemand sozial engagiert, die meisten seien ja noch berufstätig und hätten Familie. Bei kleineren Problemen geht Frau A. durchaus zu ihren Freunden. „*Ich benutz' meine Freunde schon als Jammerkiste, dass ich mich manchmal ausgreinen kann, das geht, aber das darf nichts Langfristiges werden, sonst belastet es jede Freundschaft.*“ Mit größeren Problemen - wie z.B. dem Suizid - „*würde man einen Freund oder Freunde überfordern, das kann man entweder allein und wenn es nicht klappt, dann holt man sich professionelle Hilfe.*“ Freunde sollen sie mit Problemen „*auch zukübeln können, aber auch nur bis zu einem gewissen Punkt.*“

Religion ist für Frau A. „eine sehr zweischneidige Kiste“. Sie wurde katholisch getauft, ist aber schon vor langer Zeit aus der Kirche ausgetreten, „aus Überzeugung, weil ich mich als Frau, geschiedene Mutter mit einem unehelichen Kind in dieser Kirche nicht aufgehoben fühlen konnte.“ Dennoch sieht sie sich „als christlich orientiert“, denn „diese sogenannten zehn Gebote sind schon in gewisser Weise ein ethisches Gerüst in unserer mitteleuropäischen Gesellschaft, das auch für mich gültig ist.“ Spezielle Ziele für ihr weiteres Leben hat Frau A. nicht, sie möchte aber „mit halbwegs Anstand um die Runden kommen.“

Themenkomplex 2: Die ehrenamtliche Tätigkeit

Primärfrage 1: Die Initialentscheidung für die Tätigkeit

„Das musste halt reifen, bis ich mir wirklich zugetraut hab', mich auf einen bestimmten Menschen so einzulassen.“

Frau A. begann ihr Engagement in der AIDS-Hilfe mit dem Wunsch, „mit den Leuten direkt zu tun zu haben“. Dies war dort jedoch nicht möglich. Vor einigen Jahren war sie bei einem Referatsabend des Buddy-Vereins in der AIDS-Hilfe, der ihr Interesse für die Buddy-Tätigkeit weckte. Sie bewarb sich jedoch erst im Frühjahr 1999, denn „das musste halt reifen, bis ich mir wirklich zugetraut hab', mich auf einen bestimmten Menschen so einzulassen.“ Die Tätigkeit habe sie damals gereizt, weil sie im Vergleich zur Tätigkeit in der AIDS-Hilfe „intensiver“ sei. Das Auswahlverfahren sei für sie kein Problem gewesen. „Ich find' das in Ordnung, dass sich jemand genau anschaut, ob man emotionell stabil genug ist, das auszuhalten, oder reif genug ist.“ Da die KollegInnen im Training wesentlich jünger waren, hatte sie jedoch anfangs „eher ein bisschen das Gefühl, dass es an meinem Alter scheitern könnte“. Fähigkeiten habe sie „sicher nicht“ mitgebracht, sondern in erster Linie „Zeit“. Ferner habe sie „den Willen, mich auf was einzulassen, eine Portion Empathie.“ Mehr habe sie aber „sowieso“ nicht anzubieten gehabt.

Primärfrage 2: Die Tätigkeit an sich

„Ich dacht' nur, er hat so feste Vorstellungen, er hat auch schon etliche Buddys hinter sich und ich hab' irgendwie gedacht, ich genüg' seinen Vorstellungen wohl auch nicht. Aber

das hat sich jetzt sowieso Gottlob erledigt.“

Frau A. betreut seit Beginn ihrer Tätigkeit einen Klienten, den sie als „*sehr depressiv*“ bezeichnet. Anfangs sei es sehr schwierig gewesen, „*weil ich schon mit einem gewissen Erwartungsdruck auch drauf los marschiert bin und mir gedacht hab’, ich muss ihn da jetzt irgendwie ein bisschen aus seiner Isolation rausholen.*“ Das Bemühen sei vorerst nicht gelungen, es sei schwer gewesen, mit ihm Termine zu vereinbaren. Daher habe sie begonnen, ihn von seinen Terminen in der AIDS-Hilfe abzuholen. „*Ich bin mir ja wirklich wie ein so ein Catcher vorgekommen. Klienten-Krallen.*“ Mittlerweile treffen sich die beiden wöchentlich an einem fixen Tag im Café und hin und wieder auch außerhalb des Termins, um etwas Kulturelles zu unternehmen. Aber „*das hat einfach sehr viel mehr Geduld gebraucht, als ich anfangs gedacht hatte.*“

Frau A. würde sich „*nicht zutrauen*“, sich ein Betreuungsziel zu stecken. „*Ich glaub’, was ich anbieten und leisten kann, ist wirklich nur Begleitung.*“ Schöne Momente gibt es für sie eher selten. „*Nachdem er sehr schwierig ist – ja manchmal hab’ ich das Gefühl, er ist fast ein bisschen autistisch – und kaum auch irgendwie Gefühlstiefen zeigt, war’ s natürlich das Rührendste, wie er das erste Mal nachdem wir uns getroffen haben, mir ein Bussi auf beide Backen gegeben hat. Mein Gott, das war toll.*“ Die schwierigen Momente der Betreuung seien jene am Beginn gewesen, „*wo er mich immer wieder versetzt hat, wo er mir immer wieder nur vorgejammert hat, dass sein alter Buddy so toll war, und er den so vermisst. Ich mein’ natürlich war das eher frustrierend.*“ Sie habe das Gefühl gehabt, dass er „*so feste Vorstellungen*“ habe, denen sie „*vielleicht auch nicht*“ genügen könne, denn schließlich habe er schon „*etliche Buddys hinter sich*“. Daher habe sie auch überlegt, die Betreuung zu beenden. Mittlerweile habe sich diese Überlegung aber für sie „*sowieso Gottlob erledigt*“, da es seit einiger Zeit ganz gut laufe. Die Tätigkeit ganz aufzugeben, kam für Frau A. nicht in Frage.

„*Ziemlich regelmäßig*“ nimmt Frau A. auch an der Supervision und am Jour fixe des Vereins teil. „*Es ist mir sehr wichtig, mich in der Gruppe da aufgehoben zu fühlen, weil sonst würd’ ich mich auf sehr dünnem Eis doch mehr fürchten, als das sonst der Fall ist.*“ Sie empfindet diese Treffen als „*ganz wichtig und sehr hilfreich, (...) weil man lernt auch sehr viel aus den Erfahrungen der anderen, die Unterschiedlichkeit nicht nur der Betreuer, auch der Klienten, wenn man immer wieder die Begegnungen und die Schwierigkeiten bei den anderen hören kann.*“ Auch bei den Koordinatoren fühle sie sich „*gut aufgehoben*“.

Themenkomplex 3: Motive und Gratifikationen

Primärfrage 1: Motive

„Die Grundgeschichte ist, dass ich eben meinen Lieblingsfreund (...) verloren hatte, er ist zweiundneunzig an AIDS gestorben. (...) Ich hab' viele Jahre mitverfolgt, was diese Krankheit anrichtet, aber nicht nur körperlich, sondern auch im Umfeld, und das hat mich streckenweise sehr zornig gemacht.“

Ausschlag gebend für das ehrenamtliche Engagement im Buddy-Verein war für Frau A. der Tod eines engen, an AIDS erkrankten Freundes. *„Ich hab' viele Jahre mitverfolgt, was diese Krankheit anrichtet, aber nicht nur körperlich, sondern auch im Umfeld und das hat mich streckenweise sehr zornig gemacht.“* Die Wahl eines Bereiches hängt für Frau A. eng mit solchen eigenen Erfahrungen zusammen: *„Ich glaub', man muss eine gewisse Selbstbetroffenheit mitbringen, damit man sich in eine bestimmte Schiene bewegt.“* Das antreibende Moment sei aber weniger Empathie gewesen, denn *„ich weiß nicht, wie ich mit so einer Lebensbedrohung umgehen würde“* sondern *„meine Empörung, zu sehen, ja wie die Außenwelt mit Ausgrenzungen, mit Ablehnung, mit Angst und Vorsicht reagiert, - wenn im positiven Fall mit diesen Mitteln und nicht noch krasser. Also das hat mich so wirklich empört, das war eigentlich der Hauptmotor, dass ich mir gedacht hab', wenn ich schon irgendwo irgendwas Caritatives tun will oder ehrenamtlich, dann in dem Bereich“.* In anderen Bereichen könne sie höchstens spenden, hier hingegen glaube sie, *„auch ein bisschen was schon erlebt zu haben halt auch“* und daher *„vielleicht ein bisschen was beitragen“* zu können.

Eine Verpflichtung als Gesellschaftsmitglied erlebt Frau A. weniger, aber *„das gebietet der Anstand, dass man Respekt und Achtung anderen gegenüber hat.“* Die Tätigkeit sei kein „Hobby“, gebe aber Sinn: *„Eine gewisse Sinnfindung spielt sicher mit hinein, die man sich wünscht, doch.“* „Ein Stück weit“ spiele auch die Möglichkeit, „Kontakte“ zu knüpfen, eine Rolle: *„Ich bin neugierig auf Menschen, ich geh' gern mit verschiedensten Menschen um.“*

Aus der Arbeit im AIDS-Bereich *„insgesamt“* – das Engagement in der AIDS-Hilfe mit eingeschlossen – bezieht Frau A. ein gutes Gefühl, allein aus der Beziehung zum Klienten jedoch nicht. Sie habe nicht den Eindruck, dort etwas zu *„bringen“*, da sei sie sicher *„austauschbar“*. *„Ein Stück“* weit spielt für Frau A. auch die Möglichkeit, eigene

Probleme relativieren zu lernen, eine Rolle: *„Wenn man seinen Blickwinkel nicht nur auf seinen Nabel lenkt, schadet' s ja nicht.“* Die Tätigkeit bringe sie auch persönlich weiter, denn *„der Umgang mit Menschen bringt einen immer ein Stück weiter“*. Es sei ein *„ständiger Lernprozess, in dem man drin steckt“*. Als *„Selbstverwirklichung“* würde sie das aber nicht bezeichnen.

Primärfrage 2: Gratifikationen

„Eben auch das Stück weiterentwickeln. In der Supervision, weil man lernt so viel auch, wenn man nicht unbedingt ein Problem einbringt, sondern einfach im Mitverfolgen, auch wie es anderen geht, zuhören, wie andere argumentieren, Lösungsmöglichkeiten, die einem allein nicht einfallen würden. Also da krieg' ich eine Menge zurück.“

Frau A. hat das Gefühl, für ihr Engagement vor allem im Jour fixe und in der Supervision *„eine Menge“* zurück zu bekommen. *„Ich für mich profitier' da sehr.“* In erster Linie sei es *„eben auch das Stück weiterentwickeln. In der Supervision, weil man lernt so viel auch, wenn man nicht unbedingt ein Problem einbringt, sondern einfach im Mitverfolgen, auch wie es anderen geht, zuhören, wie andere argumentieren, Lösungsmöglichkeiten, die einem allein nicht einfallen würden.“* Dies sei ihr auch wichtig.

Gratifikationen aus der Beziehung zum Klienten nennt sie erst an zweiter Stelle: *„Ja doch, ein Stück Zuneigung ist schon da.“* Dieser wird von Frau A. eher sekundäre Bedeutung beigemessen. Weitere Gratifikationen gebe es nicht.

Themenkomplex 4: Der Stellenwert des Ehrenamtes in der Gesellschaft

„Bei den Freiwilligen Feuerwehren, also diese Männerspielwiesen, das ist angesehen. Aber ob die Frauen in den Kirchenvereinen oder in den Hospizen oder eben bei Obdachlosen sich engagieren, das wird meistens so als Altweibernebenbeschäftigung belächelt und das find' ich ziemlich unfair und traurig.“

Für Frau A. hat das Ehrenamt *„viel zu wenig“* Stellenwert in der Gesellschaft, es werde aber *„offensichtlich“* immer notwendiger, denn *„jetzt werden auch noch die Zivildienstler weniger.“* Sie möchte sich kein Urteil über staatliche Leistungen *„anmaßen“*, *„aber dass*

es zu wenig ist, ist klar.“ Sie ist der Meinung, dass „mehr Hilfe nie genug“ ist, diese zwar nicht unbedingt vom Staat kommen muss, der Staat aber auch nicht „zu viel abwälzen“ sollte. Ehrenamtliche Arbeit werde von der Gesellschaft oft als selbstverständlich erlebt, sie „kann sich ein bisschen mehr rausmogeln, wenn eh genug Ehrenamtliche das machen.“ Es gebe vor allem „eine sehr lang tradierte Kiste mit Kirchengemeinschaften, Frauengemeinschaften“, wo man sich darauf verlässt, dass die oft „belächelten Ehrenamtlichen“ den Bedarf decken.

Spezielle Vorteile habe das Ehrenamt im Vergleich zu bezahlten Tätigkeiten nicht. „Ich glaub’, der, der Hilfe braucht, dem ist das eigentlich wurscht, wo er es herkriegt.“ Der einzige Unterschied sei vielleicht, dass man bei einem Professionellen „nörgeln“ könne, wenn er seine Arbeit nicht so gut verrichtet, bei einem Ehrenamtlichen aber „weniger“. Der einzige Nachteil bestehe darin, „dass Stellen gekürzt werden, wenn eh Ehrenamtliche da sind, wie jetzt diese Zivildienstler. (...) Das ist der Nachteil, aber ich weiß nicht, wem solche Addierungsversuche einfallen.“ Ehrenamtliche und professionelle Arbeit sei sehr unterschiedlich, „weil sie eine andere Ausgangsbasis haben für die Arbeit“ und etwas anderes abdecken würden. Keiner der beiden Bereiche könne den anderen ersetzen und man dürfe sie daher nicht „in einen Topf schmeißen“ und in Konkurrenz setzen. In der professionellen Arbeit gehe es um „Leistung“, im Ehrenamt nicht. „Natürlich will man seine Sache gut machen, sonst kann man’s ja lassen. Aber es hat nichts mit Ehrgeiz oder Weiterkommen oder Sich-profilieren-können, darf es eigentlich nichts zu tun haben. Und wenn du im Beruf bist, gehört das aber dazu, dass du gut bist.“

Generell sei das Ehrenamt „nichts, was in der Gesellschaft präsent ist als Arbeitsleistung“, sondern „es wird schon eher belächelt als nicht vollwertige Freizeitgestaltung“. Es gebe dabei aber auch bereichsspezifische Unterschiede: „Bei den Freiwilligen Feuerwehren, also diese Männerspielwiesen, das ist angesehen. Aber ob die Frauen in den Kirchenvereinen oder in den Hospizen oder eben bei Obdachlosen sich engagieren, das wird meistens so als Altweibernebenbeschäftigung belächelt und das find’ ich ziemlich unfair und traurig.“

Viele Menschen, vor allem „junge Leute“, wüssten zu wenig über das Ehrenamt. „Es ist zu wenig bekannt, dass es eine wichtige Arbeit ist, es ist zu wenig bekannt, in welchen Bereichen was möglich ist. Es wird wenig darüber gesprochen und berichtet.“ Es sei auch „noch nicht im Bewusstsein, dass man das einfach auch gerne tun kann und nicht nur, weil man alt ist und es ist einem fad.“

Die Bereitschaft zum Ehrenamt würde ihrer Meinung nach nur durch „Bewusstseinsarbeit“ steigen. Wer dafür „zuständig ist“, könne sie nicht sagen, aber „die traditionelle Stelle war immer die Kirche und da klappt das ja auch nach wie vor ganz gut.“ Aber auch „Vereine“ sollten sich „präsentieren mit ihren Möglichkeiten und nicht so heimlich vor sich hinwurschteln.“

Frau A. glaubt, dass „so wie jetzt die Regierung sich darstellt“ die Bedeutung und Notwendigkeit des Ehrenamtes in Zukunft steigen wird. Sie fürchte, „dass bei der Regierung jetzt sehr der Sparstift angesetzt wird“ und Ehrenamtliche künftig als Ersatz für Professionelle eingesetzt werden, doch „das darf nie sein“.

Generell hoffe sie, „dass die Leute ein bisschen aufwachen“ und „viel mehr von ihrer Sprecherlaubnis Gebrauch machen.“ Das werde aber „nicht von allein passieren, wir sind alle sehr bequem“. Hier könnten ihrer Meinung nach die Medien einen wichtigen Beitrag leisten, indem sie zeigen, dass das Ehrenamt „ein etablierter Lebensbereich sein kann, aber nicht als Ersatz für die Regierungsleistungen“. Man dürfe es aber nicht nur „attraktiv“ machen, die Darstellung müsse sehr „handfest“ und „seriös“ sein, weil die Menschen sonst u.U. „nach einem halben Jahr frustriert“ seien. Der Staat solle in Zukunft „seinen Krempel ordentlich machen“ und „seine Verantwortung tragen, aber dass die Bürger sich auf die Füße stellen, das ist auch notwendig“.

Ergänzende Informationen, Eindrücke, und Annahmen

Frau A. gibt klare Antworten auf meine Fragen, schweift nicht ab. Wenn sie etwas nicht versteht, fragt sie nach. Sie wirkt sehr offen und ehrlich, manche ihrer Ausführungen klingen sehr nachdenklich oder traurig, andere humorvoll, „schelmisch“ oder „aufgeweckt“ (z.B. Thema Freizeit), wieder andere sehr resolut, z.B. wenn sie das Thema Frausein (Frau und Kirche, Frauen im Ehrenamt) anspricht. Sie sagt sehr klar, dass sie über den Suizid der Nichte nicht weiter sprechen möchte. Die Betroffenheit davon ist jedoch im Interview immer wieder spürbar.

Die Ankündigung des Interviews scheint bei Frau A. zu einer intensiven Auseinandersetzung geführt zu haben, denn sie erzählt mir, dass sie nach meinem Anruf sehr viel über ihre Motive nachgedacht hat. Der Tod des Freundes scheint jedoch das wichtigste Thema zu sein. Bei einer Reihe von Motiven ist weniger persönlicher Bezug

sichtbar, sie findet es aus einer eher außen stehenden Position in Ordnung, wenn jemand aus einem best. Grund ehrenamtlich tätig ist, oder spricht von „*man*“ anstatt von sich.

Nach dem Interview erzählt sie von dem Bericht eines Buddys, der sie sehr beschäftigt hat. Die von dieser Person beschriebene Arbeit klang für Frau A. wie die eines Therapeuten. Sie hatte das Gefühl, dass der Verein Ansprüche stellt, die sie nicht erfüllen kann, denn Therapeutin sei sie nicht. Auch im Interview selbst zeigt sich, dass sie der Gedanke beschäftigt, Ansprüchen ev. nicht gerecht zu werden (z.B. jenen des Klienten, Befürchtung, zu alt zu sein).

Was den gesellschaftlichen Kontext betrifft, so erscheinen mir vor allem zwei Punkte von Bedeutung: Frau A. ist empört über den Umgang mit HIV-positiven Menschen. Diese Empörung ist ein wichtiges Motiv ihres Engagements. Zum anderen übt sie auch Kritik an der mangelnden Wertschätzung ehrenamtlicher Tätigkeiten – vor allem jener, die von Frauen ausgeführt werden.

7.2.2 Falldarstellung Herr B., Buddy-Verein

Themenkomplex 1: Lebensgeschichtlicher Hintergrund

„Ich bin jemand, der sich sehr gut abgrenzen kann. Ich mach‘ die Sachen, die ich mach‘, gerne. Also ich komm‘ auch mit meiner Zeit nicht aus, aber ich fühl‘ mich nicht überfordert.“

Herr B. wurde 1968 geboren und wuchs in der Hinterbrühl in einer Arbeiterfamilie auf. Er hat noch einen um 7 Jahre älteren Halbbruder. Der Vater war erst im Kanalbau, die Mutter als Verkäuferin im SOS-Kinderdorf - wo sie auch selbst aufgewachsen ist – tätig. Später hatten beide einen Hausmeisterposten. Der Vater ist bereits verstorben, die Mutter arbeitet heute als Hortnerin. Es sei eine „*schwierige Familiensituation*“ gewesen, der Vater war Alkoholiker, „*es hat ziemlich viele Reibereien gegeben, auch mit meinem Halbbruder*“. Es habe „*sehr lang gedauert, bis ich mich selber finden konnte in dieser Familie*.“ Zur Mutter habe er heute ein „*sehr korrektes Verhältnis*“. „*Wir haben so unsere Verträge abgeschlossen, wie wir gut miteinander auskommen, es ist nicht ein sehr herzliches Verhältnis, wir mögen einander inzwischen, aber ich hab‘ mir meine Familie*

dann wo anders gesucht, würd' ich sagen.“ Auch das Verhältnis zum Halbbruder sei *„nicht gerade das herzlichste“*. Außer ihm sei kein Familienmitglied engagiert.

Nach der Matura studierte Herr B. Sprachen und arbeitete dann freiberuflich als *„Übersetzer, Trainer, Sprachenlehrer, aber auch immer verbunden mit sozialen Projekten“*, z.B. mit arbeitslosen Jugendlichen. Seit 2000 ist er als *„Trainer, Berater und Betreuer“* in einer Einrichtung für Arbeit suchende Menschen mit Drogenproblematik angestellt, arbeitet aber weiterhin mit arbeitslosen Jugendlichen. Er möchte beruflich *„schon auf der Schiene bleiben“*, könne sich aber auch einen Auslandsaufenthalt vorstellen. Wichtig seien ihm die *„neuen Herausforderungen“*.

Herr B. hat keine Kinder. Er ist schwul, hatte zwei längere Beziehungen, lebt aber zur Zeit als Single. Er sei *„unternehmungslustig“*, *„aktiv“* und *„rege“* und habe einen *„sehr großen Freundeskreis“*. Ferner spiele er Kabarett und singe auch. Von seinem Engagement *„wissen alle“* Freunde, *„sie finden eigentlich den Verein sehr interessant, sehr wichtig“*. Der *„einzige Einwand“* sei, dass er sich nicht *„überfordern“* sollte. Er sei jedoch *„jemand, der sich sehr gut abgrenzen kann. Ich mach' die Sachen, die ich mach', gerne. Also ich komm' auch mit meiner Zeit nicht aus, aber ich fühl' mich nicht überfordert.“* Ferner sei er in der Schwulen- und Lesbenbewegung aktiv – wie viele seiner schwulen und lesbischen FreundInnen. Heterosexuellen FreundInnen hingegen seien *„eher nicht“* engagiert.

Probleme löse er eher allein, Freunde seien dennoch wichtig. *„Ich bin ein bisschen ein Einzelkämpfer. Aber ich brauch' das Netz. (...) Ich glaub', es ist schon prinzipiell so, dass es mir in sehr vielen Situationen nicht schlecht geht, weil ich weiß, dass ich sehr viele Freunde und Freundinnen hinter mir hab', die mich unterstützen.“* Manchmal kämen Freunde mit Problemen zu ihm, er habe aber heute im Gegensatz zu früher nicht den Eindruck, *„dass das einseitig wär“*.

„Absolut einschneidend“ war für Herrn B. seine Krebserkrankung vor elf Jahren, *„weil die Endlichkeit des eigenen Lebens einfach greifbar war, spürbar war“*. Die beiden Zimmerkollegen seien verstorben, bei einem sei er *„aktiv dabei“* gewesen. Durch diese *„intensive Erfahrung“* sie ihm klar geworden, *„worauf' s für mich ankommt - oder ankommen sollte“*. Das habe auch bedeutet, *„den Mut zu haben, zu mir zu stehen und zu wissen, was ich will“*. In der Folge habe er sein Coming-Out gehabt, aber auch ein *„anderer Umgang mit Freunden, Freundinnen“* sei dadurch möglich geworden.

Herr B. ist nicht religiös. *„Ich bin Agnostiker, bekennender. Ich find', es gibt schon genug zu tun mit dem Leben hier und jetzt. Und alles, was darüber hinausgeht, interessiert mich nicht sonderlich.“* Für die Zukunft möchte er sich *„die Zufriedenheit erhalten“* und *„viele neue Erfahrungen machen und die alten nicht verlieren“*.

Themenkomplex 2: Die ehrenamtliche Tätigkeit

Primärfrage 1: Die Initialentscheidung für die Tätigkeit

„Ich muss von einer Sache sehr überzeugt sein und ich bin vom Buddy-Sein absolut überzeugt. Was mich gereizt hat, war die Möglichkeit, mit einem Menschen auf einer Ebene und auf einer Basis zu kommunizieren, die sehr außergewöhnlich ist. Nämlich als Außenstehender in eine ganz intensive Lebensphase einzusteigen.“

Herr B sieht einen engen Zusammenhang zwischen der Entscheidung, Buddy zu werden, und seiner Krebserkrankung. Zu sehen, *„wie Leute im Krankenhaus sterben“*, habe ihm *„nicht gefallen“*. Mit der Ansicht, dass es an ihm selbst liege, solche Situationen zu verändern, habe er bald darauf sein Engagement in der Schwulen- und Lesbenbewegung begonnen, wo auch seine *„theoretische“* Auseinandersetzung mit HIV und AIDS den Ausgang nahm. Er habe von der HIV-Infektion einiger Freunde erfahren und diese begleitet. Ein enger Freund sei vor etwa acht Jahren verstorben. Er habe aber gesehen, *„wie wichtig das ist, wie toll das auch ist“*, Menschen zu begleiten. Er habe *„die Erfahrungen wieder machen“* und etwas tun wollen, *„wozu ich die Fähigkeit hab‘“*, *„das, was ich eben so außerhalb des Vereins getan hab', auch anderen Leuten zuteil werden lassen, wenn das nicht zu arrogant klingt.“* Ein halbes Jahr nach dem Tod des Freundes kam er daher zum Buddy-Verein. Es sei für ihn eine *„totale Entlastung“* gewesen, zu einem Verein zu kommen, der dies *„in der Form anbietet“* und auch ihn unterstützte. Das Auswahlverfahren sei dabei kein Problem gewesen, er habe es vielmehr als *„spannend“* erlebt, sich näher mit dem Thema auseinander zu setzen und sich auch über die Möglichkeit gefreut, die anderen zukünftigen Buddys kennen zu lernen.

Von allen Dingen, die er tue, müsse er *„überzeugt“* sein und von dieser Tätigkeit sei er *„absolut überzeugt“*. Gereizt habe ihn *„die Möglichkeit, mit einem Menschen auf einer Ebene und auf einer Basis zu kommunizieren, die sehr außergewöhnlich ist. Nämlich als Außenstehender in eine ganz intensive Lebensphase einzusteigen.“* *„Small-Talk“*,

„Unnötigkeit“ sowie „sich selbst präsentieren müssen und sich selbst verkaufen müssen“ – für ihn üblicherweise am Beginn von Bekanntschaften stehend – entfielen in der Betreuung, man komme gleich zu einem Punkt, *„wo was anderes im Vordergrund steht, wo die wichtigen Dinge von Anfang an klar ausgesprochen sind.“* Er habe die Möglichkeit gesehen, *„einerseits meine Unterstützung anbieten zu können und auf der anderen Seite aber auch unglaublich viel zu lernen.“*

Wichtige eigene Fähigkeiten seien, sich „abgrenzen“ zu können – d.h., *„sehr klar zu sehen, wer ist der andere und wer bin ich“*, „Ruhe“ – d.h., *„in gewissen Situationen kühlen Kopf zu bewahren“* –, *„Kommunikationsfähigkeit“*, *„die Selbstsicherheit, die ich einfach gewonnen hab‘ durch meine eigene Geschichte“*, *„Einfühlungsvermögen“* sowie sich *„einlassen“* zu können.

Primärfrage 2: Die Tätigkeit an sich

„Prinzipiell bin ich ein bisschen auf die schwulen Männer abgestellt.“

Herr B. hatte bisher vier Klienten, mit dem dritten Klienten sei er aber *„nicht füreinander“* gekommen, weshalb die Begleitung beendet wurde. Generell sei er *„ein bisschen auf die schwulen Männer abgestellt“*. Den Grund dafür sieht er darin, *„dass ich mit meinem Schwulsein sehr offen umgeh‘ und das vielleicht sehr förderlich war auch für die Männer dann.“* „Schwules Leben“ sei in allen Betreuungen Thema gewesen. Bei den ersten beiden, bereits kranken, Klienten sei es vor allem darum gegangen, *„einfach zu leben“*, *„die Geschichte aufzuarbeiten und aber gleichzeitig auch diesen Moment noch zu genießen“*.

Der erste Klient habe ein *„Alkoholproblem“* gehabt und sei sehr schwierig gewesen, oft sei es *„hysterisch“* zugegangen, der Klient habe z.B. gedroht, aus dem Fenster zu springen. Er habe *„ein unglaubliches Problem damit“* gehabt, als früheres Fotomodell und *„sehr schöner Mann“* durch die Krankheit *„sehr entstellt“* gewesen zu sein. Deshalb habe er die Wohnung nicht verlassen wollen. In den eineinhalb Jahren der Betreuung seien sie einmal spazieren gegangen. *„Das war glaub‘ ich ein ganz wichtiger Tag für ihn und für mich eigentlich auch.“* Herr B. glaubt, dass der Mann schließlich *„in Frieden sterben konnte. Und das war sichtbar, das war spürbar, obwohl das ein sehr unrunder Mensch auch war.“*

Der zweite Klient sei ein sehr „ruhiger Mensch“ mit ähnlichen Interessen gewesen. Neben gemeinsamen Unternehmungen und Gesprächen sei es darum gegangen, ihm „die Angst zu nehmen vor dem Sterben“. In der Endphase der Betreuung habe es sehr viel Körperkontakt gegeben, der Klient habe dadurch sehr viel „Ruhe“ bekommen, sei aber erst einige Zeit später und sehr unerwartet gestorben. Kurz nach dem Tod habe der Lebensgefährte des Klienten Selbstmord begangen, diesen jedoch als Unfall getarnt. Einigen, auch ihm, habe er aber einen Hinweis gegeben. Das habe ihn sehr belastet und wütend gemacht. Er habe daran gedacht, sein Buddy-Sein aufzugeben, sich dann aber anders entschieden.

Dem jetzigen Klienten gehe es gesundheitlich sehr gut. Die Aufgabe sei hier eher „die Kontinuität halten“. Das sei sehr schwierig, weil der Mann allgemein „nicht sehr beziehungsfähig ist“ und „Freundschaften sehr rasch aufbaut, sehr rasch abbricht“. Über den Fortgang der Betreuung sei er sich daher unklar. Als Buddy setze er sich mehrere Ziele: „Die Situationen“, die er mit den Klienten teile, „für sie lebenswert zu machen“, „sehr viele Ängste zu besprechen“ und die Klienten darin zu fördern, ihren Bedürfnissen nachzuspüren und Ausdruck zu verleihen. Er glaubt, diese Ziele in den ersten beiden Begleitungen erreicht zu haben.

Anfangs nahm Herr B. Supervision und Jour fixe nicht in Anspruch. Er sei in einer „Umbruchsphase, wo sehr wenig Platz für uns Neue war“, zum Verein gekommen. Die KollegInnen aus seinem Training verließen den Verein sehr rasch wieder, „und deswegen war mir der Verein am Anfang nicht sehr sympathisch und ich hab‘ da auch keine Leut gehabt, auf die ich mich beziehen konnte.“ „Den Verein als Ressource“ habe er erst „entdecken müssen“, mittlerweile sei er aber „reingewachsen“ und nütze auch die Supervision, den Jour fixe fallweise.

Themenkomplex 3: Motive und Gratifikationen

Primärfrage 1: Motive

„Ich glaub‘, die wichtigste Antwort ist, dass ich mir denk‘, dass es einfach Sinn macht. Und ich möcht‘ Sachen, die Sinn haben.“

Ein Motiv sieht Herr B. darin, dass das Buddy-Sein für ihn „Sinn macht“. Es biete die

„Möglichkeit, meine Ressourcen zur Verfügung zu stellen und gleichzeitig etwas zurückzubekommen, was unterm Strich mir wichtig ist und jemandem anderen wichtig ist.“ Es sei ihm auch ein Anliegen, *„etwas zu tun, anstatt nur zu reden“*, wenn ihn etwas stört. An der Situation im HIV-Bereich störe ihn, dass etwas *„verdrängt“* wird, was *„auf Kosten derjenigen, die betroffen sind“* gehe. Er könne zwar nicht alles verändern, aber doch in einem *„kleinen Bereich“*. Bei seinem Spitalsaufenthalt habe er auch gesehen, *„dass es nicht gut läuft“* und *„was es bedeuten kann, in so einer Situation jemanden zu haben, der einfach anders auf einen zugeht“*.

Die Betroffenheit eigener Freunde und der daraus resultierende eigene Bezug zum Thema HIV ist für Herrn B. ein wichtiges motivierendes Moment. *„Ich glaub‘, je näher eine Geschichte irgendwie ist, desto eher engagiert man sich dafür.“* Aus dem Einsatz für eine Sache, die *„weit weg“* ist, könnt er keine *„Befriedigung“* beziehen. Auch *„Empathie“* ist für ihn ein wichtiger Grund, jedoch nur in Verbindung mit gleichzeitiger *„Abgegrenztheit“*.

Buddy zu sein bedeute auch, sich weiterzuentwickeln und ständig mit HIV und dem Thema *„Wie geh‘ ich mit einer Krankheit, mit einer Infektion um und letztlich wie geh‘ ich mit Angst vorm Sterben um“* in Beziehung zu bleiben. Ein wichtiger Grund sei auch sein Interesse an Menschen und deren Geschichten.

Auch eine gewisse Herausforderung spiele eine Rolle – denn jeder Kontakt bedeute eine Herausforderung –, aber er möchte hier nicht seine *„Stärken testen“* und damit KlientInnen zum *„Versuchsobjekt“* machen: *„Also ich geh‘ mit den Stärken herein, nachdem ich sie abgetestet hab‘.“* Er möchte einen Teil seiner freien Zeit so verbringen, versteht dies aber nicht im Sinne eines Hobbys, da *„ein gewisses Grad an Professionalität“* nötig sei. Das Ehrenamt bedeute auch eine *„Bereicherung“* seines Lebens, er möchte aber nie seinen *„Lebensinhalt daraus beziehen“*, denn das ginge nur *„auf Kosten der Klienten und Klientinnen“*. Ebenso möchte er damit nie ein Gefühl der Leere auffüllen: *„Ich würd‘ im Gegenteil, wenn ich merk‘, dass ich innerlich leer bin, mit dem Ehrenamt aufhören.“*

Primärfrage 2: Gratifikationen

„Also ich glaub‘, wenn ich nichts zurückbekommen würd‘, würd‘ ich‘ s nicht machen. Also so realistisch bin ich einfach.“

Gratifikationen stellen für Herrn B. eine Bedingung für seine eigene und jede gerne ausgeführte ehrenamtliche Tätigkeit dar. *„Wenn man etwas gerne tut, dann muss man irgendwie was bekommen haben.“* Andernfalls würde er sich nicht engagieren. Er erhalte *„gute und erfahrende Kontakte“* und das *„Gefühl, dass mein Leben bereichert ist“*. Woher die Gratifikationen kommen, sei schwer zu sagen, *„es ist die Gesamtheit“*. Von der Gruppe komme *„ein sehr großes Verständnis, eine sehr große Sensibilität für das Thema und einfach Gleichgesinnte“*, vom Klienten *„dieser gute Kontakt“*, aus der Tätigkeit selbst beziehe er *„das Gefühl, etwas zu tun, was Sinn macht“* und *„keine versumperte Zeit“* ist, denn so etwas mache ihn *„unrund“*.

Themenkomplex 4: Der Stellenwert des Ehrenamtes in der Gesellschaft

„Also ich glaub‘, dass die politische Vorstellung einfach ist, dass die Leute mehr hackeln und mehr tun für einander, ohne irgendeine Unterstützung zu bekommen. Dass es so von selbst funktioniert, wie halt vor hundert Jahren Dorfgemeinschaft, was ich einfach ziemlich dumm find‘ und eigentlich auch recht ärgerlich find‘. Und ich glaub‘, dass es eine sehr negative Wendung letztendlich nehmen wird.“

Ehrenamtliche Arbeit ist für Herrn B. – wenn man nicht *„von Utopia“* ausgeht, *„wo alles bezahlt werden kann“* – notwendig. Einerseits *„für die ehrenamtlichen MitarbeiterInnen, weil es eben eine Möglichkeit ist, Erfahrungen zu sammeln oder sich einzubringen oder in Kontakt zu treten“*, auf der anderen Seite *„für die Betroffenen, die eben Leute brauchen auf einer Ebene, wo‘ s nicht um Professionalität geht“*. Das Ehrenamt, das er *„an und für sich sehr gut“* finde, werde jedoch *„politisch ziemlich missbraucht“*. Der Staat schiebe einige seiner Aufgaben aufs Ehrenamt ab, das ärgere ihn. Er finde das Ehrenamt *„dann okay, wenn man dafür seine eigenen Lebensqualitäten nicht einschränkt, wenn man das gerne macht“* und wenn es auf einer *„Ebene“* ansetzt, die sonst *„nicht abgedeckt“* werden kann, z.B. *„wo es einfach nur um Kontakt geht“*. Es sei hingegen *„gefährlich“*, wenn es Aufgaben übernehme, für die *„eigentlich professionelle Hilfe“* nötig ist. Es sei z.B. nicht Aufgabe der Ehrenamtlichen, *„mit Lösungen da zu sein“*, aber sehr wohl Aufgabe eines Professionellen.

Richtig eingesetztes Ehrenamt bietet für Herrn B. den Vorteil, sich seine Zeit flexibler als Professionelle einteilen zu können. Im Beruf müsse man auch *„abgegrenzt sein“*, im Gegensatz dazu erlaube das Ehrenamt *„Empathie“* und *„sich als Person mehr einbringen“*

zu können“, persönlich „greifbar“ zu sein. Er finde es wichtig, dass Ehrenamtliche und Professionelle ihren „Auftrag“ im Auge behalten und nicht in „Konkurrenz“ treten. Problematisch sei es, wenn Professionelle „zu empathisch werden“. Zur Beziehung zwischen Ehrenamtlichen und Professionellen könne er nichts sagen, „vielleicht auch, weil ich zu nah dran bin“. Es entstünden aber viele „Reibereien“ aus Fehlern in der Kommunikation und aus mangelnder Bewusstheit über eigene Grenzen.

In der Gesellschaft gebe es „zwei Reaktionen“ auf Ehrenämter, die er als „widersprüchlich“ wahrnimmt: Auf der einen Seite gebe es z.B. bei Feuerwehr und Rettung „offiziell“ ein „Schulterklopfen“, die beiden Bereiche seien sehr „institutionalisiert“, das „eigentliche Ehrenamt“ stehe hier nicht im Zentrum, sondern „viele andere Interessen“. Besonders am Land sei es z.B. sehr wichtig, bei der Feuerwehr „dabei zu sein“. Andererseits – „wenn man es wirklich gescheit macht“ – sei es aber so, dass „man halt auch der gute Trottel ist und auch als solcher gesehen wird bis zu einem gewissen Grad.“ In solchen Bereichen, wozu seiner Meinung nach auch der HIV- oder der Drogen-Bereich zählen, werde das Ehrenamt oft als Zeitverschwendung gesehen, darin Tätige würden als „Spinner“ oder „Exot“ abgestempelt.

Ehrenamtliche Tätigkeiten bedürften einer „Einschulung“, „viel Selbstreflexion“ und „Unterstützung“, momentan würden sie aber politisch „so als Pflicht eingeführt“ und jedem zugetraut. Man gehe davon aus, „dass es so von selbst funktioniert, wie halt vor hundert Jahren Dorfgemeinschaft“, was er sehr „ärgerlich“ und „dumm“ finde. Denn es werde „propagiert, dass sich die Leute mehr unbezahlt helfen sollen und dass jeder ein Ehrenamt machen soll“, auf der anderen Seite werde jedoch „radikal gekürzt - grad in dem Bereich“. Dadurch gerate das Ehrenamt „in Misskredit“. Es sei auch „zu wenig bekannt, wie ein Ehrenamt wirklich ausschaut und was Ehrenamt eigentlich alles ist“. Viele seien ehrenamtlich tätig, ohne es zu wissen. Auch sei die „Hemmschwelle“ sehr groß, da selten Schulungen angeboten würden. Es sei nötig, diesen Bereich zu verstärken und klar zu machen, dass auch ein „kleiner Beitrag“ hilft.

Für die Zukunft sieht Herr B. die Notwendigkeit, „dass Leute von sich aus mehr Initiative setzen“, vor allem „politische Initiativen“. Andererseits werde aber auch eine klare Abgrenzung immer nötiger, d.h. „sich einfach nicht aufoktroieren zu lassen, was man zu tun hat. Dass man nur ein guter Mensch ist, wenn man selbstlos durchs Leben geht und unbezahlte Arbeit tut, die eigentlich bezahlt sein sollte.“ Diese Notwendigkeit sieht er in Ansätzen bereits durch die Einschränkung der Zivildienster, da er davon ausgeht, dass bald

die Forderung laut werden wird, Ehrenamtliche sollten die Lücken auffüllen. Er finde das Ehrenamt sehr gut, *„aber nicht unter Druck und nicht unter Zwang und nicht auf diese Art und Weise.“* Er könne sich auch sehr gut vorstellen, dass das *„Zivildienstjahr für Frauen“* wieder in Diskussion kommt. Zu einer Veränderung der Bereitschaft, ehrenamtlich zu arbeiten, käme es nur dann, *„wenn wirklich die Schrauben enger gezogen werden“*, sonst gehe er aber eher von einem gleich bleibendem Engagement aus.

Ergänzende Informationen, Eindrücke und Annahmen

Herr B. ist von Beginn an sehr offen. Er findet sich in seiner Rolle gut zurecht, erweckt den Eindruck, dass er gerne Fragen beantwortet und schon sehr viele Erfahrungen mit Befragungen bzw. Öffentlichkeit (z.B. auch Kabarett) hatte. Das Gespräch bleibt während des gesamten Interviews auf dem selbem Level, er schweift nie vom Thema ab, sondern antwortet sehr konkret (daher kommt es auch kaum zu Umstellungen in der Datenorganisation). Er hat sehr klare Standpunkte bzw. nimmt sich Zeit, um das für ihn Zutreffende zu formulieren. Wenn eine Frage oder Formulierung für ihn nicht vollständig passt, bringt er dies klar zum Ausdruck. Seine Erzählungen sind inhaltsreich, beinhalten keine „Ausschmückungen“.

Die eigene Krebserkrankung spricht Herr B. sehr früh im Interview selbst an. Es besteht der Eindruck, dass er sie „verarbeitet“ hat, gut darüber reden kann, sie ein wichtiger Bestandteil seines Lebens ist. Überraschend im Komplex 3 ist v.a., dass das, was für andere einen Beweggrund darstellt, für ihn Voraussetzung seines Engagements ist, ohne die er sich nicht betätigen würde. Herr B. versteckt die eigenen Interessen nicht, sondern gibt klar an, dass er ehrenamtlich tätig ist, weil er daraus etwas bezieht. Zum im Komplex 4 angesprochenen Thema äußert Herr B. sehr viele Gedanken, er scheint sich viel damit beschäftigt zu haben.

Er wirkt generell sehr selbstbewusst und reflektiert, aber auch „humorvoll“ oder „scherzhaft“. Charakteristisch für seine Person erscheint auch die Aussage, dass man, wenn einen etwas stört, nicht nur reden, sondern auch etwas tun soll. Er ist engagiert, scheint aber alles, was er tut, aus Überzeugung zu tun. Er ist sich klar, was er will, und setzt klare Grenzen. Dies gilt auch für seine Tätigkeit. Herr B. scheint sein Ehrenamt im gesellschaftlichen Kontext „gut positioniert“ zu haben, er sieht es als etwas, das Sinn macht und ihm etwas bringt, setzt auf der anderen Seite aber klare Grenzen – sowohl

gegenüber Klienten als auch gegenüber einer Gesellschaft, die das Ehrenamt zur Pflicht erklärt.

7.2.3 Falldarstellung Frau C., Caritas

Themenkomplex 1: Lebensgeschichtlicher Hintergrund

„Ich hab‘ mein ganzes Leben für meinen Sohn gelebt. Auch alles, was ich gespart hab‘, immer nur für meinen Sohn. (...) Und jetzt ist er nicht mehr, also es ist für mich sehr schwer.“

Frau C., Jahrgang 1922, ist in Wien aufgewachsen. Die Familie bestand aus den Eltern – „gebürtige Österreicher“ – und fünf Töchtern, von denen zwei sehr früh verstarben. Der Vater war Schneidermeister, die Mutter im Haushalt tätig. Das Verhältnis zu ihren Eltern bezeichnet Frau C. als „gut“. Es sei „eine schwere Zeit“, ihre Kindheit aber dennoch „sehr schön“ gewesen, z.B. sei sie mit ihren Geschwistern in den „christlich-deutschen Turnverein“ gegangen. Sie seien alle „zufrieden“ gewesen und jede sei auch „etwas geworden“. Damals sei „nicht so ein Aufwand getrieben worden“ wie heute. Sie „wundert“ sich darüber, „was heut‘ alles gemacht wird“, um sich etwas leisten zu können, und findet, dass die Menschen „viel mehr sparen“ könnten. Die Eltern – beide mit 71 Jahren verstorben – waren nicht engagiert, denn „das hat‘ s zur damaligen Zeit nicht gegeben“, dass sich die „Frauen wo irgendwie beteiligt hätten.“

Frau C. besuchte die Volksschule, Hauptschule, Handelsschule und lernte Stenographie und Maschinschreiben. 1939 kam sie zur AEG-Union und war dort „im Verkauf tätig“. 1940 heiratete sie, ihr Mann musste kurz darauf „an die Front“. Nach seiner Rückkehr war er bei der „Heimatflak“ im Burgenland. 1943 wurde ein Sohn geboren, Frau C. blieb bis 1949 zu Hause und kam dann zur AEG-Union zurück, die 1950 mit der Elin fusioniert wurde. 38 Jahre lang, bis zu ihrer Pensionierung, arbeitete sie dort als Lohnverrechnerin im Akkord.

1990 bekam ihr Ehemann einen Schlaganfall und sie pflegte ihn neun Jahre lang, bis zu seinem Tod im Jahr 1998. Ein Jahr später starb der Sohn, was bis heute „nicht verkraften“ könne und sie zu Tränen rührt, denn „ein Kind zu verlieren ist schwerer als

einen Mann zu verlieren.“ Bei ihrem Mann sei der Tod angesichts seines Alters verständlich gewesen, nicht aber bei ihrem Sohn. *„Ich hab‘ mein ganzes Leben für meinen Sohn gelebt“*. Sämtliche Ersparnisse seien für den Sohn und seine Familie gewesen, *„dass die einmal noch ein schöneres Leben haben sollt‘ wie ich“*. Frau C. ist gläubige Katholikin, aber „böse“ auf Gott, weil er ihr *„das angetan“* hat. Über dieses Leid könne ihr keiner hinweghelfen und *„die Jugend“*, ihre Enkelin, habe ja auch keine Zeit für sie. Sie halte ihr deswegen keine *„Predigt“*, denke sich aber ihren Teil dazu. Mit der Schwiegertochter telefoniert sie hin und wieder, besuche sie aber nur, wenn sie eingeladen werde, denn sonst wisse sie nicht, *„ob‘ s ihr recht ist“*. Sie wolle die Schwiegertochter auch in keinsten Weise *„belasten“*, schon gar nicht jetzt, wo sie *„nicht gesund“* sei.

Sie habe viele Bekannte, sei *„überall integriert, dass ich nicht so allein bin“*, Probleme löse sie aber alleine. *„Meine Probleme hab‘ ich seit eh und je immer alleine gemacht. Ich hab‘ niemanden gebraucht, der mir zu meinen Problemen geholfen hat, niemanden.“* Bei ihren Bekannten sei das ähnlich, *„die sind auch alle mehr so selbstständig. Sie sind mehr so die Typen, sagen wir, die sich prinzipiell nicht an irgendjemanden anlehnen.“* Es komme aber vor, dass jemand fragt, wie sie etwas machen würde. Dass Frau C. in der Caritas engagiert ist, *„weiß ein jeder“*, das dürfe selbstverständlich jeder erfahren. Sie würden es auch befürworten, weil sie der Ansicht seien, dass Frau C. es ohne Tätigkeit gar nicht *„aushalten“* würde. Selbst engagiert sei aber niemand, viele wollten sich auch nicht mit alten Menschen auseinander setzen, was Frau C. nicht verstehen kann, weil jeder Mensch einmal alt wird und sie sich oft sage: *„Wie arm die Menschen sind, wenn sie alt werden.“* Oft frage sie sich auch, wie es ihr einmal gehen wird, wenn sie alt ist. Sie suche daher einen netten jungen Menschen, der sie nicht ausnützt und sich *„später einmal“* um sie kümmert. *„Vielleicht find‘ ich irgendjemanden, der auch keine Mutter mehr hat und auch irgendjemanden sucht vielleicht. Würde ich hundertprozentig machen. Würde ich adoptieren und alles vermachen.“* Weiters wünsche sie sich, gesund zu bleiben.

Frau C. ist nicht nur in der Caritas engagiert. Als sie in Pension ging, hatte sie *„das Bedürfnis, irgendetwas noch zu arbeiten, weil ich konnte nicht gleich mich hinsetzen und müßig sein.“* Daher begann sie, im Roten Kreuz Besuchsdienst zu machen. Heute kümmert sich neben ihrer Tätigkeit in der Caritas auch intensiv um ihre 86jährige Nachbarin, auf die sie im Gespräch immer wieder zurückkommt. Sie hätte sich auch gerne im Seniorenclub der Kirche engagiert, aber *„das sind so eingefleischte Damen, die lassen jemand anderen überhaupt nicht hinein.“* Trotz ihres Engagements hat Frau C.

auch Zeit für Hobbys, sie liest, strickt, löst Kreuzworträtsel, geht mit einer Bekannten ins Theater und sieht fern.

Themenkomplex 2: Die ehrenamtliche Tätigkeit

Primärfrage 1: Die Initialentscheidung für die Tätigkeit

„Und wie mein Mann dann verstorben ist, hab‘ ich dann gesagt, ich möcht‘ das irgendwie weiter machen, jemanden betreuen.“

Im Rahmen des Besuchsdienstes im Roten Kreuz betreute Frau C. eine Frau, die zuerst noch zu Hause leben konnte. Später habe sie die Frau in einem Caritas-Heim „untergebracht“. Dort besuchte sie sie bis zu ihrem Tod. In dieser Zeit pflegte sie auch ihren Mann. Nach dessen Tod wollte sie „das irgendwie weiter machen, jemanden betreuen“ und fragte die Heimleiterin, ob es eine Möglichkeit gebe. Sie wurde jedoch weiter verwiesen an die für Ehrenamtliche zuständige Sozialarbeiterin der Caritas, die meinte, sie würde ihr eine Tätigkeit im Haus Schönbrunn „empfehlen“. Da dort viele ältere Menschen seien, die „keinen Besuch kriegen, die jemanden brauchen zum Plaudern“, sei die Heimleiterin sehr froh gewesen, als sie vor etwas mehr als einem Jahr ihre Tätigkeit begann. Dafür sind nach Frau C. mehrere Fähigkeiten erforderlich: *„Sie müssen sehr ein gutes Einfühlungsvermögen haben, Sie müssen viel Geduld haben, weil der ältere Mensch erzählt ja immer wieder das Gleiche. Oder sagen wir, wenn er irgendwie ganz verzagt ist, dann müssen Sie ihm Mut zusprechen.“* Ohne diese Fähigkeiten dürfe man die Tätigkeit nicht machen.

Primärfrage 2: Die Tätigkeit an sich

„Die brauchen irgendjemanden, dem sie ihren Schmerz oder ihr Leid sagen können, der sie auch anhört.“

Frau C. betreut zur Zeit eine Frau. Es ist bereits ihre zweite Betreuung, die Frau davor ist verstorben. Ihre Tätigkeit besteht vor allem darin, ins Haus Schönbrunn auf Besuch zu kommen und mit der Betreuten zu „plaudern“. Sie sieht es auch als ihre Aufgabe, die Frau zu beruhigen oder ihr „gut zuzureden“. Sie ist jedoch auch um die anderen

Bewohner bemüht, denn ihrer Meinung nach brauchen die Menschen dort „jemanden, dem sie ihren Schmerz oder ihr Leid sagen können, der sie auch anhört.“ Es ist ihr wichtig, „dass ich auch mehreren Leuten irgendwie oft einen Trost zusprechen kann.“ Viele Menschen bekämen keinen Besuch und seien daher sehr dankbar für jede Hilfe. Auch die Schwestern seien sehr dankbar, denn „die haben ohnehin genug zu tun, weil sie haben auch schwere Fälle oben, also bitte.“ Weiters ist sie seit einiger Zeit im Kaffeehaus tätig, bringt den Menschen dort Essen und Getränke und redet mit ihnen. „Und die geben Ihnen auch eine Auskunft und plaudern auch da mit Ihnen.“ Eine Frau, von der eine Kollegin sage: „Die kommt rein und sagt nur mehr ‚Kaffee‘“, habe sie „umgemodelt“, die Frau lächle jetzt und grüße freundlich. Man müsse „den Leuten auch irgendwie entgegenkommen“ und dürfe sie „nicht ausgrenzen aus den ganzen Gesellschaften.“ Es seien „kleine Gesten, die man macht“, über die sich die Menschen aber sehr freuen würden.

Schöne Momente gebe es weder für die alten Menschen noch für sie selbst: Bei den alten Menschen nicht, „weil der alte Mensch ist mehr oder weniger, wie soll ich‘ s Ihnen sagen, innerlich auch nicht zufrieden in einer Art und Weise“ und bei ihr nicht, denn „ich bin da eigentlich nicht so ein Typ, der sich, wie sagen wir, über irgendwas freuen kann. Ich konnte mich auch früher niemals so freuen. Ich hab‘ nur eine Freude, wenn ich einem anderen Menschen eine Freude bereiten kann.“ Auch schwierige Momente fallen Frau C. nicht ein, aber sie erlebt es als „ein bisschen deprimierend“, wenn Menschen sterben, die sie am Vortag noch gesehen hat. Die Tätigkeit aufzugeben, käme für sie aber nicht in Frage. An Treffen der Caritas nimmt Frau C. nicht teil, weil ihr die Leute, die in Schönbrunn warten“ dann Leid tun würden. „Es ist schad,‘ sagen wir, aber Sie können es zeitmäßig nicht koordinieren.“

Themenkomplex 3: Motive und Gratifikationen

Primärfrage 1: Motive

„Also ich bin glücklich, dass ich alten Menschen helfen kann. Und wissen Sie, jetzt sag‘ ich mir halt immer, vielleicht – man sagt ja immer weil ich eben gläubig bin, es gibt einen lieben Gott, - und dass der sich einmal sagt: ‚Du hast so vielen Menschen geholfen.‘, dass er auch eines Tages mir hilft.“

Der wichtigste Grund sei, einem älteren Menschen „einen Sonnenschein in sein Herz geben“ zu wollen, „den alten Menschen ein bisschen eine Freude geben. Dass sie merken, sie sind nicht alleine, es ist noch jemand da, der sich um sie kümmert, der ein paar liebe Worte für sie hat.“ Sie arbeite hier, weil es sie „innerlich befriedigt“, zu helfen und Freude zu bereiten. Der Tod des Sohnes geht Frau C. noch immer sehr nahe. Daher „könnt‘ ich mir gar nicht vorstellen, dass ich keine Tätigkeit haben würde. Das wär‘ nichts, ich würde dann irgendwie, sagen wir zu sehr mich da hineinsteigern eigentlich.“ Die Tätigkeit sei „in einer Art und Weise“ auch als sinnvolle Freizeitbeschäftigung zu verstehen. Ihre Freizeit sei dadurch „sehr gut genützt“, denn „was würd‘ ich ansonsten machen?“

Ein weiterer Grund sei, dass „ich mich einfühlen kann und mir sage: ‚Mein Gott, wie arm sind die Menschen, wie einsam sind die Menschen.‘, Viele Leute dächten: „Was geht mich das an?“, sie könne das nicht, auch wenn sie dadurch mittlerweile „ein bisschen eingeschränkt“ sei und „viele“ dächten, sie sei „verrückt“. Sie erlebe keine Verpflichtung, aber „Verantwortung“, vor allem auch in religiöser Hinsicht: „Es heißt ja, wenn man gläubig ist, sollst du jedem helfen. (...) Und in dem Sinne mach‘ ich‘ s auch, weil ich auch gläubig bin.“ Auch erhofft sie sich von Gott, „dass der einmal sagt: ‚Du hast so vielen Menschen geholfen‘, dass er auch eines Tages mir hilft.“

Erfahrungen sammeln oder etwas lernen zu können, ist für Frau C. kein Beweggrund, denn „was soll ich in meinem Alter noch lernen? Ich hab‘ in meinem Leben so viel gelernt.“

Primärfrage 2: Gratifikationen

„Es freut mich, wenn jemand sagt: ‚Danke schön.‘ „

Die Leiterin des Heimes sei „sehr nett“, das sei aber „selbstverständlich“. Von der betreuten Frau bekomme sie ein „Danke schön“, was bei einer 94jährigen Frau etwas Besonderes sei, „wo sich oft die jungen Leute gar nicht bedanken“. Sie freue sich über den Dank, aber „wenn er‘ s nicht sagt, verurteile ich den Menschen nicht, weil ich mir sag‘: ‚Der kriegt‘ s vielleicht geistig nicht mehr mit.‘ „

Themenkomplex 4: Der Stellenwert des Ehrenamtes in der Gesellschaft

„Das Ehrenamt würde – wenn es die Leute machen würden – einen hohen Stellenwert haben. Aber es machen ja nicht viele Leute ehrenamtliche Sachen. Der Großteil ist ja nur aus: ‚Was bekomme ich?‘ und ist nicht bereit, irgendwas Ehrenamtliches zu machen, ohne etwas dafür zu bekommen, ohne eine Gegenleistung.“

Frau C. glaubt, dass es außer dem Altenbereich kaum Gebiete gibt, in denen Ehrenamtliche engagiert sind. Am Land gebe es die Freiwillige Feuerwehr, aber in der Stadt könne man *„ehrenamtlich wahrscheinlich nur, sagen wir, bei den alten Leuten“* tätig sein, vielleicht auch in einer Partei. Sie glaubt, dass das Ehrenamt einen großen Stellenwert hätte, *„wenn es die Leute machen würden“*. Das sei nicht der Fall, weil man keine *„Gegenleistung“* bekomme und viele auf den eigenen Profit ausgerichtet seien. Das Ehrenamt *„wäre notwendig“*, vor allem sollten es *„auch junge Leute sein, die sich ein bisschen dafür interessieren“*, die aber verständlicherweise wenig Zeit und ferner schnell genug vom Ehrenamt hätten. Die Älteren hätten Zeit und vielleicht auch *„mehr Verständnis“* dafür. Dass aber dennoch viele von ihnen nicht bereit seien, ein Ehrenamt zu übernehmen, halte sie *„nicht für richtig“*.

Ähnlich wie im Ehrenamt verhält es sich für Frau C. auch in den Sozialberufen. Hier tätige junge Menschen seien, *„leider muss man sagen, zum Großteil nur lauter Ausländer, keine Österreicher (...) Gut, wenn sie arbeiten, hab‘ ich nicht dagegen. Wenn sie brav sind, nicht wahr?“* Sie verstehe nicht, warum sich die jungen Österreicher hier nicht betätigen, denn *„da wäre es doch bestimmt, sagen wir, auch richtig.“*

Der Staat solle *„schauen, dass er auch Ehrenamtliche kriegt“*, es sei aber etwas anderes, wenn er *„Leute einschleusen will, damit sie eine Beschäftigung haben“*. Er sollte ihrer Meinung nach kein Geld für die Betreuung von Obdachlosen ausgeben. Obwohl die Obdachlosen *„auch arme Teufel“* seien, verstehe sie nicht, *„dass diese Leute betreut werden“*. Denn *„das einzige Hobby“* dieser Menschen sei Trinken und sie würden da auch *„selbst hineinschlittern“*. Sie würde *„diese Leute alle in irgend eine Anstalt geben zu einer Entwöhnungskur und da würd‘ ich dann schauen, dass sie irgendwo, sagen wir, was arbeiten. Dass sie wieder in ein normales Leben zurückgeführt werden.“* Aber die meisten Obdachlosen wollten das ja nicht. Sie selbst könnte hier *„nie“* ehrenamtlich tätig sein.

Für Tätigkeiten wie Plaudern oder Spiele hält Frau C. Professionalität für unnötig. Aber

man benötige heute ja für alles eine Ausbildung, *„die Welt hat sich ja gedreht“*. Das Ehrenamt biete den Vorteil, sich flexibel Zeit nehmen zu können. Im Beruf hingegen gehe man pünktlich nach seiner Arbeitszeit. Nachteile gebe es keine, denn man mache es ohnehin nur dann, wenn man das auch gerne tue. Zwischen Ehrenamtlichen und Professionellen gebe es keine Unterschiede oder Konkurrenz, *„jeder macht seine Arbeit“*. Generell gebe es sehr verschiedene Meinungen zum Ehrenamt. Manche dächten: *„Die sind auch nicht ganz normal, die ehrenamtlich arbeiten, weil das würde mir nie einfallen.“* Andere hingegen fänden das *„sehr schön“*.

Sicher gebe es Interessierte, die nicht wissen, *„wo man sich hinwenden kann“*. Vielleicht solle man darüber informieren und dafür werben, aber sie glaube, dass viele Menschen nur solche Tätigkeiten ehrenamtlich ausüben würden, die sie beruflich erlernt haben. Und das sei ja oft nicht möglich.

Frau C. ist der Ansicht, dass sich das Ehrenamt in Zukunft nicht verändern wird. Sie glaube, dass die momentane Regierung *„für den älteren Menschen eigentlich zugänglicher“* ist und alle Parteien es *„willkommen heißen“* würden, wenn mehr Leute ehrenamtlich arbeiten. *„Aber wenn sich nämlich keine Leute ehrenamtlich melden, kann die Partei auch nichts machen.“*

Ergänzende Informationen, Eindrücke und Annahmen

Frau C. spricht sehr viel, es entstehen kaum Pausen. Die Lenkung des Gesprächs ist eher schwierig. Häufig kommt sie auf die Betreuung der Nachbarin, das Thema alte Menschen sowie auf ihre Familie zurück. Diese Passagen erschienen mir insofern von Bedeutung, als sie zeigen, dass Frau C. auch außerhalb der Caritas sehr engagiert ist bzw. welche Themen ihr wichtig sind. Der konkrete Inhalt der Sequenzen ist für die von mir gewählte Themenstellung jedoch nicht von Relevanz und wurde daher nicht in die Analyse mit einbezogen.

Zweimal werde ich relativ hartnäckig nach meiner Meinung / meinem Verhalten gefragt. Mein Alter ruft eine Übertragungsreaktion hervor, sie scheint mir das zu unterstellen, was sie von ihrer Enkelin kennt bzw. von jungen Menschen annimmt (sie kümmern sich nicht, haben keine Zeit).

Manche Äußerungen wirken eindringlich oder belehrend („Nicht wahr?“ „Wissen Sie, (...)“, „Werden Sie staunen“, „Sie müssen wissen“, „Ich werd‘ ihnen was sagen“, „Das müsse Sie sich vorstellen“, fragt, was sie in ihrem Alter noch lernen soll). Als das Gespräch auf ihren Sohn kommt, ist sie sehr gerührt, die Stimme wird „brüchig“. Bei der Frage nach ihren Fähigkeiten spricht sie nicht von sich, sondern sagt „Sie müssen (...)“ In vielen Aussagen werden Normen deutlich, z.B. sollte man religiös sein. Bescheidenheit und Altruismus werden von Frau C. hoch bewertet. Den heutigen Lebensstil verurteilt sie eher. Probleme allein zu lösen, besitzt für sie hohen Wert. Sie setzt dies mit „selbstständig“ gleich und wirkt stolz, als sie sagt, dass sie noch nie Hilfe gebraucht habe.

Frau C. scheint sich weniger mit dem Ehrenamt in einem breiteren Kontext zu beschäftigen, z.B. gibt es Ehrenämter ihrer Ansicht nach nur im Altenbereich. Dies entspricht ihrer Meinung nach auch dem Betreuungsbedarf. Alte Leute sind in ihren Augen arm und sollen betreut werden, Obdachlose hingegen selbst schuld, man sollte sie daher nicht betreuen. In diesem Komplex kommt Frau C. auch immer wieder auf ihr konkretes Engagement zurück.

7.2.4 Falldarstellung Frau D., Caritas

Themenkomplex 1: Lebensgeschichtlicher Hintergrund

„Es ist nicht so, dass man sagt: ‚Großfamilie hurra‘ und man führt das so weiter. Es kommt die starke Gegenbewegung und jetzt halt, wo man selber die Kinder draußen hat, wär‘ man aber wieder froh, wenn man die Rückbewegung hätte.“

Frau D. wurde 1940 in Baden bei Wien geboren. Zehn Jahre ihrer Kindheit verbrachte sie jedoch in Salzburg, wo sie „sehr gehangen“ sei. 1955 kam sie nach Wien. Sie hatte drei Geschwister, der Vater war Diplomkaufmann und als Beamter bei der Bundesbahn tätig. Die Mutter – sie war Hausfrau – sei „ungeheuer kommunikativ“ gewesen, die Kinder durften jederzeit Freunde mit nach Hause bringen. Dennoch habe sie als Kind „die Großfamilie nicht geschätzt, weil also permanent Unruhe war“. Es sei „schon gestritten“ worden und es habe „unnette Reibereien“ gegeben, „als wir unabhängig geworden sind, also mit dem Flüggewerden oder so“. Es sei aber „keine dauernde Feindschaft geblieben“. Die Kinder seien „gläubig“, „mit einer Ethik, einer Moral“ aufgewachsen.

Dadurch sei man „*automatisch schon drin in der Schiene*“ und überlege nicht mehr, ob man Menschen hilft oder nicht, es sei dann „*einfach da*“.

Frau D. studierte Pharmazie und arbeitete dann lange Zeit in einer Apotheke. Mit 57 Jahren ging sie in Pension. Sie ist verheiratet und hat zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Jetzt, „*wo man selber die Kinder draußen hat*“, wünsche sie sich anstelle der früheren „*Gegenbewegung*“ zur Großfamilie wieder eine „*Rückbewegung*“. „*Wir hätten die Großfamilie eigentlich ein bisschen weiterführen sollen. Aber man hat sich geschlossen und praktisch nur eine Kleinfamilie aufgebaut, mit nicht so wahnsinnig vielem Umfeld.*“

In ihrer Freizeit beschäftigt sich Frau D. mit Sprachen, Kultur, Sport. Außerdem habe sie durch ihre beiden Enkelkinder „*täglich irgendwie ein bisschen einen Einsatz*“. Sie habe zwar Freunde, aber „*sie werden weniger, weil alle halt auch schon ein bisschen so klebrig werden*“. Wenn man etwas mit ihnen unternehmen wolle, dann bekomme man immer Absagen. „*Dann hat man das Gefühl, sie wollen einen persönlich nicht, aber ich glaub‘ das gar nicht so und sie sind einfach zu träg‘.*“ Hin und wieder kämen Verwandte des Ehemannes zum Schallplattenhören. Sie seien „*wahnsinnig lieb*“, aber „*absolut zu*“, es gebe kaum Gespräche. Generell habe sie nicht so „*extrem viel*“ Kontakte wie früher, aber die „*Jungen*“ kämen immer wieder zu Besuch. Sie biete ihnen auch immer wieder ihre Unterstützung an, das sei einfach „*die Norm*“. „*Nur hängt‘ s dann vom anderen auch noch ab, ob er das dann als bare Münze annimmt oder nicht. Wenn man nicht so offen ist wie zum Beispiel mein Sohn, der immer denkt und grübelt – also der will niemanden inkommodieren und so – nicht, ich mein, das ist dann sein Kaffee, wenn er das nicht in Anspruch nimmt.*“ Es sei ihr aber wichtig, dass sich alle aufeinander verlassen können. Sie glaube, dass – „*wenn man zusammenbricht*“ – auch die Kinder für sie da wären, „*nur wird das nicht gezeigt, weil solange man noch sagt, zwei Füße und Hände und viel macht und nicht allzu verblödet ist, bleiben die Kinder immer so auf dem Status: ‚Na die Mutter wird das schon richten.‘“* „*Psychologische*“ Probleme und „*tief schürfende Sachen*“ löse sie alleine, weil das niemand „*so sehr*“ verstehen könne. Das sei jedoch ein „*Lernprozess von Jahren*“, man lerne mit der Zeit das „*Unterreihen*“.

Der Auszug der Kinder war für Frau D. „*sehr arg*“, denn „*da waren eben so Sachen, wo man dann geglaubt hat, man ist wirklich so der letzte Dreck und es ist alles falsch, was man sagt*“. Das „*Gräßlichste*“ sei die Heirat des Sohnes, „*das Hereinkommen einer jungen Frau, überhaupt aus Deutschland*“, wo man „*anders spricht*“ gewesen. Denn der Sohn habe plötzlich „*diese Art angenommen*“. „*Mit vierzig hätt‘ man das so weggewischt. Aber*

wenn man fünfzig ist, dann nimmer so leicht.“ Von ihrem Ehrenamt erzähle sie, wenn das Gespräch darauf komme, aber es sei nicht so, *„dass ich jetzt rumgeh‘ mit dem Schild“*. Manchmal vergesse sie es auch, *„weil‘ s jetzt oft so selten ist“*. Ihres Wissens sei niemand ihrer Bekannten ehrenamtlich engagiert, sie glaubt, dass er sonst davon erzählt hätte.

Glaube ist für Frau D. der *„Kardinalpunkt für alles“*, das müsse aber nicht *„Kirchenrutschen“* sein, denn *„das ist oft lächerlich“*. Sie halte sich auch nicht für einen besonders guten Menschen, finde es aber wichtig, an etwas zu glauben, über Glauben zu reden und Achtung vor Mitmenschen zu haben. Daher sei es für sie selbstverständlich, Menschen im Alltag zu helfen, z.B. wenn jemandem etwas hinunterfällt. Es gebe *„extreme“* Dinge, die sie *„physisch nicht mehr machen kann“*, aber es sei wichtig, dass einem keine *„Scheuklappen“* wachsen.

Für ihre Zukunft wünsche sie sich *„nichts mehr Großes“*. Früher sei das anders gewesen. *„Ich hab‘ schon immer als ehrgeiziger Mensch große Ziele gehabt, eben aus Perfektionismus bis zum Nicht-mehr-geht.“* Das habe sie aber *„weggeschoben“*. Sie versuche, sich nicht mehr *„so wahnsinnig zu engagieren“*, heute sei es ihr wichtiger, *„ein bisschen kontemplativ“* sein und *ein bisschen mehr in die Tiefe gehen“*.

Themenkomplex 2: Die ehrenamtliche Tätigkeit

Primärfrage 1: Die Initialentscheidung für die Tätigkeit

„Mein Gott, da braucht man ja nichts mitbringen, wenn man versucht, mit jemandem zu lernen. Da braucht‘ s eigentlich nur grad ein Verständnis, Geduld. In der bin ich immer zu gut.“

Frau D. hatte *„immer schon irgendwo im Hintergrund caritative Ideen“*. Da sie ein *„bisschen Zeit“* gehabt habe, meldete sie sich bei der Caritas, welche *„die einzige Organisation“* sei, für die sie auch spende. Da sie in ihrem Beruf sehr viel mit alten Menschen zu tun gehabt habe und ihre Schwiegermutter gerade *„so elend zu Tode gekommen“* sei, habe sie im Gespräch den Wunsch geäußert, mit jungen Menschen zu arbeiten. Sie finde das Erstgespräch sehr gut, denn viele Menschen *„stellen sich das dann irgendwie locker vor“* und so sei es der Leiterin möglich, Beweggründe herauszufinden und *„ob das nur jetzt so momentan ein Huscher ist oder ob jemand*

wirklich da interessiert ist, was zu tun.“

Anfangs habe sie gedacht, sie könnte aufgrund ihrer beruflichen Erfahrungen *„eventuell auf dem medizinischen Sektor ein bisschen mithelfen“*. Dazu hätte sie aber einen Kurs belegen müssen, für den sie die Zeit nicht aufbringen wollte. Auch *„psychisch“* hätte sie es vermutlich nicht geschafft. Es wurde ihr vorgeschlagen, eine türkische Frau mit zwei Kindern zu betreuen und bei diversen Tätigkeiten behilflich zu sein. Frau D. entschied sich dagegen, da es sich *„nicht als besonderer Notfall entpuppt“* habe. *„Die waren mir alle zu gut situiert oder irgendwie hab‘ ich nicht das Bedürfnis gehabt, ich hilf‘ da. Und kam mir dann eher so als – jetzt im Hintergrund – als ein bisschen Dienstbote vor.“* Zu der Zeit sei es wegen den Enkelkindern auch *„mit der Zeit ein bisschen brenzlich“* geworden. Sie habe gedacht, *„es wär‘ gemein, wenn ich dann irgendwo was mach‘ und dann das aufhöre.“*

Kurze Zeit nach einem klärenden Gespräch mit der vermittelnden Sozialarbeiterin habe diese sie angerufen und ihr die Lernbetreuung einer Frau im Haus Miriam - *„sie hat gesagt Analphabetin aber jedenfalls also eine Legasthenikerin“* – vorgeschlagen. Dieses Angebot nahm Frau D. an. Besondere Fähigkeiten seien für diese Tätigkeit nicht vonnöten. *„Da braucht‘ s eigentlich nur grad ein Verständnis halt, Geduld.“* In dieser sei sie *„zu gut“*, sie habe sich oft gedacht, man müsste vielleicht *„strenger“* sein, dazu fehle ihr aber die *„psychologische Vorbildung“*. Bei ihr sei das *„einfach alles Intuition“*.

Primärfrage 2: Die Tätigkeit an sich

„Ich bin eigentlich ein akkurater Mensch und hab‘ dadurch, dass das jetzt nicht so kontinuierlich geht, irgendwo ein bisschen ein schlechtes Gewissen.“

Im Moment hat Frau D. wenig Zeit und deshalb *„bei der Caritas nicht allzu viel zu tun“*. Seit einem Jahr fährt sie zur *„Schülerin“* ins Haus Miriam. Ihre Aufgabe sei es, der Frau lesen zu lernen, wofür ihr Kontinuität sehr wichtig erscheint. Warum diese dorthin gekommen ist, wisse sie nicht. Allgemein fänden dort Frauen für kurze Zeit Zuflucht, viele davon seien Alkoholikerinnen, auch schwangere Frauen habe sie schon gesehen. Für die Hausleitung sei es sicher schwer, die Frauen *„in Schach zu halten“*.

Die Schülerin sei *„ein liebes Mädel, ein bisschen natürlich nicht ganz so intelligent halt.“*

Sonst wär' sie auch nicht, sagen wir, so legasthenisch und mit diesen Problemen.“ Am Beginn der Betreuung habe die Frau „ein bisschen Hemmungen“ gehabt, es habe lange gedauert, bis diese Vertrauen zu ihr fasste. Frau D. hatte den Eindruck, dass sie nicht lernen wollte, „obwohl ursprünglich angeblich der Wunsch da war“. Erschwerend für ihre Arbeit sei auch der Lärm im Haus. Sie könne sich vorstellen, bei sich zu Hause zu unterrichten, „aber die Distanz ist schon auch sehr wichtig. Gerade auch bei so Leuten. Nicht, weil ich mein, die sind anders, also andere Herkunft und so und auch geistig nicht so ganz.“ Es genüge, mit den Leuten zusammensitzen, man brauche nicht unbedingt „zu nahen Kontakt“ haben, dazu gebe auch ein Merkblatt. Sie persönlich glaube zwar, dass „nicht viel passieren“ kann, „aber wenn man so irgendwelche Sozialfälle hat dann oder vielleicht vom Suchtmilieu so Leute, die also da clean geworden sind, da kann schon viel passieren, wenn dann zu sehr emotional drauf reagiert wird.“

Frau D. ist mit der Betreuung eher unzufrieden, es gebe immer lange Pausen, in denen sich die Schülerin nicht melde. *„Ich bin eigentlich ein akkurater Mensch und hab' dadurch, dass das jetzt nicht so kontinuierlich geht, irgendwo ein bisschen ein schlechtes Gewissen.“* Vielleicht brauche die Schülerin sie nicht mehr, aber sie habe ihr das auch nie gesagt, daher möchte sie „klare Verhältnisse“ haben. Sie denke daran, eine Frau zu übernehmen, die „lernen will“ oder überhaupt in die Altenbetreuung zu wechseln, *„wenn das mit diesen jüngeren Leuten, also mit diesen so genannten gestrandeten Damen, nicht ganz hinhaut.“*

Die Treffen der Caritas stellt sich Frau D. sehr interessant und informativ vor. Vermutlich sei sie aber in ihrer Arbeit „zu isoliert“ und habe daher *„überhaupt keine Erfahrung mit dem“*. In anderen Tätigkeitsfeldern gebe es sicher vieles zu besprechen. Bisher habe sie auch keine Zeit dafür gefunden und der Weg sei ihr zu weit. *„Aber ich begrüß' das sehr, dass sie das machen, weil das ist ungeheuer wichtig.“*

Themenkomplex 3: Motive und Gratifikationen

Primärfrage 1: Motive

„Also primär macht man' s einmal pauschal, um irgendwo zu helfen, wurscht, was.“

Menschen helfen zu wollen, ist für Frau D. der wichtigste Grund ihrer Tätigkeit. Es sei ihr

ein „Bedürfnis, für die Allgemeinheit was zu tun“, d.h. auch für „wildfremde Menschen“. Es sei für sie ein „Automatismus“ und gehöre „als integraler Bestandteil“ zum Leben, verpflichtet fühle sie sich aber nur sich selbst. Als Freizeitbeschäftigung würde sie die Tätigkeit nur so lange bezeichnen, als man im Berufsleben steht, weil es dann die „Alternative“ sei. In der jetzigen Lebensphase sei es jedoch ein „Teilbereich des Lebens“, einer der „Aufgabenbereiche, die halt in der Pension sich als Lebensarbeit anbieten“. Der Glaube erleichtere es ihr, sich zu engagieren, denn „da ist einem das so selbstverständlich, was für andere ein Dissertationsthema ist“. Auch manche „Agnostiker“ seien sicherlich „moralisch-ethisch hochwertige Menschen“, aber als gläubiger Mensch tue man sich „viel leichter“.

Es sei sehr wichtig, „dass man nicht stecken bleibt“. Sie möchte das Helfen nicht „verlernen“, einen „Basiseinsatz“, aufrecht zu erhalten sei ihr wichtig, „wie alles im Leben. Dass man halt einfach sich alles erhält, was einen also wirklich noch am Leben erhält, nicht dass man die Dinge nach und nach absterben lässt.“ Die eigene „Trägheit“ und den „inneren Schweinehund“ zu überwinden, gebe ihr auch ein gutes Gefühl. Vielleicht sei es aber auch „das Anhängliche der Berufssituation, weil man also wirklich mit unglaublichen sozialen Schichten zu tun hatte“, und das „ein bisschen beibehalten“ möchte.

Erfahrungen mache man immer, im Ehrenamt seien es nur „wesentlich mehr“. Die Erfahrung von „Schrecklichkeiten“, die man nicht nur im Ehrenamt, sondern auch durch bewusstes Nachrichtenhören mache, relativiere eigene Probleme, es bringe einen „immer auf den Boden zurück“ und man denke sich „Mein Gott, und da regt man sich auf“. Man könne davon „ungeheuer profitieren, ohne dass man es artikulieren kann“. Für sie sei es ein „Kontrastprogramm, wenn es einem im Vergleich zu anderen Leuten sehr gut geht“. Auch Interesse für andere Menschen ist für Frau D. ein Beweggrund, es sei aber nicht der primäre Grund, sondern ergebe sich im Laufe der Arbeit. Sie habe hier die Möglichkeit, zu „sehen, wie die anderen Leute leben“.

Primärfrage 2: Gratifikationen

„Man möchte sich bis zu einem gewissen Grad profilieren.“

Frau D. hat „schon“ das Gefühl, für ihre Arbeit etwas zu bekommen, z.B. könne sie sich „ein Bild machen, was das für ein Mensch ist“, den sie betreut, dessen „Leben“ kennen

lernen und erfahren, „was ihnen gefällt so am Leben“ – „wenn sie sich auch nicht so artikulieren können“. Sie bekomme auch etwas, wenn jemand „freiwillig was fragt“. Von der Caritas oder anderen Personen bekomme sie aber nichts. Gratifikationen sind Frau D. wichtig, - „auch wenn' s Winzigkeiten sind“ - denn „man möchte sich bis zu einem gewissen Grad profilieren“. Aus dem, was sie bekomme, sehe sie, „dass man also irgendwo noch einen Status quo hat, sagt also, man kann noch was hergeben.“ Das sei ihr sehr wichtig, denn mit steigendem Alter merke man, dass man „so eine Funktion nach der anderen abgibt“. Zu sehen, dass „ein und das andere funktioniert“ gebe ihr daher ein „gutes Gefühl“.

Themenkomplex 4: Der Stellenwert des Ehrenamtes in der Gesellschaft

„Es wird immer wichtiger werden, weil ja immer weniger Geld ausgegeben wird für die Sozialbereiche und weil ja die Menschen immer älter werden, das ist ja das Kardinalsproblem.“

Das Ehrenamt hat nach Frau D. einen „wahnsinnig großen“ Stellenwert. Früher habe es viel mehr Nachbarschaftshilfe gegeben, in der heutigen „Anonymität“ wolle man „nur nicht anstreifen“ Das Ehrenamt sei notwendig, „es geht sonst nicht“. Der Vorteil sei, dass Ehrenamtliche „nicht aus materiellen Gründen“ helfen, deshalb sei „die Motivation natürlich schon eine andere“. Bei ihnen könne man sicher sein, dass sie sich „aus Liebe“ engagieren. Es sei aber wichtig, das Ehrenamt nicht als Ersatz für professionelle Arbeit zu sehen, sondern als ergänzende „Zusatzleistung“, die „überhaupt nicht gemacht werden“ müsste. Einsatzgebiete seien z.B. dort, wo Menschen „gesprächsmäßig oder so irgendwie so ein bisschen Kontakt brauchen.“ Nachteilig sei es aber, wenn die Hilfe über diesen Bereich hinausginge. Bestimmte Aufgaben könnten von Ehrenamtlichen nicht wahrgenommen werden, „weil sie ja selber dann vor die Hunde gehen.“ In solchen Bereichen sollte ehrenamtliche Hilfe „nicht genommen“ werden. Den Umfang staatlicher Leistungen kann Frau D. nicht beurteilen. „Also getan wird viel nach außen, ich kann es nicht sagen, ob das reicht.“ Ihrer Meinung nach ist es aber in manchen Fällen nicht nötig, dass sich Professionelle „so aufreiben“, es könnten auch Ehrenamtliche etwas übernehmen. Daraus ergebe sich auch der Vorteil, dass selbst die „ganz Armen“ Hilfe bekämen. Wo professionelle Hilfe nicht finanzierbar ist, müsse halt die „Ehrenamtlichkeit hinhalten“.

Um das Image des Ehrenamtes in der Gesellschaft zu beurteilen, kann Frau D. nur ihre eigene Sichtweise heranziehen. Sie habe „*Hochachtung*“ vor den Leuten, finde es „*einfach toll, auch wenn‘ s nur kurze Zeit hält*“, schon die Bereitschaft zähle viel. Diese sei bei vielen vorhanden, das sei das „*Aufbauende*“. Ob die Bereitschaft sich aber auch in tatsächlichem Engagement niederschlägt, sei von der Person abhängig. Manche seien „*spontaner*“, andere „*tun halt lang herum*“. Es sei jedoch sehr wichtig, in den Medien „*publik*“ zu machen, dass es ein „*Potenzial*“ an Interessierten gibt. Dass diese wissen, wo ein Engagement möglich ist, glaubt sie nicht. Ihrer Meinung nach wäre es daher sinnvoll, eine „*Anlaufstelle*“ einzurichten, bei der man sich einerseits diesbezüglich erkundigen kann, wo andererseits aber auch ein „*Pool*“ an Ehrenamtlichen zur Verfügung steht, die „*auf Abruf*“ für konkrete Tätigkeiten angeworben werden können. Wie das genau funktionieren soll, könne sie sich nicht vorstellen, aber es sollte eine Art „*Club*“ oder eine „*Organisation*“ sein, die Interessierten regelmäßig Informationen zukommen lässt und auch Daten über Fertigkeiten und Fähigkeiten dieser Personen aufnimmt.

In Zukunft werde das Ehrenamt „*immer wichtiger*“, da im Sozialbereich zunehmend gespart werde und der Anteil der alten Menschen in der Gesellschaft zunehme. Ohne Ehrenamtliche gebe es in Zukunft keine „*Qualität*“, man sehe das schon in „*den angelsächsischen Ländern*“, Ehrenamt sei „*einfach ein wichtiger Punkt, mit dem man rechnet*“. Viele müssten sonst „*zusperren*“. „*Und wenn‘ s den Ehrenamtlichen eine Freude macht und ich mein‘, nicht ein paar Gfraster dabei sind – das gibt‘ s überall –, dann ist das eigentlich jedem gedient, finde ich.*“ Die Bereitschaft wird ihrer Meinung nach zunehmen, z.B. bei den Menschen, die wie sie nach dem Krieg aufgewachsen sind, denn „*man weiß ja, wie das in der Nachkriegszeit war und das bleibt einem.*“ Aber auch die nachkommenden Generationen würden sich zukünftig aufgrund von Erfahrungen mit ehrenamtlicher Hilfe im Umfeld mehr engagieren. „*Die werden das mitbekommen, dass sie dann selber – wenn sie eben nicht so groß geworden sind, nicht mit Hilfe – das dann erlernen. Und eben das Positive sehen und einfach eben selber auch vielleicht sich dann dazu engagieren.*“

Ergänzende Informationen, Eindrücke und Annahmen

Frau D. wirkt durchgängig eher ungeduldig und lässt öfters „anklingen“, dass das Interview ja wohl eh bald vorbei ist. Auch deshalb habe ich das Gefühl, mit ihr nicht „warm werden“ zu können.

Sie wirkt nicht so, als hätte sie im Moment sehr großen Bezug zum Ehrenamt. Dieser Eindruck wird durch die Aussage gestützt, dass sie zur Zeit wenig macht und deshalb ein schlechtes Gewissen hat. Während dem Interview habe ich den Eindruck, dass ihre Aussagen zwar relativ umfangreich, aber eher schwammig sind und wenig „Inhalt“ haben. Teilweise ist mir der Zusammenhang zwischen meinen Fragen und ihren Antworten unklar. Es wirkt oftmals auch so, als würde sie die Punkte im Schnellverfahren abhaken. Während der Datenorganisation finde ich den Eindruck der „Inhaltsleere“ nicht bestätigt, denn ich erhalte relativ viel Datenmaterial. Ich gelange daher zur Annahme, dass sich mein anfänglicher Eindruck durch Frau D.s Art des Sprechens ergab. In ihren Erzählungen klingt vieles relativ beiläufig oder abstrakt, sie spricht z.B. von „man“ statt „ich“. Teilweise spricht sie nur in Stichwortform, vollendet Sätze nicht oder verwendet ungewöhnliche Satzkonstruktionen. Ferner wirkt sie emotional eher wenig beteiligt oder zugänglich.

Bemerkenswert erscheint mir auch ihr leises Reden. Es erweckt bei mir einerseits den Eindruck, als wolle sie bescheiden wirken, gleichzeitig aber auch den Eindruck, als würde sie damit Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollen. Durch ihr häufiges Zurücklehnen auf der Couch wird sie noch leiser (was auch am Tonband sehr deutlich hörbar ist und die Transkription zusätzlich erschwerte). Angesichts dieser leisen Art des Sprechens erscheint es mir als extremer Kontrast, als Frau D. einen Anruf beantwortet und am Telefon plötzlich sehr laut spricht.

Nach dem Interview meint Frau D., dass sicher niemand so viel geredet habe wie sie. Da sie es eher eilig hatte, erscheint es mir auch seltsam, dass sie mir nach dem Interview etwas zu trinken anbieten möchte.

7.2.5 Falldarstellung Frau E., Caritas

Themenkomplex 1: Lebensgeschichtlicher Hintergrund

„Wie ich einen Freund von mir halt auf einer Überdosis gesehen hab‘ oder wie ein anderer Freund (...) gestorben ist. Das sind schon Situationen, die einiges halt verändert haben. Wo dann die Sichtweisen von halt : ‚Naja, die machen das halt so und ich mach‘ es halt anders‘ schon anders geworden sind.“

Frau E. wurde 1978 in Perchtoldsdorf geboren, wo sie die Volksschule und die Unterstufe besuchte. Mit 14 Jahren kam sie nach Wien ins Musikgymnasium und lernte Flöte spielen. Nach der Matura entschied sie sich jedoch gegen ein Musikstudium und besucht nun die Pädagogische Akademie, da das Unterrichten *„vielseitiger ist als wenn man nur Flötestunden gibt“*. Die Mutter ist Lehrerin an der Handelsakademie, der Vater arbeitet bei Austria Ferngas. Beide seien *„ganz geradlinige Menschen“*, engagiert seien sie nirgendwo. Frau E. hat noch einen fünf Jahre jüngeren Bruder. Als Kind sei sie *„ziemlich gemein zu ihm“* gewesen, jetzt sei das Verhältnis *„eigentlich sehr gut“*. Mit den Eltern habe sie sich *„eine Zeit lang, wie ich so vierzehn, fünfzehn war, überhaupt nicht“* verstanden, denn *„wir sind uns einfach in vielen Dingen ziemlich verschieden. Nachdem sie halt sozusagen zufrieden sind mit ihrem Leben, war das für sie schwer, dass sie mich jetzt so akzeptieren, glaub' ich. Dass ich' s halt anders mach'.“* Heute sei das Verhältnis gut. Frau E. hat einen Freund, aber keine Kinder. Ihre Freizeit sei im Moment *„ziemlich gedrängt mit der Pädak“*, da sie kurz vor dem Abschluss steht. Deswegen hat sie sich entschieden, ihre Tätigkeit in der Caritas für eine Zeit lang aufzugeben. Ihre Hobbys sind Lesen und Musik. Frau E. geht zwar auf Demonstrationen, aber *„auch nicht momentan“*.

Ihre Freunde seien *„ein bisschen schwierig“*. Mit 15 seien einige *„ziemlich abgestürzt, auch mit Drogen“*, sie selbst nicht. *„Also mich kotzt diese Sucht einfach so an (...), ich wär' auf das einfach nie reingekippt oder so.“* Sie beschäftige sich jedoch sehr viel mit dem Thema. *„Und das ist auch der Grund gewesen, warum ich mich von meinen Eltern ziemlich entfernt hab', weil ich ihnen viele Dinge halt nicht gesagt hab', aber wo sie das sicher gespürt haben und sich halt Sorgen gemacht haben.“* Es seien auch heute noch Freunde, *„nur haben sich die Freundschaften halt verändert. Es ist halt nicht mehr so in dem Sinne eine Freundschaft, sondern ich mein', das kann auf Dauer, glaub' ich, keine Freundschaft sein, weil' s einfach meistens einseitig ist.“* Auf der Pädak sei es *„nicht so leicht, da irgendwie Leute zu finden, mit denen ich mich wirklich gut versteh'“*, aber sie habe noch einen zweiten Freundeskreis, jenen des Freundes. Dort wird auch über soziale Themen diskutiert, die Freunde wissen von ihrem Engagement. Viele fänden es *„toll“*, ihr Freund habe hingegen *„Angst irgendwie, dass ich mich sozusagen ausnützen lass oder dass das halt nicht gewertet wird, diese Arbeit.“* Er habe selbst jahrelang ehrenamtlich in einer Naturschutzorganisation gearbeitet und hier *„halt auch die andere Seite gesehen (...), die sicher auch in Ansätzen da ist einfach.“* Den Freunden, die großteils studieren, sei es finanziell nicht möglich, ein Ehrenamt zu belegen. Gegenseitige Unterstützung sei in beiden Freundeskreisen wichtig. *„Weil also das macht für mich eine Freundschaft schon irgendwie auch aus, ob man - wenn es einem schlecht geht – ob der andere da ist“*

und Zeit hat.“

Glaube spielt für Frau E. „eine große Rolle“, sie wolle ihn aber „nicht einer Kirche unterordnen“. Als Kind sei sie aber „total kirchenfixiert“ gewesen, ein Film über eine Nonne, die aus dem Kloster austritt, da ihr dieses für die Arbeit als medizinische Assistentin im Kongo im Weg stehe, habe sie sehr beeindruckt. Darauf führt sie den „Kindheitstraum“, ins Ausland zu gehen, um etwas „Sinnvolles“ zu tun, zurück. Prägende Ereignisse habe es vor allem in ihrem Freundeskreis gegeben, z.B. „wie ich einen Freund von mir halt auf einer Überdosis gesehen hab“ oder als ein Freund verstarb. „Das sind schon Situationen, die einiges halt verändert haben. Wo dann die Sichtweisen von halt : ‚Naja, die machen das halt so und ich mach‘ es halt anders‘ schon anders geworden sind.“ Aber auch die Entscheidung, das Flötespielen aufzugeben, sei sehr wichtig gewesen. Frau E. möchte nicht ihr ganzes Leben lang dasselbe tun, denn „ich glaub‘, man muss total aufpassen, überhaupt wenn man mit Menschen arbeitet, dass man nicht irgendwie in einen Trott oder in irgendwas reinkommt.“ Sie könne sich gut vorstellen, etwas anderes zu tun, „oder eben auch als Lehrer halt gibt‘ s so viele verschiedene Aufgaben einfach, die man machen kann“. Sie hoffe, das zu schaffen, denn es sei „ganz schön schwierig, im Alltag trotzdem noch was Neues zu machen immer wieder.“

Themenkomplex 2: Die ehrenamtliche Tätigkeit

Primärfrage 1: Die Initialentscheidung für die Tätigkeit

„Das mit dem Canisibus war halt schon irgendwie immer mehr im Hinterkopf und hab‘ ich mir gedacht: ‚Naja, das würde ich mir schon gerne anschauen‘.“

Im Musikgymnasium hörte Frau E. einen Vortrag über ehrenamtliche Arbeit bei der Caritas. Sie meldete sich am selben Tag noch und begann, in St. Gabriel mit bosnischen Flüchtlingskindern zu lernen. Da sie sich mit der Heimleiterin nicht gut verstanden habe, sei sie aber irgendwann nicht mehr hingegangen. Damals habe sie nicht das „Selbstbewusstsein“ gehabt, zu sagen: „Nein, das taugt mir nicht mehr.“ Der Canisibus habe sie von Beginn an interessiert, davon sei ihr aber mit damals erst 17 abgeraten worden. Zweieinhalb Jahre später (bzw. vor etwas mehr als einem Jahr) sei sie dann wieder zu Caritas gegangen, denn „das mit dem Canisibus war halt schon irgendwie immer mehr im Hinterkopf und hab‘ ich mir gedacht: ‚Naja, das würde ich mir schon gerne

anschauen“. An dieser Tätigkeit interessiert hätten sie vor allem die „Gespräche“ mit obdachlosen Menschen.

Frau E. glaubt nicht, besondere Fähigkeiten mitgebracht zu haben. *„Ich glaub‘, dass jeder Mensch so was machen kann, dass man da nicht bestimmte Fähigkeiten haben muss. Weil manche Dinge die lernt man auch dort erst. Also zum Beispiel mehr Toleranz oder so.“* Sie habe sich zwar damals für tolerant gehalten, glaube aber nicht, dass sie es wirklich war. Sehr wichtig sei, *„dass man nicht aggressiv auf aggressives Verhalten von den Obdachlosen reagiert, dass man versucht ruhig zu bleiben“* und *„dass einem nicht graust vorm Schmutz“.*

Primärfrage 2: Die Tätigkeit an sich

„Was mir so gefällt an dieser Arbeit ist, dass man eigentlich sich nicht aufdrängt den Leuten, sondern man kommt eigentlich nur mit dem Essen hin. Und wenn jemand seine Ruhe haben will, der holt sich sein Essen und geht. Und es gibt dann aber Leute, die von selber dann zum Reden anfangen. Und das ist, glaub‘ ich, das Schöne, dass man sich den Leuten auch nicht aufzwingt.“

Frau E. arbeitete jeden Sonntag beim Canisibus. Nach Vorbereitungen und einem Abendessen wurden jeweils vier Bahnhöfe angefahren, Essen und Trinken wurde ausgeteilt und nach Bedarf Gespräche mit den Obdachlosen geführt. Sie verstand es als ihre Aufgabe, den Leuten Gesprächsangebote zu machen, ihnen deren Nutzung aber freizustellen. Es gebe ein *„ziemliches Stammpublikum“*. Im Sommer seien es immer mehr als im Winter, aber *„das kommt halt auch drauf an, ob vorher gerade eine Razzia war oder so auf dem Bahnhof. Weil dann halt auch oft sehr sehr wenige sind oder gar niemand.“*

Sehr positive Erinnerungen hat Frau E. vor allem an die Gespräche mit obdachlosen Menschen. *„Was mir so gefällt an dieser Arbeit, ist, dass man eigentlich sich nicht aufdrängt den Leuten, sondern man kommt eigentlich nur mit dem Essen hin. Und wenn jemand seine Ruhe haben will, der holt sich sein Essen und geht. Und es gibt dann aber Leute, die von selber dann zum Reden anfangen. Und das ist, glaub‘ ich, das Schöne, dass man sich den Leuten auch nicht aufzwingt.“* Einen kranken Mann, der sich lange Zeit weigerte, *„irgendeine Einrichtung zu frequentieren“*, habe sie überreden können, ihm

zuerst sehr kleine Dinge und dann auch Essen bringen zu dürfen. *„Und ich hab‘ echt eigentlich schon jedes Mal Angst gehabt, dass er tot ist, wenn ich das nächste Mal komm‘.“* Bei ihrer letzten Fahrt erfuhr sie, dass er eine Wohnung bekommen hat. *„Und das ist schon ein tolles Gefühl.“* Schön sei es auch, als Ehrenamtliche nicht nur „geben können“ zu müssen. *„Das klingt jetzt arg, aber ich mein‘ ich seh‘ mich auch nicht als Sozialarbeiterin. Das find‘ ich schon irrsinnig angenehm.“*

Schwierig sei es, *„wenn nichts weiter geht oder wenn es kaum Gespräche gibt (...). Wenn so was öfter hintereinander ist, denkt man sich schon: ‚Naja, irgendwie hab‘ ich nicht sehr viel Zeit und eigentlich würd‘ ich gern was machen, was wirklich intensiv ist.“* Als sie ihre KollegInnen kennen lernte, sei sie ein wenig „enttäuscht“ gewesen, weil sie gedacht habe, *„da sind vielleicht mehr jüngere Leute oder so, die halt ähnliche Interessen haben oder so, mit denen ich auch noch so was ganz anderes machen könnt‘.“* Diese Erwartung traf nicht ein, aber *„eigentlich find‘ ich‘ s auch schön, dass es eben auch Leute gibt, die da so anders sind und das trotzdem gerne machen und sicher auch gut machen.“* Aufzuhören mit ihrer Tätigkeit fiel Frau E. schwer, denn *„man wächst so total langsam in das hinein. Und das merkt man eigentlich erst, wenn man aussetzen muss für einige Zeit, wie schwer das ist eigentlich, aus dem wieder rauszukommen auch.“* Für viele der Obdachlosen werde man mit der Zeit eine „Vertrauensperson“, mit der Aufgabe der Tätigkeit reiße der Kontakt ab, denn *„man kann die Leute so fernab nicht treffen“.* Zu den Treffen der Zentralstelle der Caritas ging Frau E. aus zeitlichen Gründen nicht, sie nahm jedoch an monatlichen Treffen der MitarbeiterInnen vom Canisibus teil.

Themenkomplex 3: Motive und Gratifikationen

Primärfrage 1: Motive

„Ich hab‘ irrsinnig viel einfach gelernt für mich aus der Arbeit. Und ich denk‘ mir halt, andere Leute machen halt irgendwie so einen Kurs für Persönlichkeitsbildung oder so. Ich mein‘, das ist auch okay, ja gut, ich mach‘ das halt so.“

Frau E. erlebt ihre Tätigkeit nicht als rein altruistisch motiviert, denn *„ich mach‘ das jetzt nicht nur für die anderen, sondern ich mach‘ das auch für mich.“* In erster Linie wollte sie aus der Tätigkeit – vor allem aus den Gesprächen - lernen. *„Ich hab‘ irrsinnig viel einfach gelernt für mich aus der Arbeit. Und ich denk‘ mir halt, andere Leute machen halt*

irgendwie so einen Kurs für Persönlichkeitsbildung oder so. Ich mein', das ist auch okay, ja gut, ich mach' das halt so.“ Durch die Arbeit habe sie sich auch weiterentwickelt *„weil man einfach auch immer wieder auch an Grenzen stößt oder so. Aber trotzdem immer in einem Bereich, der absolut zu schaffen ist“*, und *„in einem Ausmaß, das echt okay ist“* – im Gegensatz zum Beruf der Sozialarbeiterin, *„weil man kann sich da schon ganz schön ausbrennen auch“*.

Im Ehrenamt habe sie auch Erfahrungen sammeln können, die sie zwar auch im Freundeskreis mache, aber *„das ist ein komplett anderer Zugang, wenn man mehr Distanz zu den Leuten hat“*. Dadurch habe sie gelernt, *„auch meine Freunde aus einer anderen Perspektive sehen zu können.“* Es sei auch ein Anliegen gewesen, den Obdachlosen - *„jetzt auch wenn sie so anders sind oder so ausgestoßen werden und überall schief angeschaut werden“* – zu zeigen, *„dass es eben schon Menschen gibt, die sie ernst nehmen und die sie wie jeden anderen auch behandeln.“* Sie habe zwar nichts verändern können, wollte aber Obdachlosen helfen, die *„die Hoffnung verlieren“*. Durch Gespräche und Ernstnehmen sei es möglich, *„dass sie wieder Selbstbewusstsein bekommen und sich eher vorstellen können, selber was an der Situation zu verändern.“* Auch wisse sie selbst, wie wichtig es ist, *„dass man jemanden hat, der einem zuhört“*. Anfänglich war es für Frau E. auch ein *„großer Faktor“*, Leute kennen zu lernen und eventuell Freunde zu finden, was sich jedoch nicht ergab und daher später keine Bedeutung mehr hatte.

Glaube ist für Frau E. ein *„wichtiger Punkt in meinem Leben allgemein“*, er *„spielt einfach bei total vielen Sachen mit und eigentlich bei allem, das man macht“*. Es gehe dabei aber vor allem darum, *„dass mir Zwischenmenschliches wichtig ist, ob das jetzt eine Freundschaft ist oder ob das auch die Beziehung zu meinen Eltern ist oder ob das halt auch zu anderen Menschen ist, die eigentlich ganz anders sind oder so.“* Zu einem gewissen Grad fühle sie sich auch als Gesellschaftsmitglied verpflichtet, denn sie glaubt, *„dass viele Probleme, die Österreich hat“*, – wobei sie auch die momentane Regierung anspricht – nicht in der Form existieren würden, wenn *„mehr Menschen einfach für eine Zeit lang irgendwas in der Art machen“*. Jeder Mensch sollte sich ihrer Meinung nach *„mit so was auch beschäftigen“*.

Primärfrage 2: Gratifikationen

„Also ich glaub‘ schon, dass ich vor allem halt von den Obdachlosen sehr viel zurück bekomm‘.“

Frau E. hat den Eindruck, für ihre Arbeit „vor allem halt von den Obdachlosen“ viel zurück bekommen zu haben, was ihr auch wichtig gewesen sei. Angefangen habe es mit „total lieben Sätzen“, weiters habe es Situationen gegeben, „wo sie dann irgendwie total auf einen aufpassen“, z.B., wenn jemand sie beschimpfte. Manche würden auch Geschenke bringen, ein Mann habe den MitarbeiterInnen immer Stofftiere geschenkt. „Das war alles eigentlich urgrauslich. War sicher aus irgend einem Mistkübel und so, aber das war so lieb von ihm irgendwie.“ Manche Freunde würden ihr Engagement bewundern. Das sei ihr eher unangenehm, denn sie mache es nicht nur für die anderen, sondern auch für sich. Von anderen Personen bekomme sie nichts.

Themenkomplex 4: Der Stellenwert des Ehrenamtes in der Gesellschaft

„Also ich glaub‘, wenn man so was macht wie das bei der Caritas mit dem Canisibus, da glauben auch noch viele, man hat in erster Linie mal irgendwie ein Helfersyndrom oder so.“

Frau E. ist der Ansicht, dass der Staat viele Aufgaben auf Ehrenamtliche oder Pfarren abschiebt. Das Ehrenamt werde jedoch „nicht so als Arbeit gewertet“. Es sei notwendig, „weil es sonst viele Dinge nicht geben würde“, aber es bestehe die Gefahr, ausgenützt zu werden. Sie würde es befürworten, „wenn man zum Beispiel sowas macht und einfach ganz wenig Geld bekommt“, denn dadurch würde sich ihrer Meinung nach das „Image“ verbessern. Viele dächten, „man hat in erster Linie mal irgendwie ein Helfersyndrom“ oder sähen das Ehrenamt „als ein Problem, das man irgendwie hat“. Andere könnten wiederum nicht verstehen, warum Menschen bereit sind, ihre freie Zeit dafür aufzuwenden. Das Ehrenamt biete Vorteile für die Betroffenen, denn diese würden sehen, „dass man sozusagen freiwillig hinkommt und an Gesprächen interessiert ist“. Für den Ehrenamtlichen sei es oft auch leichter als für einen Sozialarbeiter, „weil halt nicht so eine Grundabwehrhaltung ist. Einfach so: ‚Ja, die wollen uns jetzt nur wieder einordnen in irgendein System, in dem wir vielleicht gar nicht sein wollen.“ Nachteile gebe es nicht, es sei aber wichtig, ein Ehrenamt aufzugeben, wenn es zu viel wird oder keine Zeit mehr

dafür bleibt, *„weil man das auch immer auf die Leute überträgt“*. Es gebe auch Tätigkeiten, für die man *„in einer Ausbildung lernen kann, sich zu distanzieren“* und die daher nicht ehrenamtlich erfolgen sollten. Ehrenamtliche und Professionelle sollten nicht dieselbe Arbeit tun, denn *„das macht schon leicht schlechte Stimmung“*. Keine Konkurrenz gebe es ihres Wissens aber bei unterschiedlichen Aufgaben.

Es gebe zwar Bemühungen, Menschen für ein Ehrenamt zu interessieren, einige Menschen fänden auch selbst den Weg, die Medien sollten aber mehr darauf aufmerksam machen. In Zukunft wird sich ihrer Meinung nach die Bedeutung des Ehrenamtes nicht verändern, aber sie habe das Gefühl, dass viele Menschen *„nur noch runter gemacht werden oder halt abgestempelt werden“* und *„als Sündenböcke auch irgendwie herhalten müssen“* – vor allem Ausländer oder jene Menschen, die als *„Sozialschmarotzer“* oder *„Österreichbeschmutzer“* bezeichnet würden. Viele hätten Vorurteile, was sie auch verstehen könne, aber es werde *„kritisch“*, wenn über diese Menschen geschimpft bzw. die Meinung vertreten werde, *„dass sie zu irgendeinem Arbeitsdienst verdonnert werden sollten“*. Teilweise würde das aber getan und besonders schlimm sei, dass nach den Wahlen *„sehr viele Obdachlose auch so geredet haben: ‚Endlich gib‘ s bald keine Sozialschmarotzer mehr‘.“*

Pessimismus angesichts der neuen Regierung hält Frau E. jedoch nicht für angebracht: *„Ich glaub‘, man darf da auch nicht zu schwarz sehen, dass die dann alles zerstören will und die Leute wieder einsperren will.“* Sie glaubt aber, dass die Regierung bestehende Vorurteile *„verstärken“* wird und dass es deshalb schwieriger wird, *„allgemein an die Bevölkerung heranzutreten mit solchen Problemen“*. Momentan sehe sie auch die Gefahr, dass staatliche Aufgaben immer mehr *„Privatsache“* werden, man sie z.B. auf Pfarren abschiebt. Besonders kritisch beurteilt sie auch die Reduktion der Zivildienstler. Die allgemeine Initiative habe sich in letzter Zeit verändert. Viele bisher politisch Uninteressierte gingen nun demonstrieren oder bedauerten, nicht gewählt zu haben. Frau E. sieht dadurch die Chance, *„dass vielleicht das Demokratiebewusstsein einfach wieder mehr bewusst wird, also gefördert wird.“*

Ergänzende Informationen, Eindrücke und Annahmen

Frau E. wirkt sehr offen, „locker“ und reflektiert. Ich habe den Eindruck, dass sie sich auf das Gespräch einlässt und ich einen guten Zugang zu ihr finde. Dies liegt u. U. auch

daran, dass sie mich als Angehörige derselben Altersgruppe erlebt (sie bittet mich darum, „du“ zu sagen). Sie denkt viel nach, spricht langsam und ruhig. Ihre Redezeiten sind eher kurz, aber sehr inhaltsreich. Sie antwortet sehr persönlich und konkret. Aufgrund folgender Aussagen gewinne ich den Eindruck, dass sie sich zwar gerne engagiert und an Grenzen geht, es ihr aber sehr wichtig ist, diese nicht zu überschreiten bzw. sich aufzuopfern.

1. Sie sagt, dass sie im Ehrenamt im Gegensatz zu einer professionellen Arbeit nur in bewältigbarem Ausmaß an ihre Grenzen geht und sie dieses daher vorzieht.
2. Sie vertritt die Ansicht, dass man ein Ehrenamt aufgeben sollte, wenn die Kapazitäten dafür zu gering sind.
3. Auch die Tatsache, dass sie vorerst pausiert, obwohl ihr die Tätigkeit wichtig ist, erzeugt den Eindruck, dass sie ihre Grenzen gut wahrt.
4. Sie nimmt den Betreuten nicht die Eigenverantwortlichkeit bzw. das eigene Vermögen, ihre Situation zu verändern. Sie ist überzeugt, dass sie nichts ändern kann. Zwar könne sie den Menschen durch Respekt und Ernstnehmen helfen, ihr Selbstbewusstsein wiederzuerlangen, aber der Rest liegt in ihren Augen bei den Obdachlosen selbst.

Das Bild des altruistischen Helfers scheint Frau E. nicht sehr sympathisch zu sein.

Sie möchte für sich selbst etwas aus der Tätigkeit beziehen und artikuliert dies auch. Ebenso spricht sie offen über den anfänglichen Wunsch, in der Caritas Freunde zu finden und scheint sich auch gut damit arrangiert zu haben, dass sich dieser Wunsch nicht erfüllt hat. Gratifikationen von Freunden sind ihr vermutlich nicht deswegen unangenehm, weil sie bescheiden oder altruistisch wirken möchte, sondern, wie sie selbst meint, deswegen, weil sie es nicht nur für andere, sondern auch für sich macht.

7.2.6 Falldarstellung Herr F., Caritas

Themenkomplex 1: Lebensgeschichtlicher Hintergrund

„Bei mir war halt eher die Verbindung zu meiner Mutter da und mit meinem Vater eher für die Antipathie. Weil er hat doch immer dieses Beamtentum für mich dargestellt und meine

Mutter die soziale Schiene.“

Herr F., 22 Jahre alt, wuchs in Wien auf. Seine Mutter kommt aus Kärnten, wo die Familie meist die Sommerferien verbrachte. Herr F. fühlt sich daher als „*halb Kärntner, halb Wiener*“. Der Vater war zuerst Eisenbahner, dann im Verkehrsministerium. Die Mutter, ausgebildete Arzthelferin, blieb zu Hause, als sein fünf Jahre älterer Bruder geboren wurde. Mit ihr habe er sich sehr gut verstanden, über sie sei er auch „*in die soziale Schiene*“ gekommen. Sie pflegte die Eltern des Ehemannes zehn Jahre lang, wobei er am Schluss geholfen habe. Mit dem Vater sei es jetzt besser, früher sei es ein „*Generationenkonflikt*“ gewesen, sie hätten sich „*schon ziemlich genervt*“. Der Bruder sei mit beiden Elternteilen gut ausgekommen, „*aber bei mir war halt eher die Verbindung zu meiner Mutter da und mit meinem Vater eher für die Antipathie. Weil er hat doch immer dieses Beamtenum für mich dargestellt und meine Mutter die soziale Schiene.*“ Zugute halten müsse er seinem Vater aber, dass er ihn „*nie zu irgendwas gedrängt*“ und sich selbst etwas aufgebaut habe. Mit seinem Bruder habe er sich immer gut verstanden. „*Also für mich war mein Bruder, naja, das wär' übertrieben, wenn ich sag' Vaterersatz – das kann nicht sein, also das stimmt nicht – aber er war halt schon mehr ein Kumpel.*“

Nach dem Gymnasium besuchte Herr F. die HAK, „*diese kaufmännische Geschichte*“ habe ihm jedoch nicht gefallen. Er leistete daraufhin seinen Zivildienst als Schülerlotse ab. Zwar interessiere er sich für Heeresgeschichte, aber „*je mehr ich mich über das Militär halt irgendwie interessiert hab', desto mehr ist mir klar geworden, dass das eigentlich ein Wahnsinn ist.*“ Die Beziehung zu den Kindern sei sehr eng gewesen und habe ihn „*sehr bewegt innerlich.*“ Später arbeitete Herr F. in der Zentrale der Firma Esso. Heute studiert er, möchte aber demnächst die Sozialakademie besuchen. Seit einiger Zeit lebt er in einer Partnerschaft, seine Freundin arbeitet wie er ehrenamtlich im Mutter-Kind-Heim der Caritas. Kinder hat Herr F. nicht. In seiner Freizeit beschäftigt er sich mit Geschichte, in letzter Zeit sei es aber „*mehr diese soziale Geschichte, wenn man das jetzt Freizeitgestaltung nennt*“. Das Engagement im Mutter-Kind-Heim der Caritas ist zur Zeit seine einzige ehrenamtliche Tätigkeit.

Es sei „*eher schwer*“, an ihn heranzukommen. Er hat wenige, enge Freunde, mit denen er „*über alles*“ reden kann und auch gerne „*politisiert*“. „*Wir sind da schon so Freidenker, die irgendwie Luftschlösser aufbauen und wie könnt' s ausschauen? Und dann kommen wir eh immer wieder darauf, dass es irgendwie doch nicht so einfach ist, die Welt zu verändern.*“ Diskutiert wird auch über soziale Themen wie z.B. „*diese*

Zivildienstgeschichte“. Von seinem Ehrenamt wissen die Freunde, er bekomme „*positives Feedback*“ und hat den Eindruck, dass die Geschichten sie auch „*weiterbringen*“. Außer ihm sei aber niemand engagiert, denn viele seien „*in ihrer Berufswelt festgefahren*“, würden es aber sicher gerne tun, wenn es ihnen möglich wäre. Gegenseitige Unterstützung spielt im Freundeskreis eine wichtige Rolle. Er glaubt, „*dass das so enge Freude sind, weil ich mit denen auch gerade solche Problemsituationen besprechen kann. Und die bringen mich auch immer weiter.*“

Herr F. ist religiös. „*Es ist eigentlich schon eine tiefe Gläubigkeit bei mir, glaub' ich, vorhanden.*“ Als Kind habe sich seine Mutter nach einem Unfall mehrmals den Ellbogen ausgekugelt. Die Großmutter habe daraufhin ein Gelübde abgelegt. Sie würde jedes Jahr zur Wallfahrtskirche kommen, wenn das Kind wieder gesund würde, was tatsächlich geschah. Diese Geschichte habe ihn sehr stark zum Glauben gebracht, sie habe ihm gezeigt, „*dass wenn man wirklich den Glauben und den Willen, glaub' ich, auch hat, den Willen, irgendwas zu bewegen, dann kann man was bewegen.*“

Herr F. hat eine „*extreme Ablehnung gegen Gewalt*“, die er auf ein sehr prägendes Ereignis in seiner Kindheit zurückführt. Bei einer nicht ernst gemeinten Rängelei mit einem Klassenkameraden habe dieser sich verletzt. „*Und für mich war das damals schon ein sehr traumatisches Erlebnis. Also es hat mich extrem geprägt. Das hab' ich jahrelang nicht verarbeiten können.*“ In der Frage, was er im Leben erreichen möchte, gebe er einem Freund Recht: „*Man kann in seinem Leben nur drei sinnvolle Dinge machen: erstens was Wissenschaftliches, also Studieren und dann einen Doktor machen und dann irgendwelche Bibliotheken auswendig können. Zweitens eine Familie gründen und drittens die sozial-caritative Schiene.*“ Diese Bereiche kann man seiner Meinung nach auch „*mischen*“. Seinen Wunsch, sich sozial zu betätigen, möchte Herr F. durch den Besuch der Sozialakademie verwirklichen.

Themenkomplex 2: Die ehrenamtliche Tätigkeit

Primärfrage 1: Die Initialentscheidung für die Tätigkeit

„*Je mehr ich irgendwas mach', was mir nicht taugt, geh' ich in die andere Richtung.*“

Herr F. traf die Entscheidung, sich sozial zu engagieren, als er feststellte, dass ihm die

Arbeit bei Ezzo keinen Spaß machte. *„Je mehr ich irgendwas mach‘, was mir nicht taugt, geh‘ ich in die andere Richtung.“* Seit dem Zivildienst habe er auch *„intuitiv“* gewusst, *„Ich will so was machen.“* Ursprünglich habe er als Missionar ins Ausland gehen wollen. Seine Eltern seien dagegen gewesen und er habe es auch selbst wieder aufgegeben. In der Kirchenzeitung habe er dann einen Aufruf der Caritas gelesen und sich vor eineinhalb Jahren als Ehrenamtlicher gemeldet. Für ihn wären prinzipiell mehrere Bereiche in Frage gekommen, z.B. auch Alten- oder Obdachlosenbetreuung. Aufgrund seiner Erfahrungen im Zivildienst wurde er jedoch an ein Mutter-Kind-Haus vermittelt. Die Arbeit mit Kindern habe ihn gereizt, denn bei ihnen bestehe die Hoffnung, *„dass aus ihnen noch was wird, (...) dass sie ein normales Leben führen können, dass sie nicht unter ihren Ereignissen, die sie miterleben haben müssen, irgendwie leiden. Weil die so aus misshandelten Familien kommen, wo der Mann halt schlägt und so. Und wo ich dann hoff‘, dass – drüber weg kommen werden sie nie – aber dass sie wenigstens eine Abwechslung haben und dass sie sehen, ja okay, da gibt‘ s auch Menschen, die vielleicht irgendwie was helfen wollen.“*

Für die Tätigkeit habe er die Freude daran mitgebracht, aber keine speziellen Fähigkeiten, denn *„die schauen da bei mir schlecht aus.“* Von Fähigkeiten zu sprechen, klinge für ihn *„egozentrisch, weil ich glaub‘ nicht, dass ich irgendwie gescheiter oder besser irgendwas könnt‘ als irgendein anderer Mensch.“* Jeder Mensch, *„der wenigstens ein bisschen einen Willen hat, das irgendwie dort den Kindern irgendwie leichter zu machen“,* könne das. Er sei nicht besonders intelligent, sondern *„eigentlich doch ein recht dummer Mensch“.* Manche Fähigkeiten würden auch erst durch das Umfeld geweckt. *„Die Umgebung dort auch, die fordert ganz einfach gewisse Elemente in einem, die dann halt da abgerufen werden und vielleicht bei mir doch nicht so schlecht ausgeprägt sind.“*

Primärfrage 2: Die Tätigkeit an sich

„Es sind Extreme. Das muss man schon sagen, es ist schon ein Auf und Ab immer. Ich such‘ das ja auch, diese Extreme.“

Herr F. kommt zweimal die Woche für zwei oder drei Stunden ins Mutter-Kind-Haus zur Kinderbetreuung. Die Kinder – üblicherweise türkische Kinder im Alter zwischen zwei und zehn und viele mit Gewalterfahrungen – leben dort mit ihren Müttern, bis diese Wohnung und Arbeit gefunden haben. Es sollte ein *„kurzer Aufenthaltsraum“* in Notsituationen sein,

meist seien sie aber Jahre dort. Dennoch kämen immer wieder auch neue Kinder. *„Und das macht das auch wieder attraktiv für uns Betreuer.“* Die Gruppen der Kinder sind unterschiedlich groß, jeweils ein Zweierteam von Betreuern wartet, bis die Kinder aus dem Hort oder der Schule kommen. Sobald ein paar von ihnen *„zusammengefangen“* werden konnten, unternehmen sie gemeinsam verschiedene Aktivitäten, denn viele Kinder würden von ihren Müttern, die aufgrund ihrer Erfahrungen *„mit sich selber beschäftigt“* seien, allein gelassen. Ein Programm zu machen, sei aber sinnlos, *„weil sie prinzipiell irgendwas anderes machen wollen. Also kann man sich gar nicht drauf einstellen.“* Vor den Unternehmungen wird in Besprechungen mit den Hauptamtlichen über einen eventuell erhöhter Betreuungsbedarf einzelner Kinder beraten. Vor einiger Zeit hatte Herr F. eine Einzelbetreuung, *„weil dem ist es sehr schlecht gegangen.“* In dieser Betreuung ging es vor allem um Gespräche, leider sei sie jedoch *„nicht gut ausgegangen“*, der Sohn sei mit seiner Mutter auch ausgezogen.

Spezielle Ziele setzt Herr F. sich nicht. *„Im Prinzip soll man nur die Kinder unterhalten, klingt dumm, aber irgendwie auf andere Gedanken bringen, weil die halt viel auch Energie drin haben, also die muss raus irgendwie.“* Wichtig sei, *„dass sie auch den Bezug zu Männern irgendwie nicht verlieren. Oder zu Burschen, weil halt die Hassperson bei ihnen ist klarerweise der Mann. Weil von dem sind sie geschlagen worden und haben gesehen, wie die Mütter von dem geschlagen worden sind. Und das bleibt halt in den Kindern drin.“* Er sieht sich nicht als *„Aufsichtsperson“*, sondern will den Kindern *„Freund“* sein. Die Arbeit ist für ihn ein *„Auf und Ab“*. Die schwierigsten Momente sind jene, *„wenn man streng sein muss und konsequent“*. Oftmals gehe man an seine *„Belastungsgrenzen“*, die Kinder *„können einen schon ziemlich nerven“*, was bei Herrn F. jedoch angesichts der *„Lebensgeschichten“* der Kinder auf Verständnis stößt. Manchmal habe es schon Situationen gegeben, wo er am liebsten aufhören wollte, in letzter Zeit aber seltener, da ein Junge, zu dem Herr F. *„keinen Zugang“* fand, nicht mehr kommt. Auf der anderen Seite gebe es auch immer wieder *„was so emotionell hochstehend Bewegendes“*, *„Situationen, wo man dann wirklich innerlich bewegt ist“*, z.B. wenn die Kinder *„wirklich freundschaftlich dann auch schon mit einem sind“*. Einmal sei *„einer von den Ärgsten“* auf ihn zugekommen und habe gesagt: *„Ich hab' dich so lieb.“* In solchen Momenten denke er sich: *„Ja, ich möchte definitiv da weiter machen.“* Als positiv erlebt er auch, dass Kinder oft *„so einfach“* sind: *„Sie sagen' s halt gerade raus, wie sie' s meinen. Und das kann einerseits sehr nervig sein, andererseits extrem super für einen, wenn man anscheinend doch was richtig macht.“*

Der Kontakt zu der zweiten Betreuerin/zum zweiten Betreuer sowie zu den Hauptamtlichen des Mutter-Kind-Heimes ist Herrn F. wichtig. Die Caritas selbst ermöglicht es ihm, das, woran er „geistig“ schon länger gedacht hatte, auch „ausleben“ zu können.

Themenkomplex 3: Motive und Gratifikationen

Primärfrage 1: Motive

„Das ist, glaub' ich, eh im Prinzip das, was mein Herz mir sagt, ganz dumm und romantisch gesagt. Das ist wirklich das, was ich innerlich denk', fühl' und was mir auch Freude bereitet.“

Gründe für seine Tätigkeit anzugeben, ist für Herrn F. „einerseits schwierig und einerseits einfach“. Es sei seine „Eigenheit“. *„Das ist, glaub' ich, eh im Prinzip das, was mein Herz mir sagt, ganz dumm und romantisch gesagt. Das ist wirklich das, was ich innerlich denk', fühl' und was mir auch Freude bereitet.“* Die eigene Freude und die der Kinder sei für ihn „die größte Motivation“. Andere Gründe, „alles andere Komplizierte“, sind für Herrn F. „sekundär“. *„Ob da jetzt eine Anti-Haltung gegenüber meinem Vater steht“* oder *„ob ich jetzt gegen die Gesellschaft sein will“*. Durch seine Arbeit könne er auch „G'schichtln drücken“, aber auch das sei „sekundär“, denn in letzter Zeit sei „die Einsicht“ gekommen, dass er es akzeptieren muss, wenn Freunde nicht ehrenamtlich arbeiten wollen. Er könne nur versuchen, *„ihnen etwas zu zeigen und ihnen nicht irgendwie aufs Aug' zu drücken“*. Er erlebt die Tätigkeit nicht als Verpflichtung, denn er glaubt, dass gerade die (westliche) Gesellschaft den Menschen nicht viel Wert beimesse und er nicht helfen würde, wenn er sich an ihr orientieren würde. *„Vielleicht sekundär“* sei es eher ein Ärger an dieser Gesellschaft, der ihn zur Hilfe bewegt. Diesbezüglich ist sich Herr F. jedoch nicht sicher.

Als Beweggrund sieht er auch seinen Glauben, womit er nicht die Kirche meint, sondern *„eher nur diese Thesen, (...) also ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst‘ oder diese Geschichten halt.“* Er erlebt seine Arbeit als sinnvolle Freizeitbeschäftigung und Möglichkeit, sich weiterzuentwickeln, *„weil es ja auch einen Spaß macht und vor allem einen auch irgendwie weiterbringt, so geistig halt.“* Auch Herausforderung, die Möglichkeit, Stärken testen zu können, sind für ihn wichtige Beweggründe, ebenso Interesse an Menschen in „Extremsituationen“. Dazu gehören für ihn misshandelte Kinder

genauso wie die „Kriegsgeschichte“ oder „ausgegrenzte Gruppen in der Gesellschaft“. *„Diese Themen haben mich immer interessiert und vielleicht ist dann irgendwann die Intention bei mir aufgekommen, dass ich mich nicht nur dafür interessier‘, sondern dass ich den Menschen irgendwie helfen will.“*

Empathie stellt für ihn einen weiteren Beweggrund dar, ist jedoch nicht auf die Arbeit mit Kindern beschränkt. *„Ich fühl‘ mich da immer gleich verbunden mit den Menschen, in ihrem Schicksal.“* Kinder zu unterstützen, gebe ihm auch „Befriedigung“ und „Selbstbestätigung“: *„Wenn man keinen Sinn in der Berufswelt oder in der Freizeit so finden kann, dann kann man sich da auch locker drin finden. Das ist ganz klar. So ist das bei mir.“*

Primärfrage 2: Gratifikationen

„Da kriegt man dann schon sehr viel zurück. Ich find‘, das ist für mich um tausendmal mehr wert als irgendein Geld.“

Herr F. hat das Gefühl, von den Kindern „immer“ etwas zurückzubekommen. Dies seien *„immaterielle Werte, (...) also die können einem ganz klar zeigen, ob sie einen mögen oder nicht. Und ob ihnen was taugt oder nicht.“* Auch wenn Kinder, *„die dann halt wirklich extrem daneben sind“*, plötzlich anderen Kindern helfen, erlebt Herr F. das als Gratifikation. *„Da kriegt man dann schon sehr viel zurück. Ich find‘, das ist für mich um tausendmal mehr wert als irgendein Geld. Deswegen mach‘ ich es auch ehrenamtlich. Viel lieber als bezahlt wahrscheinlich.“*

Die Caritas biete Kurse oder Gratis-Impfungen an und auch von anderen Personen wie Freunden bekomme er etwas: *„Sie sympathisieren meistens mit mir und (...) loben‘ s dann auch.“*

Gratifikationen sind ihm wichtig, denn *„ohne Lob und ohne Liebe geht der Mensch ein“*. Mit Lob umzugehen, fällt Herrn F. aber schwer. *„Ich versuch‘ da eh immer irgendwie abzublocken, weil ich irgendwie auf Lob irgendwie ganz seltsam irgendwie reagier‘. Ich bin dann immer total angefressen, wenn mich die Leute loben.“* Er möchte in erster Linie nicht wegen der „Lobarbeit“ ehrenamtlich arbeiten, – *„obwohl man das sicher intuitiv macht“* – sondern um zu helfen. Lob führe vielleicht dazu, *„kurz vorm Einschlafen“* zu

denken: „Vielleicht ist man dann doch nicht so nutzlos unter Anführungszeichen auf der Welt.“

Themenkomplex 4: Der Stellenwert des Ehrenamtes in der Gesellschaft

„Ich glaub‘, den Leuten ist ganz einfach nicht bewusst, dass es das erstens gibt und zweitens, dass es wichtig ist. Und viele Leute denken wahrscheinlich auch, weil es gratis ist oder weil man dafür nichts bezahlt bekommt, ist es ganz einfach eine minderwertige Arbeit. Oder ‚Das kann ja jeder‘.“

Herr F. hat den Eindruck, dass der Stellenwert des Ehrenamtes „nicht sehr hoch“ ist. Er glaube zwar, dass viele Organisationen ohne Ehrenamtliche nicht bestehen könnten, dass dies in der Gesellschaft aber nicht „so präsent“ ist. Es gebe zu wenige staatliche Angebote, denn „wenn der Staat sich um seine Leute kümmern würd‘, dann hätten ja die von Spenden lebenden Organisationen überhaupt keine Berechtigung“. Vielleicht tendiere Österreich zu einem System, wie es aus den USA bekannt sei, „wo der Staat überhaupt kein soziales Netz hat und wo eigentlich alles über Spenden läuft“. Einsparungen seien verständlich, aber „im Sozialbereich zu sparen, also das ist für mich eine verkehrte Logik“. Der Staat nehme Kürzungen vor und „schaut halt, wo die Grenzen in der Bevölkerung sind“. Mittlerweile seien nicht mehr nur „ausgegrenzte Gruppen“ betroffen, sondern die „Allgemeinheit“, z.B. bei den Krankenkassenbeiträgen. „Also da müssten die Leute auch aufschreien und sie tun es aber irgendwie nicht wirklich. Und was eigentlich komisch ist.“

Ehrenamtliche und professionelle Arbeit sind für Herrn F. „gleich bewertet“. Keine sei bedeutender, beide Bereiche würden einander ergänzen und brauchen. Im Sozialbereich seien „die Schwankungen nicht so groß“ wie z.B. in einem „Wirtschaftskonzern“, „weil jeder muss irgendwie alles können und machen“. Daher besitze das Ehrenamt weder Vor- noch Nachteile und es gebe auch „keine Rivalität“ zwischen Ehrenamtlichen und Professionellen.

Herr F. ist der Ansicht, dass die Österreicher zu wenig über das Ehrenamt wissen und dessen Bild daher auch nicht besonders gut ist. „Ich glaub‘, den Leuten ist ganz einfach nicht bewusst, dass es das erstens gibt und zweitens, dass es wichtig ist. Und viele Leute denken wahrscheinlich auch, weil es gratis ist oder weil man dafür nichts bezahlt bekommt, ist es ganz einfach minderwertige Arbeit. Oder ‚Das kann ja jeder‘.“ Er glaubt,

dass die Wertschätzung größer wäre, wenn die Menschen mehr darüber wüssten. Zwar sei es vielleicht sinnvoll, in den Medien zu berichten, aber *„kann man ihnen auch nicht vorschreiben, (...) das ist Pressefreiheit“*. Wo man sich engagieren kann, sei zwar auch zu wenig bekannt, aber *„ich glaub‘, man muss sich zuerst selber irgendwie im Klaren sein, was man will. Und dann kommt man eh irgendwie selber drauf.“* Er würde es zwar sehr befürworten, wenn sich mehr Menschen ehrenamtlich betätigen würden, *„aber kann man ihnen auch nicht vorschreiben“*.

In der Zukunft werde es sicher Veränderungen geben, vermutlich werde *„das Ehrenamtliche mehr aufkommen“*, da der Staat spart. Herr F. ist sich diesbezüglich aber nicht sicher. *„Genauso kann es auch wieder anders kommen, dass halt alle sagen: ‚Okay, wenn der Staat spart, dann mach‘ ich auch nichts‘.“*

Ergänzende Informationen, Eindrücke und Annahmen

Das Interview findet im Büroraum des Buddy-Vereins statt, der mir zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt wurde. Herr F. kommt überpünktlich. Er erkundigt sich über den Tätigkeitsbereich des Vereins und ob er staatliche Förderungen erhält, klingt sehr interessiert.

Es gibt keine Bereiche, zu denen ihm nichts einfällt. Zwar äußert er sich zu manchen Fragen anfänglich eher wenig, bei Nachfragen von mir kommt aber viel zurück (z.B. Motive). Im Komplex 4 verhält es sich ähnlich, er hat nur wenige „fertige Gedanken“, beginnt aber, „laut zu denken“ und sagt daher in Summe relativ viel. Oftmals wirkt er wie ein „geschulter Befragter“, denn er spricht von sich aus sofort jene Punkte an, die ich zu erfragen beabsichtige. Sekundärfragen brauchen daher in den meisten Fällen nicht mehr gestellt werden.

Herr F. wirkt sehr offen, unkompliziert und freundlich. Ev. liegt dies auch daran, dass er mich als Angehörige seiner Altersgruppe sieht bzw., wie er selbst sagt, als Kollegin insofern, als er ebenso studiert. Er fragt auch danach, ob es möglich wäre, im Gespräch „per du“ zu sein. Er lacht viel und scheint gerne Geschichten zu erzählen, teilweise spricht er dabei „lustig übertreibend“. Es gibt keine Momente, in denen er ausweicht. Gegen Schluss hin scheint er etwas zu ermüden.

7.2.7 Falldarstellung Herr G., Caritas

Themenkomplex 1: Lebensgeschichtlicher Hintergrund

„Wenn man mich gefragt hätte ein halbes Jahr vorher: ‚Könntest du dir vorstellen, arbeitslos zu sein?‘, dann hätt‘ ich gesagt: ‚Ich könnt‘ mir‘ s nie vorstellen.‘ Das passiert so schnell und passiert heut vielen anderen auch.“

Herr G., 48 Jahre alt, ist am Land mit vier Geschwistern aufgewachsen. Der Vater war Diplomingenieur in der Forstwirtschaft, die Mutter Hausfrau. Das Verhältnis zu den Eltern und Geschwistern sei „sehr gut“ gewesen, auch heute noch sei es „eine sehr große Familie, die sehr gut zusammenhält“. Es sei ein zwar „strenges“, aber „gutes Zuhause“ gewesen, die Kinder hätten „jede Freiheiten in puncto Lernen“ gehabt. Der Vater habe keine Zeit für ein Engagement gehabt, die Mutter habe sich schon immer um Kranke gekümmert und helfe heute sehr vielen alten Menschen. „Ich glaub‘, von dort hab‘ ich auch die Ader her.“

Herr G. besuchte die Volksschule und Hauptschule, mit 17 zog die Familie nach Wien. Im Abendkurs machte er die Matura der Handelsakademie und arbeitete nebenbei. Im Anschluss war er in der Zuckerindustrie als Bilanzbuchhalter tätig. „Und bin dort nach zehn Jahren freiwillig ausgeschieden, weil ich etwas anderes sehen wollte auf der Welt und nicht immer nur das gleiche.“ Er wechselte seine Arbeit mehrmals, die letzten fünf Jahre war er bei der STUAG tätig, bis diese fusioniert wurde und er seinen Arbeitsplatz verlor. Arbeitslos zu sein, habe er sich vorher nicht vorstellen können, aber „das passiert so schnell und passiert heut vielen anderen auch“.

Herr G. ist verheiratet, hat drei Kinder „im Teenageralter“ und geht heute keiner bezahlten Tätigkeit nach, engagiert sich jedoch in sehr vielen Bereichen ehrenamtlich. Auf sein Engagement außerhalb der Caritas kommt er im Gespräch immer wieder zurück, er berichtet von der Begleitung eines krebserkrankten Freundes, der Betreuung einer Frau im Altersheim, der Begleitung eines schizophrener Mannes und von vielen Alltagssituationen, in denen er Hilfe anbietet. „Wenn man die Augen offen hat, gibt‘ s so viele Sachen, die man machen kann.“ Außerdem spende er „mit Maß und Ziel“, vor allem für das SOS-Kinderdorf. Er bezeichnet sich als sehr „pflichtbewusst“, ihm sei es aber auch wichtig, dass seine Ehefrau mit dem Engagement einverstanden ist. „Aber da würd‘ ich auch sagen, bin ich schwer zu überreden, wenn sie sagen würde: ‚Hör‘ auf.“ Hin und

wieder habe es wegen Terminen, bei denen er nicht anwesend sein konnte, schon „Konfrontationen“ gegeben.

Trotz des Engagements habe er noch Zeit für Lesen, Sport und auch Freunde. Er sei ein „lustiger und ein geselliger Mensch“, „das Haus ist offen für alle und jedermann, die gerne kommen wollen und die sich benehmen können.“ Im Freundeskreis werde auch über soziale Themen diskutiert, „also die Leute fragen mich schon“. Zu Beginn seiner Arbeitslosigkeit hätten sie sein Vorhaben, sich unentgeltlich zu engagieren, sehr „befürwortet“. „Aber letztlich merkt man schon, dass man, wenn man längere Zeit keinen Job hat, dass man dann irgendwie ausgegrenzt wird.“ Das störe ihn aber nicht, nur in zwei konkreten Fällen nehme er an, dass der Kontakt deswegen abgerissen ist. Er glaubt, dass von seinen Freunden auch „der eine oder andere einiges macht“, es sei aber nie so im Gespräch, denn „man muss das ja nicht auf die große Glocke hängen“.

Bei Problemen sei ihm Kommunikation sehr wichtig: „Ich rede sehr viel, durch meine Kommunikationstätigkeit erfahre ich sehr viel und mache sehr viel mit mir selbst aus. Aber frage auch sehr viel Leute.“ Vieles bespreche er mit seiner Frau. Dass er selbst von Freunden oder Bekannten um Hilfe gebeten wird, „das kommt automatisch sehr oft vor.“ Hilfe steht für Herrn G. in engem Zusammenhang mit seiner Gläubigkeit: „Ich bin getaufter Katholik und Christ. Da ist die Nächstenliebe sehr groß geschrieben.“

Ein beeindruckendes Erlebnis war für ihn die Begleitung eines krebserkrankten Freundes, auch heute kämen ihm noch die Tränen, wenn er an ihn denke. Er habe hier sehr viel gelernt, es habe ihn sehr berührt, wie liebevoll die Familie des Mannes mit diesem umgegangen sei. Das schönste Lebensziel wäre für ihn, „wenn die Kinder einmal sagen: ‚Wir haben nette, gute Eltern gehabt‘.“ Er möchte, dass sie „zufrieden“ und „glücklich“ sind.

Themenkomplex 2: Die ehrenamtliche Tätigkeit

Primärfrage 1: Die Initialentscheidung für die Tätigkeit

„Ich hab‘ schon einen kleinen Hintergedanken gehabt. Ich hab‘ mir gedacht, ich arbeite einmal ehrenamtlich und versuche, irgendwas zu machen, um eventuell auch einen Job in der Caritas zu erlangen.“

Vor etwa 15 Monaten, als Herr G. seinen Arbeitsplatz verlor, dachte er: *„Die Welt besteht nicht nur aus Geldverdienen und Geldmachen, sondern auch aus Nächstenhilfe. Als Katholik und Christ hab‘ ich dann mir gedacht, ich wird‘ schon wieder was finden und ‚Nimm‘ es nicht so tragisch‘. Und hab‘ mich einmal konzentriert auf irgendetwas Caritatives zu tun.“* Einige Zeit zuvor habe er eine Sendung über die Essensbusse der Caritas gehört, die ihm *„im Gedächtnis geblieben“* sei. Als er sich meldete, habe er *„schon einen kleinen Hintergedanken“* gehabt: *„Ich hab‘ mir gedacht, ich arbeite einmal ehrenamtlich und versuch‘, irgendetwas zu machen, um eventuell auch einen Job bei der Caritas zu erlangen“*. Da dies nicht möglich war, entschied er sich im Erstgespräch für ein ehrenamtliches Engagement beim Francescobus. Dafür geeignet sei er durch seine Lern- und Kommunikationsfähigkeit – für ihn nicht erlernbare Fertigkeiten: *„Das kann man nicht erlernen, das muss in einem drinnen sein. (...) Man kann lernen, aber wenn man die Fähigkeit nicht hat, Kommunikation zu machen, kann man auch so etwas nicht erlernen, man muss sich hineindenken in den Menschen.“*

Primärfrage 2: Die Tätigkeit an sich

„Man muss andere Leute so akzeptieren, wie sie sind. Man kann ihnen nichts aufoktroieren. Man muss sie zuerst verstehen lernen und dann kann man ihnen helfen, auf einen richtigen Weg gehen. Aber das muss konsequent sein. Da muss man sich wirklich anfreunden, würde ich sagen. Ansonsten würd‘ er immer eine Maske aufsetzen.“

Heute ist Herr G. sehr froh, nicht hauptamtlich bei der Caritas zu sein, denn *„damit bin ich ein bisschen freier, (...) kann das machen, was mir wirklich Spaß macht.“* Die wöchentliche Arbeit Herrn G.’s beginnt mit dem Kochen im Caritas-Heim in der Blindengasse. Nach einem gemeinsamen Abendessen fährt der Bus los. Bei den Stationen wird Suppe ausgeteilt, aber *„es geht den österreichischen Clochards eigentlich nicht um die Suppe, sondern mehr ums Gespräch.“* Denn es seien *„sehr vereinsamte Menschen“*, die oft nach einer Scheidung die Arbeit, das *„gesellschaftliche Umfeld“* und die Wohnung verloren hätten. Die Leute – mehr Männer als Frauen – kämen regelmäßig. Viele der *„Gäste“* bräuchten *„Streicheleinheiten“*, die er heute auch geben könne. Das sei aber ein Lernprozess gewesen, am Anfang habe er *„kein Bedürfnis danach“* gehabt. Er setzt aber auch Grenzen: *„Ich würd‘ mich nicht abbusseln lassen, (...) da hab‘ ich schon eine Distanz.“* Auch würde er nie zu Weihnachten Suppe ausschenken wollen, aber hier gebe es ohnehin genügend Helfer. Er glaubt, dass dies Leute sind, die

„auch einsam“ sind oder ein „schlechtes Gewissen“ haben.

Gegenüber Obdachlosen bestünden viele Vorurteile. *„Ich hab‘ mich selber auch oft erwischt an den Vorurteilen, die ich gehabt hab‘. Wenn man einmal da arbeitet, sieht man das anders. Aber ich will niemand verurteilen, der Vorurteile hat, weil es gibt sicher viele drunter, die könnten und sind eigentlich Schmarotzer. Aber das hat ja auch eine Grund und so tief und so ehrlich sind oft die Leute nicht, bis man das erfährt.“* Dies gelte vor allem für „junge Leute“, die ihre Arbeit aufgeben, weil sie der Meinung seien, *„das bequemere Leben ist so“*. Für Herrn G. sind jedoch Vorurteile unangebracht, wenn man über den Hintergrund der Menschen Bescheid weiß. *„Das Zuhause war ja auch oft nicht in Ordnung. Sehr viele dieser jungen Burschen, die haben ja kein Zuhause mehr gehabt. Da krankt das schon. Und daher ist eigentlich ein Vorurteil zu verachten, weil man kann nicht von dem ausgehen, was man selbst erfahren hat.“* Eine akzeptierende Haltung den Gästen gegenüber ist ihm wichtig: *„Man muss andere Leute so akzeptieren, wie sie sind. Man kann ihnen nichts aufoktroieren. Man muss sie zuerst verstehen lernen, und dann kann man ihnen helfen, auf einen richtigen Weg gehen. Aber das muss konsequent sein. Da muss man sich wirklich anfreunden, würd‘ ich sagen. Ansonsten würd‘ er immer eine Maske aufsetzen.“*

Ein Ziel der Tätigkeit sei es, *„möglichst konsequent das weiterzuführen“*, verändern könne man als Ehrenamtlicher aber nichts, denn *„da hab‘ ich keine Rechte, man hat ja nur Pflichten sozusagen“*. Damit verbunden seien auch einige Probleme, z.B. die mangelnde Hilfsbereitschaft der jungen Bewohner des Heimes, - *„vorwiegend Süchtige“* und *„alle mal auf der schiefen Bahn gewesen“* – beim Ausladen des Busses, wenn ein Ehrenamtlicher sie darum bitte. *„Also keine Hilfsbereitschaft in einer Gesellschaft, die selber sehr gut Hilfe empfängt.“* Er empfinde das als *„Mangel an Verständnis“*, als *„ärgerlich“* und *„schäbig“*.

Weitere Probleme standen am Beginn der Arbeit. Das Abwaschen vor den Fahrten habe ihn nicht *„wahnsinnig amüsiert“*, meist seien viel zu viele Leute in der Küche gewesen, er habe es als *„sinnlos“* empfunden, früher da zu sein, und sich *„nicht gebraucht“* gefühlt. In einem Gespräch *„mit oben“* sei ihm dann genehmigt worden, nur mit dem Bus zu fahren. Manchmal müsse man sich *„überwinden“* hinzugehen. Wenn er dann aber mit Menschen ins Gespräch komme und das Gefühl habe, *„dem hat man jetzt helfen können“*, seien es sehr schöne Momente. *„Das überwiegt wieder alles und ich komm‘ eigentlich immer recht zufrieden nach Hause. Ja, ich bin immer oder fast immer erfüllt.“* Durch die Tätigkeit sei er

persönlich „*viel ruhiger*“ geworden, „*weil das Leben hat sich sehr relativiert*“. Aufzuhören habe er nie überlegt.

Außer beim Essensbus ist Herr F. auch als „*Springer*“ beim Medizinbus tätig. Nach dem Kurs für Sterbebegleitung möchte er nun auch im Hospiz der Caritas tätig sein. Zu den Treffen der Caritas geht Herr G. „*wenig*“, denn „*ich find‘, in dem Bereich, wo ich arbeite, hab‘ ich Austausch genug*“, z.B. habe er sehr guten Kontakt zur „*Chefin*“.

Themenkomplex 3: Motive und Gratifikationen

Primärfrage 1: Motive

„*Man sieht Besoffene, man sieht am Karlsplatz zum Teil sehr viel Drogensüchtige, da ist schon viel Leid dahinter. Und da sag‘ ich mir immer wieder: ‚So hätt‘ es mich auch erwischen können‘, nicht? Und ich bin sehr glücklich, dass es mich nicht erwischt hat. Und allein das ist ein sehr sehr motivierbarer Begriff weiterzumachen.*“

Herrn G. geht es vor allem darum, „*anderen Leuten zu helfen*“. Er habe genügend Zeit dazu und sieht das Ehrenamt auch als „*Notwendigkeit, weil die Gesellschaft lebt eigentlich von vielen, vielen ehrenamtlichen Mitarbeitern*“. Verpflichtet fühle er sich aber nur, wenn er eine Aufgabe übernommen habe. Momentan sei es eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung. Genügend „*Freiraum*“ zu haben, sei ihm aber wichtig, denn möglicherweise müsse er einmal aus beruflichen Gründen aufhören. „*Aber drum ist es ja ehrenamtlich, das ist ja das Schöne. Und ich glaub‘, wenn dafür gezahlt würde, würde das lang nicht diesen Spaß machen als wenn man‘ s freiwillig macht.*“ Freude an der Arbeit selbst ist für ihn eine Grundbedingung.

In der Arbeit könne er auch viel lernen. „*Man kann von jedem Menschen lernen, auch von dem größten Sandler*“. Von Obdachlosen habe er „*Bescheidenheit*“, d.h. zum Beispiel „*sich anzustellen und zu warten*“, gelernt. Kontakte zu knüpfen, stellt einen weiteren, aber weniger wichtigen Beweggrund dar. Er habe durch die Arbeit sehr viele Kontakte bekommen. Durch die Gespräche komme man auf vieles drauf und denke mehr nach. „*Sicher sehr bewegt immer schon*“ habe ihn in dem Zusammenhang die Tätigkeit von Priestern. „*Priester haben ja einen wahnsinnig großen Einblick. Ein guter Priester, der ein guter Beichtvater ist sozusagen, hat eine große Menschenkenntnis. Warum? Sichtlich nur*

dadurch, dass er sehr sehr viel hört.“ Er käme sich zwar nicht als „Beichtvater“ vor, aber „man kommt nur drauf, indem man über die Sache nachdenkt und viel redet und mit vielen Leuten zu vielen Beispielen konfrontiert wird. Sich das überlegt und sicher einmal Recht und einmal Unrecht hat bei den Ratschlägen. Ja, weil auch Menschen sind verschieden.“

Leid zu sehen und das Glück, selbst nicht davon betroffen zu sein, stellt für ihn ebenso einen Beweggrund dar: *„Man sieht Besoffene, man sieht am Karlsplatz zum Teil sehr viel Drogensüchtige, da ist schon viel Leid dahinter. Und da sag‘ ich mir immer wieder: ‚So hätt‘ es mich auch erwischen können‘, nicht? Und ich bin sehr glücklich, dass es mich nicht erwischt hat. Und allein das ist ein sehr sehr motivierbarer Begriff weiterzumachen.“* Ein „Hauptgrund“ sei Empathie: *„Wenn man den anderen akzeptiert, so wie er ist, und versucht, ihn zu verstehen, so wie er halt so ist, mit allen Fehlern, aber jeder Mensch hat auch gute Seiten, dann ist das sehr nahe liegend.“*

Primärfrage 2: Gratifikationen

„Es kommt sowieso was zurück. Es muss nicht immer was zurückkommen.“

Herr G. hat das Gefühl, aus der Tätigkeit „sowieso“ etwas zurückzubekommen, immer müsse das nicht sein. Von den Menschen, die er betreut, bekomme er *„durch Beispiele, durch Dankbarkeit“* etwas zurück: *„Indem die Leute einfach kommen und reden, das ist ja eigentlich das Danke, weil warum reden sie? Weil sie Hilfe brauchen.“* Die Caritas „bemüht“ sich, indem sie Ausflüge veranstaltet. Dort habe er eine Gelegenheit, auf Menschen zu treffen, die sehr „offen“ und „ehrlich“ seien. *„Wenn ich so jemanden treffen würde in einer Gesellschaft, würd‘ ich lang nicht so viel herausbekommen aus ihm, als wenn ich ihn bei einem Caritas-Ausflug treff‘ und mit ihm red‘.“* Von Freunden und Bekannten bekomme er ebenfalls etwas. Viele würden ihn bei Problemen um Hilfe bitten, da sie glauben, er wisse, *„wie man damit umgeht“*. *„Das spricht sich herum und in der Not wird man da gerufen. Und das ist eine gewisse Genugtuung oder Freude. Genugtuung ist falsch, es ist Freude.“*

Themenkomplex 4: Der Stellenwert des Ehrenamtes in der Gesellschaft

„Ich glaub‘, wenn man nur Leute am Nerv trifft, und sei‘ s dann, wenn es ihnen in der Situation schlecht geht, hat‘ s immer einen großen Stellenwert.“

Herr G. ist der Ansicht, dass das Ehrenamt großen gesellschaftlichen Stellenwert besitzt, *„wenn man diese ganzen Sektionen zusammenzählt mit Feuerwehr, älteren freiwilligen Helfern.“* Er sei zwar überfragt, aber *„ich glaub‘, wenn man nur Leute am Nerv trifft, und sei‘ s dann, wenn es ihnen in der Situation schlecht geht, hat‘ s immer einen großen Stellenwert.“* Ob der Staat genügend Angebote zur Verfügung stellt, wisse er nicht, er brauche seiner Erfahrung nach aber oft einen „Anstoß“, bevor er etwas tut. Ehrenamt ist seiner Meinung notwendig, denn *„sonst wär‘ der Staat überhaupt nicht mehr zu derzahlen“.* Die ehrenamtliche Tätigkeit habe den Vorteil, dass man sie *„ohne schlechtem Gewissen“* beenden könne. *„Und wenn‘ s einem Spaß macht, macht man automatisch weiter, weil man so fasziniert ist.“* Auch sei bei Ehrenamtlichen *„sehr viel Motivation da“.* Als Nachteil sieht er, dass man *„Zeit opfern“* müsse. Er findet Ehrenamt nur dann sinnvoll, wenn der Tätige das *„Innere Ja“* dazu habe, ein Mensch, der Erholung braucht, solle sich lieber erholen.

Zwischen Ehrenamtlichen und Professionellen besteht seiner Meinung nach eine *„sehr gute Zusammenarbeit“*, die Bezahlten gingen ihrer Arbeit nach, die Ehrenamtlichen *„helfen halt“* und würden *„nicht als Außenseiter behandelt“.* Es käme aber immer auf die *„Führung“* an, *„weil nur, wenn die Führung gut ist, dann ist auch das Team gut.“* Die Gesellschaft begegne Ehrenamtlichen mit *„Anerkennung“*, seiner Meinung nach gebe es zwar wichtigere Tätigkeiten als die Pflege von Katzen, aber *„auch das ist eine ehrenamtliche sehr sinnvolle Tätigkeit und das ist zu akzeptieren.“*

Es könnte nach Herrn G. mehr für das Ehrenamt geworben werden, doch *„die beste Werbung ist immer das mündliche Rüberbringen. Und ich glaub‘, wenn man den Nächsten faszinieren kann von seiner Tätigkeit, ist das die allerbeste Werbung.“* Er würde es auch sehr begrüßen, wenn Besuche von Jugendlichen z.B. im Krankenhaus in den Lehrplan der Schulen aufgenommen würden, denn *„man sollte die Jugend drauf stoßen.“* Dennoch sei es *„zu viel verlangt“*, zu erwarten, dass junge Menschen ehrenamtlich tätig werden. Viele Menschen täten das erst in der Pension, was auch *„gut“* sei.

Als großes Problem der Zukunft sieht Herr G. die Betreuung alter Menschen, der Bedarf

auch an Ehrenamtlichen werde hier mit zunehmender Lebenserwartung immer größer. Sicherlich könne nicht alles in diesem Bereich ehrenamtlich gemacht werden, für einige Tätigkeiten bedürfe es einer Schulung. Solange die alten Menschen nicht krank sind, sei aber ehrenamtliche Betreuung sehr sinnvoll. Zum zukünftigen Verhalten des Staates möchte er sich nicht äußern, er glaube jedoch nicht, dass er viel Geld für soziale Bereiche aufbringen wird. *„Vor den Wahlen wird immer viel gesprochen und nachher wird wenig gehalten.“* Gerade für die professionelle Betreuung alter kranker Menschen sollte er viel mehr Geld ausgeben. *„Wie und woher das kommen soll, weiß ich nicht.“*

Ergänzende Informationen, Eindrücke und Annahmen

Die Tonband-Aufnahme ist Herrn G. eher unangenehm. Er ist dazu bereit, möchte es sich aber je nach Art der Fragen vorbehalten, ob er sich dazu äußert.

Anfangs habe ich den Eindruck, dass Herr G. das Interview u.U. zu lange dauern könnte bzw. er sich wegen dem Tonband wenig äußern möchte. Mit der Zeit gewinne ich jedoch zunehmend den Eindruck, dass er gerne erzählt. Er kommt v.a. immer wieder auf sein Engagement in unzähligen Bereichen außerhalb der Caritas zurück, erzählt von Erlebnissen, die er dabei hatte. Einmal fragt er nach, ob es jetzt zu lang wird, spricht dann aber weiter, ohne meine Antwort abzuwarten. Auch bei Fragen, die sich nicht auf sein Engagement beziehen, kommt Herr G. des öfteren von sich aus darauf zurück. Dies ist z.B. bei der Frage der Fall, ob er mit Freunden auch über soziale Themen diskutiert. Er antwortet darauf, dass sie ihn schon über seine Arbeit befragen. Dieses häufige Zurückkommen auf sein Engagement außerhalb der Caritas erweckt den Eindruck, dass er sich weniger speziell mit dieser Organisation identifiziert, sondern vielmehr mit der Tätigkeit des Helfens allgemein.

Im Komplex 4 möchte er sich zum zukünftigen Verhalten des Staates nicht äußern. Er weicht jedoch nicht aus, sondern sagt es klar. Auffallend ist die Ruhe und Langsamkeit, mit der Herr G. generell spricht. Auch habe ich den Eindruck, dass er (zumindest verbal) zu Emotionen steht, er spricht häufig von verschiedenen Gefühlen oder z.B. vom Weinen.

Trotz der langen Interviewdauer reduzierte sich in der Datenorganisation der Umfang des Materials sehr stark. Es gab viele Passagen, die zwar Aufschluss über jene Bereiche geben, die Herrn G. wichtig sind (Helfen allgemein), deren konkreter Inhalt aber im

Zusammenhang mit meiner Fragestellung wenig Relevanz besitzt (vgl. Frau C.).

7.2.8 Falldarstellung Frau H., Buddy-Verein

Themenkomplex 1: Lebensgeschichtlicher Hintergrund

„Im Moment geh‘ ich immer wieder über meine Grenzen, was Arbeit betrifft eben. Also da möchte ich lernen irgendwie, eine zu bleiben, die viel arbeitet, aber trotzdem irgendwie schauen, dass es mir gut geht.“

Frau H. wurde 1971 geboren und wuchs in Mauer auf. An ihre Kindheit kann sie sich kaum erinnern. Sie sei Bettnässerin, „also so ein bisschen ein Psychokind“, gewesen. Ihre zwei Jahre jüngere Schwester habe gestottert. Sie sei als „Mutterkind“ angesehen worden und sehe ihrer Mutter, als Hausfrau tätig, auch sehr ähnlich. Aber „von der Art her bin ich ruhiger“. Den Vater habe sie kaum gesehen, denn „der hat einfach Karriere gemacht“. Nach seinem Jusstudium kam er zur Bank Austria, heute ist er dort Landesdirektor. Zu ihm habe sie ab der Schulzeit einen guten Bezug gehabt, „weil mein Vater so ein Leistungsmensch ist und ich immer irrsinnig gut war.“ Das „war so die Schiene, wo wir gut konnten miteinander“.

Als sie elf war, ließen sich ihre Eltern scheiden, was „ziemlich konfliktreich abgelaufen“ sei, obwohl sie das „nicht so wirklich mitbekommen oder verdrängt“ habe. Grund dafür sei ein Mann gewesen, mit dem die Mutter heute noch zusammen ist. Die Mutter bekam das Sorgerecht, Frau H. kam jedoch ins Internat. Damals sei sie „irrsinnig religiös“ und daher gerne dort gewesen. Ihre Mutter habe sie ein halbes Jahr lang nicht gesehen, denn am Wochenende war sie bei der Großmutter. Sie sei ihr aber auch nicht abgegangen. Der Vater lebte in Salzburg und kam sie bei der Großmutter besuchen. Abgegangen sei ihr in dieser Zeit die Schwester. Die Scheidung habe sie „irrsinnig zusammengeschweißt“. Der neue Freund der Mutter sei „wahnsinnig gemein“ gewesen – „wir haben ihm alle nicht ins Konzept gepasst, wir Kinder“ – und habe viel mit der Mutter gestritten. Diese unternahm damals einen Selbstmordversuch, die Schwester, die zu Hause wohnte, sei „zum Baby geworden“. „Und in der Zeit, kann ich mich erinnern, hab‘ ich dann auch so die Mutterrolle übernommen, weil meine Mutter einfach zu schwach war.“ Nach etwa zwei Jahren drängte sie die Mutter, die „sehr emotional“ sei, das Internat zu verlassen, was Frau H.

tat, aber „*nicht gerne*“. Die „*religiöse Phase*“ habe noch bis zur „*Weggezeit*“ angehalten. Sie wollte sich jedoch damals schon engagieren, der Pfarrer wies ihr eine alte Frau zu, für die sie Kohlen aus dem Keller hinauftrug. In dieser Zeit lernte sie ihren ersten Freund kennen, mit der Mutter häuften sich Probleme. „*Ich hab‘ das nimmer ausgehalten, dieses Emotionale.*“ Als die Mutter erfuhr, dass Frau H. ihren Freund betrogen hatte, habe sie ihr „*eine irre Szene gemacht*“ und sie geschlagen, worauf Frau H, damals 18, zum Freund zog. In der darauf folgenden Zeit sei sie „*immer so von einem Freund zum anderen gegangen*“.

Sie studierte Psychologie, ihre Diplomarbeit schrieb sie zum Thema AIDS. In dieser Zeit begann sie aufgrund mehrerer Erlebnisse eine Therapie. Ihr Vater hatte einen Darmtumor, was er anfangs verheimlichte. Als sie davon erfuhr, hatte sie gerade eine Trennung hinter sich und war von einem Mann, den sie erst kennen gelernt hatte, schwanger. „*Ich hab‘ irgendwo so das Gefühl gehabt, dass ich überhaupt keinen Platz hab‘ mit meinen Sorgen im Moment, wo alle: ‚Um Gottes willen, mein Vater‘. Und da ging‘ s um sein Leben, und er hat dann wahnsinnig abgemagert und es war alles so tragisch. Und ich bin schwanger, wo ich viel Raum gebraucht hätte, wo ich mit allen hätte reden wollen und so.*“ Der Freund habe begonnen „*seine Rechte geltend zu machen*“, sie brach die Schwangerschaft dennoch ab. Es sei „*eine furchtbare Zeit*“ gewesen, sie konnte nichts mehr essen „*Und es war so zusätzlich zu dem Nichts-mehr-essen auch noch so ein Regredieren irgendwie, dass ich nur noch mit dem kleinen Löffel gegessen hab‘.*“ Durch die Therapie habe sie rasch wieder essen, aber sich dennoch fast ein Jahr nicht mit der Diplomarbeit beschäftigen können. Durch den nächsten Freund habe sie wieder mehr Sicherheit bekommen – „*leider halt nur durch Freund*“ – und die Diplomarbeit rasch beendet. Anschließend machte sie AkademikerInnentraining im „*Femme*“, wo sie heute noch tätig ist.

Mit ihrer Mutter habe sich das Verhältnis mittlerweile „*normalisiert*“. Sie sei „*so der Typ, wo halt alle hinkommen mit ihren Problemen. (...) Nur kann sie nie das einhalten, was sie verspricht. (...) Sie will zu vielen Leuten irgendwie dann nahe sein oder keine Ahnung.*“ Mit dem Vater habe sie auch heute noch einen starken Bezug über Leistung, er sei immer sehr „*stolz*“ auf sie. Engagiert sei er nicht, „*das bringt ihm nichts*“. Die Schwester sah sie bis vor kurzem sehr selten. Sie habe sie sehr gern, aber „*wenn wir nicht Geschwister wären, wären wir nicht befreundet, einfach weil wir unterschiedlich sind.*“ Der Kontakt habe sich „*jetzt aber wieder, wo ich Single bin und wo ich einfach überhaupt irgendwie mehr nach außen wieder geh‘ und mich nicht so in diese Beziehungen mehr so vertu‘*“,

verbessert.

Frau H. hat nicht sehr viel Freizeit, denn *„ich arbeit‘ einfach nur.“* Früher habe sie sehr viel Kulturelles gemacht, heute bestehe ihre Freizeit aus *„Schlafen und mich Erholen“*, das *„Nichtstun“* sei sehr wichtig geworden. Nur am Wochenende gehe sie ausgiebig weg. In letzter Zeit beschäftige sie die *„Befürchtung“*, kein Hobby zu haben, alle würden immer von Hobbys reden, sie denke sich daher: *„Irgendwas muss ich als Hobby haben, ich kann nicht sagen, ich hab‘ kein Hobby.“* Vor ihrem Engagement im Buddy-Verein war Frau H. in vielen anderen Bereichen tätig: Anfangs für Amnesty International, danach Behindertenbetreuung, für die alte Dame Kohlen tragen, Betreuung alter Menschen und Familienhelferin in der Caritas. Es sei ihr sehr wichtig gewesen, sich zu engagieren, bis sie dann während ihrem Studium in der Lebenshilfe arbeitete und dafür Geld bekam. *„Weil da hab‘ ich mir irgendwie gedacht, das ist eh das, was ich kann – also da hab‘ ich zum Beispiel auch ein irrsinniges Selbstvertrauen, das kann ich, mit anderen Leuten das kann ich – und dann verdien‘ ich auch Geld damit.“*

Im Gegensatz zu früher, wo sie viele Leute, aber *„nicht gut“* kannte, habe sie heute wenige, aber *„ernsthafte Freundinnen und Freunde“*, d.h. *„Leute, auf die ich mich wirklich verlassen kann“* und zu denen sie viel Kontakt habe. Für Freundschaften und auch Bekannte sei jetzt als Single auch wieder *„mehr Platz“*. Diskussionen spielen im Freundeskreis keine Rolle, die Freunde wissen jedoch von ihrer Arbeit im Buddy-Verein. Einige fragen auch nach, andere, *„die irgendwie da nicht so interessiert sind, die nehmen‘ s einfach hin als etwas, die kennen mich einfach, das passt irgendwie zu mir.“* Selbst ehrenamtlich tätig sei keineR ihrer FreundInnen. Der Umgang mit Problemen sei im Freundeskreis unterschiedlich, bei ihr selbst komme es auf die Art der Probleme an: *„Wenn ich Problemchen hab‘, gerne Freunde, wenn ich größere Probleme hab‘, zieh‘ ich mich zurück.“* Sie erwarte sich dann immer, dass ihre Freunde *„das eh von allein merken und mir helfen“*. Frau H. vermutet, zu wenig *„Vertrauen“* darin zu haben, dass sie ihr helfen können. Ihrer Meinung nach könne sich das aber ändern, da sie *„immer noch in einem großen Umbruch“* sei.

Frau H. ist aus der Kirche ausgetreten, nimmt an sich aber *„Spiritualität“* wahr: *„Aber das muss ich noch in meinem Weg finden, ich hab‘ im Moment nichts.“* Sie erlebt sich als *„große Planerin“*, – *„ich häng‘ zu sehr in der Luft, wenn nicht alles vorbereitet ist“* – auch für ihre Zukunft hat sie Pläne: *„Ich möchte, dass einmal diese Umbruchsphasen einmal eine Zeit lang ein bisschen ruhiger werden, also dass ich nicht ständig auf der Suche bin,*

sondern mich einmal halbwegs gefunden hab'. Dann würd' ich gern lernen, irgendwie eine Beziehung zu haben, ohne dass das gleich immer mühsam wird". Sie möchte keine Familie gründen, sondern „eine bleiben, die arbeitet.“ Momentan überschreite sie im Beruf aber oft ihre Grenzen und möchte daher lernen, sich „abzugrenzen“.

Themenkomplex 2: Die ehrenamtliche Tätigkeit

Primärfrage 1: Die Initialentscheidung für die Tätigkeit

„Das Thema AIDS war mir halt dann ganz, ganz vertraut durch die Diplomarbeit, wo ich irrsinnig viel gelesen hab' und so. Das war irgendwie dann schon so in meinem Kopf drinnen. Und dann war das für mich so dieses Selbstbewusstsein, ich kann das gut, dann mach' ich das auch im AIDS-Bereich.“

Frau H. besuchte auf der Universität ein Seminar zum Thema AIDS, bei dem sie die Koordinatorin des Buddy-Vereins kennen lernte. Diese habe sie sehr beeindruckt, auch sei AIDS für sie selbst Thema gewesen, *„weil ich auch diese Heimfestzeit hatte“*. Von einer Kollegin habe sie mehr über die Buddy-Tätigkeit erfahren. Einige Zeit stand dann die Diplomarbeit im Vordergrund, aber es sei in ihrem Kopf geblieben. Vor etwa drei Jahren bewarb sie sich im Verein. Gereizt an der Tätigkeit habe sie *„der Themenbereich AIDS und der Rest war für mich halt so eine logische Konsequenz. Ich hab' immer solche Dinge gemacht.“* Durch die Diplomarbeit war ihr das Thema sehr vertraut. *„Und dann war das für mich so dieses Selbstbewusstsein, ich kann das gut, dann mach' ich das auch im AIDS-Bereich.“* Sie fand das Konzept des Buddy-Vereins interessant, besonders das Nicht-Professionelle, dass *„Leute Leute begleiten, ohne dass die irgendwie so verkopft sind“*. Für ihren Geschmack seien aber viele der Buddys *„schon viel zu professionell“*.

Das Auswahlverfahren war für sie *„irgendwie blöd“*, weil die Leute nicht einzeln befragt wurden. *„Das war irgendwie so ein bisschen beeinflusst dann.“* Sie selbst habe zwar Spaß daran, Fragen zu beantworten, aber es sei noch eine Frau dabei gewesen, *„die war eher ruhiger und ich wollt' ihr nicht Raum wegnehmen.“* Im Training, das sie als *„recht ausführlich“* empfand, habe sie dann aber ein gutes Gefühl gehabt.

Sie glaubt, einige Fähigkeiten für die Tätigkeit mitgebracht zu haben: *„Dieses Gerne-mit-Menschen-zusammen-sein und einfach auch Interessiert-sein-am-Leben-anderer“*,

„Vorerfahrung“ in der Auseinandersetzung mit Menschen und fehlende „Berührungspunkte“. *„Ich hab‘ irgendwie das Gefühl gehabt, es kann nichts sein, wo‘ s mir grausen würde.“* Am allerwenigsten sei das bei psychischen Problemen der Fall. *„Ich hab‘ das Gefühl gehabt, meine Grenzen sind irgendwie sehr weit. Also (...) irgendwie passt da viel rein.“* Weiters seien es auch das Interesse am Thema und die „Fähigkeit, wirklich auch was durchzuziehen“ gewesen. Ursprünglich als „lebenslang“ geplante Begleitungen hätten sie daher „nicht geschreckt“.

Primärfrage 2: Die Tätigkeit an sich

„Ich denk‘ mir, dass wir uns in einer gewissen Weise recht ähnlich sind. Nämlich in der Konfliktscheue, auch in dieser Belanglosigkeit, ich kann genauso smalltalken die ganze Zeit. Also wir treffen uns da. Und ich denk‘ mir, wenn‘ s passt, dann passt‘ s, weil dann retten wir uns über eine ganze Zeit nur mit Small-Talk hinweg, und dann wird‘ s wieder intensiv.“

Frau H. glaubt, dass ihr Klient – seit Beginn derselbe – im Vergleich zu anderen, die „halt zufällig positiv, (...) aber eigentlich sonst psychisch krank oder behindert“ seien, „wenig problematisch“ ist. Er sei „ungeheuer kommunikativ“. Dass er jedoch schon einen Buddy hatte, bei dem er sich einfach nicht mehr meldete, mache ihr „immer so ein bisschen Sorge, weil ich immer im Hinterkopf hab‘, er macht das mit mir auch.“ Sie glaubt, dass er ein wenig „konfliktscheu“ ist und daher Probleme nie ansprechen, sondern sich einfach nicht mehr melden würde. Ihren Versuchen, das zu thematisieren, sei er ausgewichen. Generell würden sich in der Betreuung Phasen, in denen es sehr intensive Gespräche gibt, mit Phasen, „wo es sehr belanglos wird“, abwechseln. Frau H. hat aber dennoch den Eindruck, dass es gut läuft. *„Ich denk‘ mir, dass wir uns in einer gewissen Weise recht ähnlich sind, nämlich in der Konfliktscheue, auch in dieser Belanglosigkeit – ich kann genauso smalltalken die ganze Zeit – also wir treffen uns da. Und ich denk‘ mir, wenn‘ s passt, dann passt‘ s, weil dann retten wir uns über eine ganze Zeit nur mit Small-Talk hinweg und dann wird‘ s wieder intensiv.“* Der Klient interessiere sich auch für Psychologie. *„Ich glaub‘, da finden wir uns in dieser Psychosprache irgendwie wieder, weil da können wir dann übers Unbewusste reden den ganzen Nachmittag oder so.“*

Ein „prinzipielles Ziel“ gebe es in der Betreuung nicht. *„Weil ich denk‘ mir, das Ziel, das kann sich verändern, und das macht eh er.“* Wichtig sei es aber, ihn bei seinen

Veränderungen zu begleiten und *„sensibel bleiben für ihn“*.

Als schön erlebt sie die intensiven Gespräche, eine Zeit lang habe es auch sehr viel *„Körperlichkeit“* gegeben, was auch ihr sehr gut getan habe, denn *„da fühl' ich mich auch als näher spürbar.“* Momentan gebe es aber wenig Körperkontakt. Besonders schlimm seien die *„Belanglosigkeiten“* und seine phasenweise Unzuverlässigkeit, denn *„seit ich arbeite, hab' ich selber wenig Zeit. Die Zeit ist sehr kostbar geworden.“* Sie habe aber nie überlegt, die Betreuung aufzugeben, vielmehr sei *„das Intensivieren“* ein Anliegen: *„Da überleg' ich mir immer wieder neue Strategien, wie ich näher an ihn rankomm'.“*

Der Jour fixe sei ihr früher *„überhaupt nicht wichtig“* gewesen, heute nütze sie ihn, um die anderen Buddys zu sehen. Ihre Supervisionsgruppe sei sehr *„unbeständig“*, und *„die Leute, die ich gern hab', die gehen jetzt eben“*. Bei größeren Problemen erlebt sie die Supervision nicht als Hilfe und würde sie daher *„einmal auslassen“*. In einer Situation, in der sie Hilfe gebraucht hätte, habe sie von der Gruppe *„noch einmal eins auf den Deckel“* anstatt Unterstützung bekommen. *„Wenn dann die ganze Gruppe irgendwie was sagt und du sitzt da und kämpfst eh schon mit den Tränen, dann wird' s so grausam.“* Der Kontakt zur Koordinatorin ist ihr wichtig, aber eher in persönlicher Form. Als *„Hilfestellung vom Buddy-Verein“* erlebe sie das nicht.

Themenkomplex 3: Motive und Gratifikationen

Primärfrage 1: Motive

„Das ist halt schön, weil das sehr nah ist, was ich einfach so in der Arbeit jetzt nicht mehr hab'. Ich hab' kaum mehr mit den Leuten selber zu tun. Das würd' ich jetzt sagen, dass es jetzt einfach wirklich was Schönes ist, weil da was sehr Intensives nebenbei ist. Und ich bleib' mit dem Thema AIDS vertraut. Das ist mir auch wichtig, dass das nicht so aus meinem Leben verschwindet.“

Frau H. erlebt ihre ehrenamtliche Tätigkeit heute als *„gute Ergänzung“* zu ihrer beruflichen Arbeit. *„Das ist halt schön, weil das sehr nah ist, was ich einfach so in der Arbeit jetzt nicht mehr hab'. Ich hab' kaum mehr mit den Leuten selber zu tun. Das würd' ich jetzt sagen, dass es jetzt einfach wirklich was Schönes ist, weil da was sehr Intensives nebenbei ist.“* Sie grenzt das Ehrenamt aber von einer Freizeitbeschäftigung ab, denn *„so*

wirklich lustig ist das dann nicht“. Sie sehe es als „Job“, Freude an der Tätigkeit selbst habe sie nicht, denn *„ich krieg‘ da, glaub‘ ich, wenig. Also ich nehm‘ mir wenig, sagen wir so.“* Schon immer sei bei ihren ehrenamtlichen Tätigkeiten *„so eine eigene Lust dahinter“* gewesen.

Es ist ihr auch wichtig, sich weiterhin mit AIDS zu beschäftigen, Betroffenheit speziell von der Situation positiver Menschen sei für sie aber kein Beweggrund, da sie ja auch bereits mit vielen anderen Betroffenen Gruppen Kontakt gehabt habe. Das *„herausgefordert werden“* und *„über Grenzen gehen“* erlebt sie als *„Wachsen“*, es ist ihr wichtig, *„dass Arbeit mich immer wieder persönlich irgendwie weiterbringt“*. Dies sei aber nicht nur im Ehrenamt, sondern auch im Beruf wichtig.

Als zentral erlebt sie auch ihre Fähigkeit, empathisch und *„sensibel“* zu sein. *„Und wenn ich diese Fähigkeit hab‘, dann werd‘ ich auch in die Richtung was tun.“* In ihrer Kindheit habe sie *„ständig irgendwie Antennen haben müssen eben bei meiner Mutter, um zu schauen, wie die Krise grad ist.“* Dadurch sei sie *„ein irrsinnig geschulter Mensch“* und habe es *„total intus, Irritationen irgendwie zu spüren“*. Früher habe es ihr auch ein gutes Gefühl gegeben, ehrenamtlich zu arbeiten, heute nur mehr *„ab und zu“*. Sie sehe das nicht mehr so *„rosig“*, der eigene Nutzen stehe mehr im Vordergrund: *„Ich glaub‘, ich tu‘ s, weil‘ s mir was bringt auch.“*

Primärfrage 2: Gratifikationen

„Auch, wenn mein Leben Kopf steht und ich mich wirklich sehr verändert hab‘ in den drei Jahren, gibt‘ s gewisse Dinge, die einfach beruhigend sind, weil sie immer weitergehen.“

Frau H. hat das Gefühl, von anderen Personen, aber auch aus der Tätigkeit selbst etwas zurückzubekommen, was ihr auch wichtig sei. Vom Klienten bekomme sie *„diese Stunden, wo er mir irgendwie so spiegelt, dass es jetzt ein gutes Gespräch war oder wo ich das Gefühl hab‘, das war gut für uns beide.“* Vom Buddy-Verein bekomme sie das Gefühl *„Ich gehöre wo dazu“*, auch wenn ihr das manchmal *„fast zu nett“* sei, denn *„man kennt sich kaum und ist gleich so ganz nah und Bussi und so“*.

Aus der *„Kontinuität“* der Tätigkeit bezieht Frau H. ebenfalls Gratifikationen: *„Ich hab‘ so das Gefühl, (...) ich zieh‘ halt da auch was durch. Ich hab‘ einfach so begonnen und ich*

werd' einfach immer so weitertun wahrscheinlich. Auch , wenn mein Leben Kopf steht und ich mich wirklich sehr verändert hab' in den drei Jahren, gibt' s gewisse Dinge, die einfach beruhigend sind, weil sie immer weitergehen. (...) Das ist die Bestätigung, dass ich weiter so bin. Und dass es auch weiter funktioniert, dass ich nicht das Interesse verlier' dran, sondern dass das etwas ist, was einfach mich ausmacht.“

Themenkomplex 4: Der Stellenwert des Ehrenamtes in der Gesellschaft

„Ich glaub', die Leute werden da sehr allein gelassen und arbeiten da in wirklich kritischen Feldern. Wo Leute nämlich wirklich sterben oder arge Dinge passieren und die wissen nicht, wo sie sich Hilfe holen können. (...) Also wenn Ehrenamt nicht wirklich sehr professionell aufgebaut ist, kann' s sehr in die Hose gehen.“

Frau H. meint, sich zum Stellenwert des Ehrenamtes in der Gesellschaft „keine Gedanken“ gemacht zu haben, ihrer Meinung nach wird hier aber sehr viel „Ausbeutung betrieben“. Oftmals sei das Ehrenamt „nicht wirklich sehr professionell aufgebaut“, die Ehrenamtlichen würden zu wenig unterstützt und ihre Motive zu wenig hinterfragt. Es mache sie immer „stutzig“, wenn Menschen „aus ihrer eigenen Betroffenheit“, aufgrund von „Sinnkrisen“ oder „Orientierungslosigkeit“ helfen möchten. Viele davon würden dann „vor die Hunde“ gehen. *„Ich glaub', die Leute werden da sehr allein gelassen und arbeiten in wirklich kritischen Feldern – wo Leute nämlich wirklich sterben oder wo arge Dinge passieren – und die wissen nicht, wo sie sich Hilfe holen können.“* Religiös motiviertes Ehrenamt ist für sie etwas „Furchtbares“, denn *„es geht immer so in diese Selbstaufopferungsschiene. Und die Leute sind sich nicht bewusst, dass sie es im Endeffekt ja für sich machen. Also ich denk' mir, man macht es einfach für sich. Und nicht für die armen anderen.“*

Frau H. glaubt zwar, dass die „Arbeit“, die gemacht wird, notwendig ist, *„aber ob sie ehrenamtlich gemacht werden soll, ist die Frage.“* Staatliche Einrichtungen gebe es genügend, zumindest in Wien. Aber selbst diese würden mangels Geld viel mit Ehrenamtlichen arbeiten. Ehrenamtliche seien *„bestimmt engagierter und mit mehr Herz und mehr mit Dings dabei, aber sie powern sich aus.“* Sie hätten mehr Zeit, aber *„ich trauf' auch vielen dann nicht zu, dass die die Dosierung schaffen, sondern die hauen sich dann mit einem Elan rein und sind dann wahrscheinlich ganz schnell am Ende.“* Sie würde nicht sagen, *„dass das Entlohnte schlechter ist als das Ehrenamtliche, weil die Entlohten, die*

kommen auch aus einer bestimmten Motivation“. Sie habe auch die Erfahrung gemacht, dass den Betreuten die Entlohnung der HelferInnen wichtig ist, kostenlose Hilfe könnten sie *„viel weniger nehmen“*. Sie beurteilt es als kritisch zu propagieren, dass es *„was Tolles ist, wenn man nicht auf Entlohnung achtet“*. Professionelle Hilfe werde zu Unrecht oft abgewertet als *„nicht mehr echt und vom Herzen“*, bekomme einen *„Pfui-Wert“*. Professionelle sähen die Ehrenamtlichen als *„Idealisten“* und begegneten ihnen mit Bewunderung.

In der Gesellschaft erfahre das Ehrenamt als etwas, das vermeintlich *„eh einfach“* ist und man *„nebenbei“* machen kann, *„geringe Wertschätzung“*. Ehrenamtliche würden gesehen als *„so ein Haufen entweder Idealisten, wenn sie jünger sind, wenn sie älter sind, sind es irgendwie so Alte, die nicht aufhören können zu arbeiten. Oder irgendwie so blöde Religiöse, die in der Pfarre herumtun.“* Es gebe zwar Werbung für ehrenamtliche Tätigkeiten, diese finde sie aber nicht gut, weil sie unter dem Motto *„Die Welt hat keine Werte mehr und die jungen Menschen müssen doch auch einmal was tun und so“* stehe. Wo man sich engagieren kann, sei nicht so bekannt, bei jungen Menschen sei es sehr oft die Pfarrjugend, über die man zum sozialen Engagement komme.

Künftig würden Organisationen vor allem aufgrund der Kürzung der Zivildienster vermehrt auf Ehrenamtliche zurückgreifen. *„Wenn der Staat immer weniger die sozialen Dinge unterstützt, dann müssen sie irgendwie überleben. Dann ist wahrscheinlich sehr viel Engagement gefragt, das nicht bezahlt wird.“* Diese Entwicklung findet sie nicht gut. Sie vermutet einen Rückgang der Ehrenämter und der generellen Initiative. Anzeichen dafür seien die geringe Wahlbeteiligung, Kirchenaustritte und eine Entwicklung zur *„Spaßgesellschaft“*, in der Engagement *„nicht unbedingt sehr in ist“*. Politik hat ihrer Meinung nach stets Auswirkungen auf das gesellschaftliche Klima, einerseits könne ein *„sozialfeindliches“* Klima entstehen, andererseits, *„wenn das politische Klima sehr schlecht ist“*, hielten die Menschen auch mehr zusammen. Das sehe sie momentan an Projekten im Frauenbereich. *„Die fangen an, sich zu formieren, da ist viel mehr Solidarität da.“*

Ergänzende Informationen, Eindrücke und Annahmen

Frau H. wirkt auf mich sehr offen und gesprächig. Sie scheint gerne Fragen zu beantworten und erzählt von sich aus sehr viel Persönliches. Der erste Komplex fällt

daher sehr umfangreich aus. Anfangs sind meine Redezeiten sehr kurz, ich greife wenig ein und es entstehen kaum Pausen.

Im gesamten Interview besteht viel Blickkontakt. Sie lächelt häufig, an manchen Stellen wirkt sie fröhlich oder „schelmisch“. Generell erweckt sie den Eindruck einer sehr reflektierten und selbstbewussten Frau, die um ihr Können weiß, aber auch meint, dass sie bestimmte Dinge noch lernen müsse.

Sie bleibt stets beim Thema, nimmt die Fragen sehr ernst und denkt viel nach, wenn ihr nicht sofort etwas einfällt. Die Sprechzeit im Komplex 3 ist geringer, sie äußert sich sehr kurz und klar. Als wir beim Komplex 4 angelangen, wirkt sie etwas verzweifelt. Bereits vor Interviewbeginn erwähnte sie, dass sie darüber nicht viel wisse. Schließlich fällt ihr aber doch sehr viel zum Ehrenamt im gesellschaftlichen Kontext ein.

Ihr „Lieblingsthema“ scheint dieser Komplex jedoch nicht zu sein. Es entsteht der Eindruck, dass sie ungern über Bereiche spricht, in denen es eher um Wissen geht. Für Themen, die sehr Persönliches ansprechen, scheint sie sich hingegen zu begeistern. Damit unterscheidet sie sich sehr von einer Reihe anderer Interviewpartner, die meinem Eindruck nach ungern über Persönliches und Gefühle reden und lieber „den Kopf sprechen lassen“.

Ihre ehrenamtliche Tätigkeit nimmt Frau H. weniger in einem größeren gesellschaftlichen Kontext wahr. Die Arbeit scheint für sie in erster Linie etwas persönlich Bedeutsames zu sein, z.B. da es ihr das Gefühl der „Kontinuität ihrer Person“ vermittelt.

7.2.9 Falldarstellung Herr I., Buddy-Verein

Themenkomplex 1: Lebensgeschichtlicher Hintergrund

„Die sechseinhalb Jahre Beziehung mit dem (Name), die halt durch diesen Tod irgendwie den Abschluss gefunden hat, (...) würd' ich schon als prägend für meine Person ansehen oder meine Persönlichkeit - ist Teil meiner Persönlichkeit. Ich glaube nicht, dass ich heute da stehen würde, wo ich jetzt stehe ohne diese Begegnung oder auch die Erfahrungen, die ich durch den (Name) gelernt habe.“

Herr I., 43 Jahre alt, wuchs in Wien auf. Er hat noch eine vier Jahre jüngere Schwester. Seine Eltern – beide aus Niederösterreich – hatten ein Gasthaus. *„Ein Gasthaus zu haben in der Zeit vor etwa dreißig Jahren, das war so wie ein Kommunikationszentrum zu besitzen.“* Sie hätten dadurch „Sozialkontakte“ ermöglicht, sich anfangs aber auch *„relativ ausgebeutet“*, z.B. sei nach Bedarf auch frühmorgens gekocht worden. *„Da hab' ich auch irgendwo ein bisschen das Gespür mitbekommen, was das heißt, ein bisschen so auch für andere und außerhalb der normalen erwarteten Dinge da zu sein.“* Das Verhältnis zur Familie sei heute wie damals gut. *„Klarerweise“* habe er als Kind aber „Ängste“ gehabt, mit manchen Problemen zu den Eltern zu gehen. Es habe auch schwierige Situationen gegeben, z.B. als die Schwester eine Zeit lang im Kloster war oder als er von seinem Schwulsein erzählte. Die Eltern hätten das *„ganz gut nehmen können“*, er habe sich *„unnötiges Kopfzerbrechen“* gemacht. Heute sei es ein *„lockeres, tolles Verhältnis“*.

Nach der Volksschulzeit in einer Klosterschule besuchte Herr I. eine öffentliche Schule. Nach der Matura studierte er einige Semester Theologie und Mathematik Lehramt, *„feststellend, dass das nicht wirklich das Wahre ist“*. Nach Ableistung seines Zivildienstes kam er ins Finanzministerium. Nebenbei machte er ein Wirtschaftsstudium an einer Fernuniversität. Mit Erlangung des Magisters gab er seine Stelle auf und belegte den *„Postgraduate Lehrgang Kulturmanagement“*. Kurz danach bekam er eine Stelle an der Musikhochschule, wo er auch heute noch im Bereich Administration und ferner als Dienststellenausschussmitglied tätig ist.

Herr I. lebt in einer Beziehung mit einem Mann und hat keine Kinder. Er interessiert sich für Kultur, er betreut auch den Klassikresort eines schwulen Magazins, was ihm Spaß macht, weil er sich gerne *„kommunikativ ausdrückt“*. Außerdem leitet mit einem Freund

die Gruppe „*Männer auf Touren*“, welche monatlich Touren für schwule Männer anbietet. Wenn er mit Freunden weggeht, dann meist in Szenelokale. Ferner chattet er gerne. Dabei erzählt er auch von seinem Engagement im Buddy-Verein. Die Rückmeldungen seien oft „*spannend*“, ein „*richtiges ablehnendes, distanziertes Gefühl*“ habe er nie gehabt. Manche würden darüber auch mehr wissen wollen, ein verstärktes Interesse finde er aber nur bei Leuten, die entweder selbst betroffen sind oder betroffene Bekannte haben. Mit ihnen diskutiere er auch über HIV, über andere soziale Themen höchstens mit zwei engeren Freunden. Sonst gehe es eher um den „*Freizeit- und Spaß-Bereich*“.

Vor sechs Jahren verstarb sein Partner an AIDS, in dieser Situation sei es ihm wichtig gewesen, Freunde zu haben, „*die genau die Situation gekannt haben, jetzt weder aus Neugier, noch aus Sensationslust nachgefragt haben, sondern wo ich einfach ich sein konnte.*“ Sie hätten es ihm ermöglicht, „*ein bisschen abzuschalten*“, Gespräche seien nicht so im Vordergrund gestanden, denn die Verarbeitung habe eher im engeren Kreis der Familie stattgefunden. Er glaubt, dass Freunde, sollten sie Probleme haben, auch zu ihm kommen würden, doch „*das kann schon sein auch, dass ich manchmal sehr hektisch und geschäftig tue, so dass man ein bisschen auch Scheu hat. Das kann als Barriere durchaus wirken.*“

Sein Verhältnis zu Religion bezeichnet er als „*witzige Situation*“. „*Die römisch-katholische Kirche (...) hat sicherlich in meiner Persönlichkeitsentwicklung auch eine wichtige Rolle gespielt. Gerade natürlich als Schwuler hat man allergrößte Probleme mit dieser Amtskirche, die man oder die ich auch in einem gewissen Spannungsverhältnis versucht zu lösen habe. Prinzipiell hab‘ ich immer gemeint, ich möchte‘ das nie verleugnen, dass ich sozusagen auch katholisch, römisch-katholisch sozialisiert worden bin.*“

Der Beziehung zu seinem verstorbenen Partner misst Herr I. einen wichtigen Stellenwert für seine eigene Entwicklung bei: „*Diesen Lebensabschnitt würd‘ ich schon als prägend für meine Person ansehen oder meine Persönlichkeit – ist Teil meiner Persönlichkeit. Ich glaube nicht, dass ich heute da stehen würde, wo ich jetzt stehe, ohne diese Begegnung oder auch die Erfahrungen, die ich durch den (Name) gelernt habe.*“ Der Freund habe damals – anders als er selbst – sehr offen schwul gelebt. „*Und das hat mich zum Teil natürlich fasziniert, zum Teil auch am Anfang sicherlich ziemlich beunruhigt. Und also ich denke mir, also auch, wo er mich irgendwo hingepusht hat sozusagen ein bisschen.*“

Ein großes Lebensziel hat Herr I. nicht, - am allerwenigsten in beruflicher Hinsicht. Er finde es jedoch *„wichtig, dass ich meinen mir möglichen Beitrag leiste, dass das Schwulsein in der Gesellschaft ein bisschen wegkommt von einem anrühigen Rotlichtmilieu à la Kronenzeitung-Denken der Leute.“* Auch hoffe er auf den Fortbestand seiner Beziehung.

Themenkomplex 2: Die ehrenamtliche Tätigkeit

Primärfrage 1: Die Initialentscheidung für die Tätigkeit

„Also ich hab‘ auch immer wieder deponiert, dass ich primär gerne einen Schwulen hätte zur Betreuung. Weil ich eben auch glaube, dass es wichtig ist, dass die Homosexuellen eben ihr soziales Engagement auch zeigen können.“

Als schwuler Mann beschäftigte Herr I. sich schon einige Zeit mit HIV, als er von einem Mitarbeiter der AIDS-Hilfe hörte, dass dort eine Ausbildung für ein Buddy-Projekt geplant war. Der erste Kurs war bereits voll, doch er belegte ihn einige Zeit später, vor nunmehr acht Jahren. Vorerst wollte er jedoch keine Betreuung übernehmen, da er bereits vermutete, dass sein Freund positiv war und er ihn betreuen wollte. Nach der Ausbildung Kulturmanagement war er arbeitslos und beschloss, *„unterstützend, administrativ für den Verein etwas zu tun“*, indem er in den Vorstand ging – wo er bis vor einigen Jahren tätig war. Vor etwa vier Jahren erfuhr er von der mit ihm befreundeten Koordinatorin, dass sie einen schwulen Buddy suche. Er beschloss, die Betreuung zu übernehmen, da sie auch seinen Vorstellungen entsprach: *„Also ich hab‘ auch immer wieder deponiert, dass ich primär gerne einen Schwulen hätte zur Betreuung. Weil ich eben auch glaube, dass es wichtig ist, dass die Homosexuellen eben ihr soziales Engagement auch zeigen können.“* Für die Betreuung drogenabhängiger Menschen hingegen sei er weniger geeignet, *„da würd‘ ich nicht so den Draht zu solchen Personen finden.“* Zu sagen, dass ihn etwas am Buddy-Sein gereizt habe, wäre für ihn aber falsch. *„Es ist nicht irgendwas, was ich – dass da was besonders ist, was irgendwie so einen Sensationseffekt hätte, das glaub‘ ich nicht. Weil ich mein‘, auch die Geschichte, jemand bis zum Tod zu begleiten, das hatte ich erlebt, also insofern ist da kein Reiz dafür da.“*

Das Auswahlverfahren war für Herrn I. *„selbstverständlich“*. Da er sich ohnehin gerne *„schriftlich ausdrücke“*, habe es ihn keine Überwindung gekostet, einen Fragebogen

auszufüllen. Ferner befürwortet er die damit verbundene Reflexion der eigenen Gründe. Das anschließende Training erlebte er als *„ein angenehmes, gruppodynamisches Wochenende“*, das die Möglichkeit zum *„Kennenlernen“* und zum *„Erfahrungsaustausch“* bot. Mitgebracht habe er Belastbarkeit, die Fähigkeit, zuzuhören und andere Meinungen zu akzeptieren. Auch seine eigene Auseinandersetzung mit Sterben und Tod gehört für ihn dazu.

Primärfrage 2: Die Tätigkeit an sich

„Was mich reizt, ist mit ihm gemeinsam irgendwann einmal rauszukriegen: ‚Gibt‘ s irgend etwas, was mir noch Spaß macht im Leben, was ich tun könnte?‘,

Seit vier Jahren betreut Herr I. einen Klienten, der seit langem positiv ist, dem es aber v.a. seit der Kombinationstherapie gut geht. Als *„wesentliches Merkmal“* der Betreuung sieht er die *„Kontinuität“*. Im wöchentlichen Treffen finden Gespräche – teils ernsthaftere, aber auch *„Kaffeeklatsch“* – oder gemeinsame Unternehmungen statt. Einmal habe er eine Rechnung für etwas bekommen, das sein Klient bestellt hatte. Das sei aber geklärt worden. *„Also das glaub‘ ich, hat er sehr klar mitgekriegt, dass das ein sehr wunder Punkt ist, wenn man über diese Schwelle sozusagen bei mir, meiner Person, hinweggeht, dass ich da einfach sehr ablehnend reagiere dagegen. Und ich glaub‘ auch, das ist so irgendwo ein Zeichen dafür, dass ihm auch diese Betreuung wichtig ist oder dass es mich gibt, weil er da dann sofort das wieder zurückgenommen hat.“* Die Auflösung des Problems war für ihn jedoch Bedingung für den Fortgang der Betreuung. *„Weil also über diesen Schatten spring‘ ich trotz meiner Großmut sicherlich nicht. Da gibt‘ s auch bei mir Grenzen, ganz klare.“*

Der Klient, der in Pension ist, habe außer ihm höchstens zwei Bekannte, er studiere zwar, aber *„nicht sehr konsequent“*. Manchmal habe er das Gefühl: *„Ja, es passiert nicht viel.“* Es reize ihn daher, *„mit ihm gemeinsam irgendwann einmal rauszukriegen: ‚Gibt‘ s noch irgend etwas, was mir noch Spaß macht im Leben, was ich tun könnte?‘,* Das sei es auch, was ihn *„bei der Stange hält“*. Er möchte dem Klienten nichts einreden, habe aber nicht das Gefühl, dass dieser besonders glücklich oder zufrieden mit seinem Leben ist.

Schön seien *„Momente, wo ich eher mehr den Eindruck hab‘, von ihm mehr zu erfahren, dass er sich mehr öffnet und mir mehr erzählt, dann seh‘ ich das schon als ganz tolle*

Sache. Oder eben auch das Gefühl bekomme, dass es ihm wichtig ist, dass es mich gibt.“ Manchmal sei es zwar anstrengend, aber es hänge auch von der eigenen Stimmung ab, *„man ist ja auch nicht immer jeden Tag holladaro“*. Solange die Betreuung funktioniert, steht es für Herrn I. nicht zur Diskussion, als Buddy aufzuhören. Bis zu seinem *„Lebensende“* werde er das aber sicherlich nicht machen.

Die Supervision nimmt er regelmäßig wahr. Als Vorstandsmitglied habe er immer gesagt: *„Wenn es die Supervision nicht mehr gibt, dann muss man den Verein wirklich fast auflösen. Weil das ist so für mich das Um und Auf.“* Manchmal koste es zwar Überwindung hinzugehen, im Nachhinein sei er aber immer froh, da gewesen zu sein, es bringe ihn immer weiter. Beim Jour fixe sei er *„nicht unbedingt überzeugt über die Wichtigkeit“*. Zwar sei eine *„gewisse Nähe zum Verein“* wichtig, aber oft sei es *„mühsam“*, weshalb er es nicht immer wahrnehme. Sein Kontaktbedürfnis sei durch die Supervision genügend abgedeckt und zur Koordinatorin entstehe daraus auch kein *„distanziertes Verhältnis“*, weil er des öfteren mit ihr telefoniere.

Themenkomplex 3: Motive und Gratifikationen

Primärfrage 1: Motive

„Das Thema glaub‘ ich war damals so packend, so wichtig, dass irgendetwas ich dann tun musste. Vielleicht ist das ein Aufhänger und hab‘ ich das schon, weil‘ s schon so lang her ist, so richtig verdrängt. Aber ich glaub‘, ich musste irgendetwas, um den Wahnsinn dieser Krankheit zu verarbeiten, für mich tun.“

Die Frage nach Gründen für seine Tätigkeit ist für Herrn I. *„fast unbeantwortbar“*, auch wenn er nicht genau wisse, warum. Es sei ein *„Konglomerat“* von Gründen. Er sehe es als *„Teil meiner Person, meiner Persönlichkeit auch letztendlich“* und möchte seine Fähigkeiten zur Verfügung stellen, *„etwas banal oder pathetisch ausgedrückt“*. Es sei aber auch keine *„Selbstverständlichkeit“*. Es sei ihm wichtig und mache auch Spaß, aber Spaß sei kein Grund, sondern Voraussetzung, denn er gehe davon aus, *„dass ich mich nicht jetzt nur ständig kasteie und zwingen zu irgendetwas“*. Eine Rolle spiele die *„Geschichte, dass auch Homosexuelle sich sozial betätigen können“*. Ein gewisser Beweggrund sei, *„dass man im Umgang mit Menschen lernt“* und *„soziale Kompetenz erwirbt.“* Die eigene Entwicklung sei hingegen *„komischerweise“* kein Grund. Die Möglichkeit, seine Freizeit

sinnvoll zu gestalten, erscheint Herr I. zwar nicht abwegig, sei aber kein „Ausschließlichkeitsgrund“, auch wenn er während seiner Arbeitslosigkeit das Gefühl hatte: *„Dort werd‘ ich gebraucht und das ist für mich ein sinnvolles Dings.“*

Die Erkrankung seines Freundes sieht Herr I. als beteiligtes Motiv, der *„ursprüngliche Ausgangspunkt“* sei aber gewesen, *„dass man sich zur damaligen Zeit im Prozess eines Coming-Outs als Schwuler wirklich mit der Thematik befassen musste. Man kam daran nicht vorbei, außer man hat es wirklich verdrängt. Und das war ja nie meine Art.“* Die mediale Darstellung von AIDS als *„Horrorzenario einer Seuche“* und die Meinung, dass es ohnehin nur schwule Männer betreffe, habe ihn sehr betroffen gemacht. *„Und ich glaub‘, aus dieser Betroffenheit: ‚Ich könnt‘ auch infiziert sein‘ oder ‚Es sterben um mich herum‘ – zur damaligen Zeit war das relativ ein weit verbreitetes Syndrom und die Leute sind auch wie die Wahnsinnigen gestorben. Sodass ich einfach nicht wegschauen konnte. Das Thema, glaub‘ ich, war damals so packend, so wichtig, dass irgendetwas ich dann tun musste, (...) um den Wahnsinn dieser Krankheit zu verarbeiten für mich.“* Das treffe es seiner Meinung nach *„nicht so schlecht“*, wenn er jetzt darüber nachdenke. Es sei vielleicht der *„Aufhänger“*, den er über die Zeit unter Umständen *„verdrängt“* habe. Da ihn die Ziele und Ideen des Buddy-Vereins angesprochen hätten, habe er hier die Möglichkeit gesehen, etwas zu tun.

Ein hoher Stellenwert von ehrenamtlichem Engagement im Umfeld – er bezieht sich dabei auf den beruflichen Bereich – stellt für Herrn I. einen weiteren, wenn auch nicht primären Beweggrund dar. Er selbst habe die Tätigkeit bei Bewerbungen immer wieder erwähnt und auch, wenn er selbst Bewerbungsschreiben lese, achte er auf eventuelles Engagement der Bewerber, um deren *„soziale Kompetenz“* einschätzen zu können.

Empathie als ein alltäglicher und *„ständiger Vorgang“* ist für ihn kein Grund, sondern die Voraussetzung ehrenamtlichen Engagements. Ein gutes Gefühl aus der Betreuung zu beziehen, sei hingegen wichtig, *„weil etwas zu tun, das einem Befriedigung verschafft, ist einfach wesentlich“*. Auch fühle er sich als Akademiker verpflichtet, etwas zu tun, da ihm die Gesellschaft ein Studium und damit bessere Verdienstchancen ermöglicht habe.

Primärfrage 2: Gratifikationen

„Es geht nicht um eine aufopfernde Art, jetzt irgendwie solange zu geben, bis man nicht mehr kann, sondern da denk' ich, ist es auch wichtig, die Batterien sozusagen wieder zurück aufzuladen.“

Gratifikationen glaubt Herr I. „auf jeden Fall“ zu erhalten, sie seien aber „nicht quantifizierbar“. Vielmehr sei es „einfach so ein Gefühl, zu sagen: ‚Okay, man spürt auch eben in der Beziehung oder in der Betreuung zum (Name), es ist wichtig, dass es mich gibt, für ihn in der Situation, dass jemand da ist.“ Besonders der „respektvolle Umgang miteinander“, der sich nach dem „Vorfall mit dem Finanziellen“ ergab und „klar definierte Grenzen der Betreuung“ setzte, gebe ihm „ein ganz tolles Gefühl“ und „Befriedigung für die Sache“.

Vom Buddy-Verein bekomme er etwas durch die „privat-dienstliche Beziehung“ zur Koordinatorin. Diese sei nicht „so klar abgrenzbar“. „Sehr stark“ sei auch die Freundschaft mit einem früheren Vorstandsmitglied gewesen. „Solche wertvollen Begegnungen mit anderen Menschen seh' ich auch als Rückkoppelung oder wieder eine Befriedigung für eine Person selbst oder für mich selbst.“

Gratifikationen seien ihm wichtig, denn *„es geht nicht um eine aufopfernde Art, jetzt irgendwie solange zu geben, bis man nicht mehr kann, sondern da denk' ich, ist es auch wichtig, die Batterien sozusagen wieder aufzuladen.“*

Themenkomplex 4: Der Stellenwert des Ehrenamts in der Gesellschaft

„Im Zuge der Sparmaßnahmen werden viele Dinge jetzt plötzlich als ehrenamtlich definiert, die eigentlich Aufgabe des Staates sind, die er eben als nicht ehrenamtlich, sondern bezahlt und klar als ihre Tätigkeiten zu definieren hat.“

Nach Herrn I. wird der Ehrenamtsbegriff oft für Tätigkeiten verwendet, die es nicht sind. Dadurch werde das Ehrenamt „abgewertet“ und bekomme einen „negativen Beigeschmack“. Zur Zeit sehe er einen Trend zu ehrenamtlichen Tätigkeiten als Verpflichtung für jedermann: *„Es hat ja durch die sehr oberflächliche Diskussion der Zivilgesellschaft auch einen völlig anderen Stellenwert wieder bekommen, in Richtung*

Versuch, den Leuten zu sagen, wie wichtig das ist und ‚Selbstverständlich müsst ihr das alles machen‘ und ‚Der Staat oder so kann nicht alles erledigen, also tut denn auch ein bisschen ehrenamtlich sein und es ist doch was ethisch sehr Tolles und sozial Wichtiges.‘, Das Ehrenamt werde so zum Ersatz für staatliche Leistungen – für die seiner Meinung nach genügend Geld da wäre. „Im Zuge der Sparmaßnahmen werden viele Dinge jetzt plötzlich als ehrenamtlich definiert, die eigentlich Aufgabe des Staates sind, die er eben als nicht ehrenamtlich, sondern bezahlt und klar als ihre Tätigkeiten zu definieren hat.“

Eine klare Abgrenzung von ehrenamtlichen und staatlichen Aufgaben hält er für sehr wichtig. Vor allem die Grundversorgung, das „Primäre“, sollte im Aufgabenbereich des Staates liegen, ehrenamtliche Tätigkeiten sollten diese ergänzen. Ein geeigneter Einsatz des Ehrenamtes ist für ihn die emotionale Begleitung, wie sie im Buddy-Verein geschieht, professionell wäre dies nicht möglich. Manche Helferzellen-Einsätze hingegen lägen schon „an der Grenze“ der Ehrenamtlichkeit.

Er bewertet das Ehrenamt dennoch als positiv und notwendig, denn mit der Forderung, dass alles staatliche Aufgabe sein soll, würden die Menschen zu „unfreien Bürgern“. Ein Vorteil des Ehrenamtes liege in der größeren „Gestaltungsfreiheit“. Nachteilig seien u.U. die „Verpflichtungen“, die aus der ehrenamtlichen Tätigkeit erwachsen, nämlich dann, „wenn man sich von diesen Verpflichtungen zu sehr vereinnahmen lässt“. Nachteilig für den Klienten könnte es sein, wenn der Ehrenamtliche keine Eignung für die Tätigkeit besitzt. „Ein übertriebenes Helfersyndrom hilft einem Betreuten sicherlich nicht. Sondern engt ihn ein und bringt ihm einen Nachteil.“ Es sei aber nicht so problematisch, „solange das eben von den Professionellen ganz klar beobachtet und nachgefragt wird“.

Wichtig erscheint ihm die „Balance“ in der Beziehung zwischen Ehrenamtlichen und Professionellen, beide sollten „das sehr emotionslos und nüchtern sehen“ und nicht „neidvoll“ auf die Position des anderen blicken. Professionelle sollten die Ehrenamtlichen nicht „als Helden, Heroen stilisieren“ und ihnen genügend Gestaltungsraum geben. Die Ehrenamtlichen sollten sich von den Professionellen die Unterstützung holen, die sie brauchen, aber auch nicht mehr verlangen. Im Buddy-Verein ist diese Balance für ihn gegeben.

Das gesellschaftliche Image des Ehrenamtes ist nach Herrn I. ein „sehr gespaltenes und unterschiedliches“. Manche würden ein Helfersyndrom unterstellen oder glauben: „Ja,

mein Gott, der braucht das. (...) Der kann sich sonst beruflich nicht verwirklichen und da ist er halt ein bisschen was und da tut er was.“ Die Diskussion um die Zivilgesellschaft entwerfe ein negatives Bild in Richtung: *„Zu was anderem ist der- oder diejenige gar nicht geeignet, also sind wir nochmal froh, dass sie das und das macht.“* Andererseits sehe er in Ehrenamtlichkeit einen *„Hinweis für eine soziale Kompetenz“*. Er glaube, dass es immer darauf ankomme, ob jemand Ehrenamtlichkeit betrachte, der sich damit auseinandergesetzt hat oder jemand, der das nicht getan hat. Diese Auseinandersetzung werde seiner Meinung nach durch die Struktur der Gesellschaft als *„Leistungsgesellschaft“* erschwert: *„In einer extrem leistungsbezogenen Gesellschaft ist Ehrenamtlichkeit eigentlich ein Negativum.“*

Bekannter zu machen, wo Engagement möglich ist, erscheint ihm nicht so wichtig. *„Ich denke, das findet sich.“* Sinnvoller sei es, *„die Sensibilität für soziales Verhalten zu schärfen“*, dies sei *„die beste Voraussetzung, um Ehrenamtlichkeit zu fördern“*. Auch Fernseh-Porträts von einzelnen Ehrenamtlichen – *„emotionslos, beobachtend“* – halte er für sinnvoll. *„Also da geh‘ ich eher von der Vorbildwirkung aus, die halt‘ ich da in dem Fall für ungemein wichtig.“*

Zukünftige Entwicklungen vorherzusehen, traute Herr I. sich nicht zu. Er sei *„ein angeborener Optimist“* und hoffe daher, dass Ehrenamtlichkeit auch in einer Leistungsgesellschaft positiv gesehen werden kann. Sobald er einen Vorteil sehe, fiel ihm im selben Moment aber auch ein Nachteil ein. *„Das dämpft dann wieder meinen Optimismus, den ich irgendwie einfach hab‘.“* Das Ehrenamt habe gute Chancen, solange es Diskussionen gebe und BürgerInnen ihre Rechte und Pflichten wahrnehmen. Aber auch eine negative Entwicklung sei möglich: *„Wenn andererseits halt nur mehr ein autoritätsgläubiges Verhalten erwartet wird (...), je unfreier die Gesellschaft ist, umso schwieriger wird‘ s die Ehrenamtlichkeit haben.“*

Ergänzende Informationen, Eindrücke und Annahmen

Herr I. spricht während des ganzen Interviews sehr viel. Er weicht nicht aus, sondern ist sehr offen und äußert sich sehr konkret zu den angesprochenen Themen. Er erweckt den Eindruck einer sehr selbstbewussten Person, die um ihre Fähigkeiten weiß. Er nimmt sich seinen Raum und lässt sich für die Beantwortung der Fragen Zeit. Es besteht sehr intensiver Blickkontakt, den er kurzfristig unterbricht, wenn er über etwas nachdenkt.

Über die Motive seiner Tätigkeit ist er sich anfangs selbst im Unklaren. Indem er laut denkt, scheint ihm jedoch ein wichtiger Grund einzufallen, die Betroffenheit als schwuler Mann und das damit verbundene Bestreben, das Thema für sich zu verarbeiten. Seine schwule Identität scheint generell eine „tragende Säule“¹⁵² seiner Tätigkeit zu sein, einerseits aufgrund dieser Betroffenheit, andererseits auch, weil es ihm ein Anliegen ist, speziell als schwuler Mann Engagement zu zeigen.

Zum Komplex 4 äußert sich Herr I. sehr umfangreich. Er scheint sich damit sehr viel zu beschäftigen, z.B. erzählt er mir von einem Artikel, den er gelesen hat, und von Andreas Khols Buch. Meinem Eindruck nach sieht er sein eigenes Engagement von diesem gesellschaftlichen Kontext nicht „abgespalten“, sondern vielmehr darin eingebettet (siehe die angegebenen Motive).

7.2.10 Falldarstellung Frau J., Buddy-Verein

Themenkomplex 1: Lebensgeschichtlicher Hintergrund

„Meine Mutter war schon die dominante Person in der Familie und hat schon die wichtigste Rolle gespielt für uns, für meine Schwester und mich. Also mein Vater war eher so die Randfigur. Und jetzt hab‘ ich eigentlich ein sehr vertrautes Verhältnis zu meiner Schwester, also wir sind uns über die Sorge um die Erkrankung meiner Mutter und die Begleitung bis zum Tod auch sehr nahe gekommen.“

Frau A., 42, wuchs in Norddeutschland auf. Sie hat eine zwei Jahre ältere Schwester. Die Mutter sei „die dominante Person in der Familie“ gewesen. Sie habe für die Kinder eine wichtigere Rolle als der Vater gespielt, ihn erlebte sie als „Randfigur“. Zum Teil konnte sie mit Problemen zur Mutter gehen, aber sie habe auch „eine feste Gruppe“ anderer Kinder aus dem Dorf gehabt. Beide Elternteile waren Lehrer und seien im Beruf „unheimlich engagiert“ gewesen. Die Mutter – in einer Heimschule tätig – habe z.B. des öfteren Kinder nach Hause eingeladen. „Es waren halt Heimkinder und sie hat die damit sicherlich etwas dadurch herausgehoben.“

¹⁵²Vergleiche die Aussage von Heintz und Petzold (1983, S. 180) zum Stellenwert der Arbeit für die Identität. Sie wurde im Kapitel 2.4.2.2 dargestellt.

Als die Mutter vor etwas mehr als zwei Jahren die Diagnose Lungenkrebs erhielt, habe es keine Heilungschancen mehr gegeben. *„Es hat halt lang gedauert, bis wir das begriffen haben. Und wir alle wollten das ja nicht wahr haben, wie schlimm es war.“* Gemeinsam mit der Schwester begleitete sie sie zu Hause bis zum Tod vor etwas mehr als eineinhalb Jahren. Das Erlebnis habe sie sehr geprägt. *„Also ich kann so im Nachhinein sagen, dass es wohl eine meiner schlimmsten Erfahrungen war in meinen Leben. Weil das auch sehr intensiv war, die Begleitung bis zum Tod.“* Ihre *„Beziehung zum Tod“* habe sich dadurch verändert. Zwar habe sie sich auch vorher damit beschäftigt, *„aber ich glaub‘, du kannst es erst dann verstehen, wenn du selbst Ähnliches durchgemacht hast. Wenn auch nur oder Gott sei Dank als begleitende Person.“* Ihrer Schwester sei sie durch das Erlebnis *„sehr nahe gekommen“*, der Kontakt sei heute sehr gut. Mit dem Vater telefoniert sie des öfteren. *„Er hat‘ s nicht so leicht jetzt nach dem Tod meiner Mutter.“*

Frau J. kam erst vor zwei Jahren *„der Liebe wegen“* nach Wien und lebt nun mit ihrem Partner zusammen. Sie hat keine Kinder. In Deutschland studierte sie Erziehungswissenschaften und belegte Ausbildungen in Heilpädagogik und Spieltherapie. Anschließend war sie in der Familienberatung und in der Frauenberatung tätig – *„hab‘ mich da engagiert im Bereich Frauenhaus, Gesundheitsamt und dergleichen“*. In Wien arbeitete sie zuerst bei einer Frauenhelpline, vor kurzem begann sie eine Montessoriausbildung, die sie aber wegen Problemen mit KollegInnen und fehlender Möglichkeit, eigene Vorstellungen umzusetzen, wieder aufgeben möchte. Ihr eigentlicher *„Wunschtraum“*, ein Medizinstudium, scheiterte am Numerus Clausus.

In ihrer Freizeit ist sie oft in der Natur, sie reist auch gerne. In letzter Zeit habe sie sich auch mit der buddhistischen Gesellschaft auseinander gesetzt und möchte künftig regelmäßig hingehen, um zu meditieren. Außerdem treffe sie gerne die wenigen Freunde, die sie bisher gefunden habe, – die meisten ebenfalls nicht aus Österreich – um gemeinsam etwas zu unternehmen oder zu diskutieren. *„Also was häufig Themen sind (...) so die politische Situation und letztlich auch das Thema ‚Leben in Wien‘ (...) und ‚Wie bewältigt man das hier?‘, ‚Was macht‘ s schwierig, kann man sich das vereinfachen?‘ “* Dass Frau J. Buddy ist, wissen die Freunde. Am Anfang seien sie *„erstaunt über diesen Bereich“* gewesen. Heute würden sie nachfragen und sich mit ihr freuen, es sei *„akzeptiert, nicht nur, sondern auch integriert“*. Für ein Ehrenamt hätten die Freunde wegen ihrem Beruf oder Kindern keine Zeit.

Was den Umgang mit Problemen betrifft, könne sie nur für sich sprechen. *„Es gibt Bereiche, die ich erst mit mir vereinbaren muss, bevor ich mit jemandem drüber reden kann. Nicht, weil wir schon vorher etwas geklärt haben, aber manchmal sind die Themen so schwierig für mich, auch so schwierig zu greifen, dass ich mich gar nicht mitteilen könnte. Aber spätestens, wenn ich das Gefühl hab‘, ich kann mich mitteilen oder ich kann das greifen, das Thema, das Problem oder wie auch immer, dann geh‘ ich schon nach außen mich mitteilen. Wende mich an bestimmte Leute, zu denen ich Vertrauen habe oder von denen ich glaube, dass sie auch mit dem Thema umgehen können.“* Eine Freundin sei ihr da aber ähnlich, *„da ergänzt sich das gut“*.

Zur Zeit beschränkt sich das Engagement von Frau J. auf den Buddy-Verein, früher habe sie aber hin und wieder die *„Donnerstagsdemonstrationen“* besucht. Ursprünglich sei auch ihre Tätigkeit bei der Frauenhelpline ehrenamtlich gewesen. *„Noch bis vor einem Jahr oder vor zwei Jahren“* hätte sie gesagt, dass Glaube in ihrem Leben keine Rolle spielt. Durch den Tod der Mutter habe sich das aber verändert. *„Es hat aber weniger mit Kirche zu tun (...) Also Glauben an sich, aber bitte losgelöst von der Kirche.“* Für die Zukunft wünsche sie sich, *„noch für ein paar Jahre nochmal in ein anderes Land zu gehen“*.

Themenkomplex 2: Die ehrenamtliche Tätigkeit

Primärfrage 1: Die Initialentscheidung für die Tätigkeit

„Es ist einfach ein Bereich, wo die Menschen, die betroffenen Menschen, von HIV betroffene Menschen in einer so schwierigen Lebenssituation sich befinden, dass ich glaube, dass ihnen eine solche Art von Unterstützung und einen Rahmen zu haben, in dem sie sie selbst sein dürfen, mit ihren Ängsten, mit ihren Sorgen und ihren Bedürfnissen, einfach unheimlich wichtig finde.“

Die Beratungsstelle am Gesundheitsamt, bei der Frau J. in Kiel tätig war, arbeitete eng mit der AIDS-Hilfe zusammen. *„Das war dann der erste Kontakt zur AIDS-Beratung und zu der ganzen Szene überhaupt.“* In Wien erkundigte sie sich bei der AIDS-Hilfe über Möglichkeiten der Begleitung von HIV-positiven Menschen und wurde an den Buddy-Verein verwiesen. An der Tätigkeit gereizt habe sie *„die Möglichkeit der Einzelbegleitung, (...) und diese Kontinuität, die da natürlich damit verbunden sein sollte.“* Ihr Interesse habe

speziell der AIDS-Thematik gegolten, denn durch die Betreuung von Prostituierten habe sie sich intensiv damit auseinander gesetzt. Unterstützung, wie der Buddy-Verein sie anbiete, sei sehr wichtig. *„Es ist einfach ein Bereich, wo die Menschen, die betroffenen Menschen, von HIV betroffene Menschen in einer so schwierigen Lebenssituation sich befinden, dass ich glaube, dass ihnen eine solche Art von Unterstützung und einen Rahmen zu haben, in dem sie sie selbst sein dürfen, mit ihren Ängsten, mit ihren Sorgen und ihren Bedürfnissen, einfach unheimlich wichtig finde.“* Viele müssten sich aufgrund der Infektion *„von ihrem Freundeskreis oder aus ihrer Familie lösen“*, ihre Erfahrungen seien *„nicht vom Besten“*.

Sie glaubt, für die Tätigkeit Einfühlungsvermögen, die Fähigkeit zuzuhören und eine *„gute Sensibilität den Menschen gegenüber“*, – d.h., *„zu sehen, was wirklich ist und (...) ein bisschen dahinter auch zu schauen“* – mitgebracht zu haben. Das Training belegte Frau J. im Frühjahr 1999. Das damit verbundene Auswahlverfahren sei für sie *„normal“* gewesen, denn *„ich finde, das ist ein sensibles Thema und man muss einfach auch sehen, wie die, die sich dafür interessieren, mit diesem Thema umgehen. Und die persönliche Einstellung zählt auch schon.“* Ferner habe sie hierbei ihren ersten Kontakt zu den Koordinatoren sowie eine *„nette Mitstreiterin“* gehabt.

Primärfrage 2: Die Tätigkeit an sich

„Mein Wunsch wäre wirklich – oder meine Vorstellung wäre wirklich –, einen Menschen zu begleiten. Ein bisschen länger als bislang. Schon begleiten, aber doch diesem Menschen das Gefühl zu geben, für ihn da sein zu wollen. Und ihm einfach Partner sein zu wollen. Schon. Das wäre mein Wunsch gewesen – oder halt in Zukunft.“

Frau J. hatte bisher zwei Klienten. Zuerst begleitete sie eine Frau, Afrikanerin und Dialysepatientin. Während die Frau im Krankenhaus war, sei es sehr gut gegangen. Diese Zeit hat sie als sehr schön in Erinnerung, es sei *„sehr nett“* und *„lebhaft“* gewesen. Die Frau habe sich über ihre Besuche gefreut. Da die Klientin nur sehr wenig Deutsch und Frau J. *„nicht ausgefeilt genug“* Englisch sprechen konnte, habe es hin und wieder *„Kommunikationsprobleme“* gegeben. Die Begleitung *„stagnierte“*, als die Klientin zu Hause war und sei *„nach kurzer Zeit ausgelaufen“*, da die Frau sich nicht mehr gemeldet habe. *„Sie hat gesagt, es würde ihr alles zu viel werden. Sie musste auf die Dialyse dreimal in der Woche und sie war immer furchtbar müde. Und sie hatte immer das Gefühl,*

sie brauchte viel Ruhe. Was auf der anderen Seite bedeutete, wenn ich käme oder wenn der Kontakt zu mir aufrecht erhalten bliebe, dass es dann zu unruhig wäre oder zu fordernd wäre. Muss ich ja daraus schließen im Umkehrschluss.“ Sie habe auf einen Brief und ein Gesprächsangebot mit der Koordinatorin nicht reagiert. *„Sie hat sich so zurückgezogen, immer mehr und wollte gar nichts mehr und darum ist es auch ausgelaufen.“*

Kurz darauf bekam sie einen Mann als Klienten. Beim ersten Treffen habe sie das Gefühl gehabt, *„Das funktioniert total gut, so auf meiner Wellenlänge und auch im Umgekehrten, so die Reaktion war entsprechend abzulesen.“* Sie hätten die gleichen Interessen und eine *„gute Gesprächsbasis“* gehabt, der Mann sei *„unheimlich offen“* mit seiner Infektion umgegangen und habe viel von der Lösung aus seinem Freundes- und Familienkreis erzählt. Nach einigen Treffen sei er aber *„in der Versenkung verschwunden“* und habe sie *„nicht mehr an sich herankommen lassen“*. Grund sei eine schwerere depressive Phase gewesen, *„wo er das Gefühl hatte, dass er sich niemandem auch zumuten konnte. Und da wollte er mir einfach dann die Chance nicht geben, selbst zu entscheiden, ob ich mir das zumuten wollte oder etwa nicht.“* Der Kontakt sei abgebrochen, auf Briefe habe er nicht mehr reagiert. Es sei sehr schwer gewesen, das ohne ein klärendes Gespräch zu akzeptieren, und habe sie sehr traurig gestimmt. Eine weitere schwierige Situation sei jene gewesen, wo der Klient ihre Haltung gegenüber Menschen mit HIV *„testen“* wollte und sie genau beobachtete. Die Buddy-Tätigkeit zu beenden, habe sie jedoch nie überlegt, auch wenn sie vorerst eine Pause macht. Für danach wünscht sie sich, *„einen Menschen zu begleiten, ein bisschen länger als bislang. (...) Diesem Menschen das Gefühl zu geben, für ihn da sein zu wollen. Und ihm einfach Partner sein zu wollen.“*

In der Supervision sei sie schon lange nicht mehr gewesen, *„letztlich, weil es mit meinem Klienten jetzt ausgelaufen war.“* Sie hätte aber stets ein *„schlechtes Gewissen“* gehabt, *„weil ich hätt‘ s eigentlich noch mal anmelden müssen“*. Eigentlich habe ihr die Supervision auch gefallen. *„Der Austausch war gut, hat mir auch was gegeben.“* Den Jour fixe sieht sie als Möglichkeit, andere Buddys zu treffen und *„immer mal zu hören, was sie machen, wie‘ s ihnen geht, mit ihren Klienten wie auch privat“*. Der Kontakt zu den Buddys und zur Koordinatorin sei ihr durchaus wichtig.

Themenkomplex 3: Motive und Gratifikationen

Primärfrage 1: Motive

„Dann würd' ich antworten, dass das, was ich mir vorgestellt habe, dass dieser Verein das verwirklicht in meinen Augen und die Arbeit des Buddy-Vereins in jeder Weise unterstützenswert ist, weitergeführt werden sollte. Durch das Engagement von Menschen, die bereit und in der Lage sind, das auch zu machen.“

Die Frage nach Gründen für ihr Engagement steht für Frau J. stark *„mit dem Buddy-Verein und mit meinen Vorstellungen einer Ehrenamtlichkeit in Verbindung“*. Als wichtiges Motiv nennt sie, *„dass das, was ich mir vorgestellt habe, dass das dieser Verein verwirklicht in meinen Augen“*. Auch Wertschätzung für die Arbeit des Vereins ist wichtiger Beweggrund, sie sei *„unterstützenswert“* und sollte *„weitergeführt werden“*. Die Begleitung sei eine sehr sinnvolle Tätigkeit, jedoch keine Freizeitbeschäftigung. Ihr Interesse für HIV und AIDS spiele *„mit Sicherheit eine Rolle“*. Auch Sterben und Tod seien nach wie vor präzente Themen in ihrem Leben, in den bisherigen Begleitungen sei es aber nur *„relativ ein Thema“* gewesen. Empathie hingegen sei Voraussetzung, nicht Grund der Tätigkeit. Ihr Einfühlungsvermögen sei aber *„genau bei dieser Zielgruppe auch gut eingesetzt. Weil ich glaube, dass da eine besondere Form von Einfühlungsvermögen nötig ist, weil ihre Situation von so vielen Faktoren bestimmt wird.“*

Sie beziehe ein gutes Gefühl daraus, jemanden zu begleiten, der Vertrauen in sie setze, und habe Freude an der Tätigkeit. Für Frau J. sind diese beiden Punkte jedoch nur sekundär bedeutsam.

Die Tätigkeit bedeute hingegen auf alle Fälle, sich selbst weiterzuentwickeln. *„Es gibt mir neue Aspekte, neue Anregungen, auch weiterzudenken, indem ich eine Situation kennen lerne oder mich damit hineinfühle.“* Frau J. schwankt aber in der Entscheidung, ob sie dies als Motiv oder Folge ihrer Tätigkeit sehen würde, kommt dann aber zu dem Schluss, dass es ein *„Kreislauf“* sei, man es aber auch als Beweggrund sehen könne.

Mit der Frage, ob sie es auch als Verpflichtung empfinde, sich zu engagieren, hat Frau J. zunächst *„das persönliche Problem, weil Frauen immer diejenigen sind, die eh ehrenamtliche Arbeit leisten“*. Im Grunde genommen treffe es aber für sie zu. *„Eigentlich ist es so. Dass ich meinen Teil dazu beitragen kann. Ich hab' die Zeit, ich hab' die*

Kapazität, ich hab' die Möglichkeit und vielleicht bring' ich einige Dinge mit, die diese Ehrenamtlichkeit auch im positiven Sinne gestalten lassen.“

Primärfrage 2: Gratifikationen

„Die Freude zum Beispiel anderer Menschen. Ja, letztlich auch eine gewisse Bestätigung, wenn' s gut läuft. Und positive Rückmeldungen über die Arbeit, ja, Freude zum Beispiel.“

Für ihre Tätigkeit glaubt Frau J. „absolut“ etwas zurückzubekommen. Gratifikationen sind für sie z.B. die „Freude“ anderer Menschen, deren „positive Rückmeldungen“, „Bestätigung“, – unter anderem in Telefonaten mit der Koordinatorin – und „das Vertrauen, das man in mich setzt“. Von Klienten und vom Verein etwas zurückzubekommen sei ihr auch wichtig. Von Bekannten kämen zwar auch positive Rückmeldungen, das habe aber geringere Bedeutung für sie.

Themenkomplex 4: Stellenwert des Ehrenamtes in der Gesellschaft

„Ich denke, der Staat macht nicht genügend. Aber es ist die Frage, ob' s immer die Aufgabe des Staates ist, das zu reglementieren, oder ob sich auch die Gesellschaft letztlich formiert, um dafür aufzukommen zu sagen: ‚Das sind Mitglieder unserer Gesellschaft, also sorgen wir ein Stück für sie‘.“

Frau J. ist der Meinung, „dass die Gesellschaft ohne die ehrenamtlichen Menschen nicht so funktionieren könnte“. Sie halte es für notwendig und auch selbstverständlich, einen „Beitrag“ zu leisten, dazu gehören für sie alle Tätigkeiten im sozialen Bereich, auch jene, die nicht „offiziell“ als Ehrenamt gelten. Sie ist der Ansicht, dass ehrenamtliche Tätigkeiten sich in der Regel auf bestimmte Personengruppen beschränken. „Also ich wünschte mir, (...) dass es besser verteilt wäre. Also weg von vielen Frauen, sondern auch mehr Männer hinein in diese Szene. Dass sie es auch für selbstverständlich halten und auch verschiedene Berufsgruppen. Es ist ja häufig auch auf Berufsgruppen, die im sozialen Bereich eh schon tätig sind, dann beschränkt.“

Die Angebote des Staates hielten sich in Grenzen: „Er macht nur das, was er muss. Und viele Bereiche fallen mit Sicherheit raus. Die Sorge immer um die Randgruppen letztlich.“

Es sei aber auch *„die Frage, ob‘ s immer nur die Aufgabe des Staates ist, das zu reglementieren, oder ob sich auch die Gesellschaft letztlich formiert, um dafür aufzukommen zu sagen: ‚Das sind Mitglieder unserer Gesellschaft, also sorgen wir ein Stück für sie.‘“* Eine Ausweitung gesellschaftlicher Angebote wäre nicht nötig, *„wenn sich jeder angesprochen fühlte“*. Engagement von Menschen sei auch *„wünschenswerter, als alles von Staats wegen in die Wege zu leiten“*.

Das Ehrenamt habe den Vorteil, *„direkter“* und *„ehrlicher“* zu sein. Es werde nicht *„so hochgradig organisiert“*, da *„nicht so viele Stellen zwischengeschaltet“* seien. Ferner würden Ehrenamtliche nicht aufgrund von Zufälligkeit, sondern Erfahrung und Eignung in einem Bereich aktiv. Nachteilig sei es, wenn das Ehrenamt statt professioneller Arbeit eingesetzt wird. Diese Gefahr drohe. *„Wie auch die Zivildienstleistenden schon die Professionellen ersetzt haben, wird‘ s auch mit dem Ehrenamt sein.“* Der richtige Einsatz des Ehrenamtes sei der als Ergänzung zu professionellen Tätigkeiten. Das Auskommen von Ehrenamtlichen und Professionellen hängt ihrer Meinung nach vom Bereich ab. Es sollte keine Überschneidungen geben *„und dann dürfte es ein Miteinander geben und kein Nebeneinander“* oder Konkurrenz. Wichtige Voraussetzung dafür sei die klare Definition der jeweiligen Rolle sowie der *„Wünsche“, „Aufgaben“* und *„Zielsetzungen“*. Die Rolle des Ehrenamtlichen sollte eine sein, *„wo auch die eigene Person mehr mit eingebracht wird“*. Während Professionelle Interessen von Arbeitgebern und Klienten einbeziehen müssten, sollte ein Ehrenamtlicher von solchen anderen Interessen unabhängig sein. *„Er sollte wirklich dann für den Klienten da sein dürfen. Ganz so, wie er kann.“*

Das gesellschaftliche Image des Ehrenamtes zu beurteilen, fällt Frau J. schwer, denn sie habe noch keine *„Stellungnahme“* gehört. Sie nehme aber an, dass die Rückmeldungen vor allem *„positiv“* und *„wohl wollend bejahend“* sind. Der häufigste Weg, über den Menschen von ehrenamtlichen Tätigkeiten erführen, sei *„Mundpropaganda“*. Dieses Berichten eigener Erfahrungen als Ehrenamtlicher ist ihrer Meinung nach auch der beste Weg, solche Tätigkeiten zu fördern. Zumindest sei es ihr lieber, Erfahrungen zu hören, als sich *„Informationen mühsam anzueignen“*. Werbung für das Ehrenamt sei ihr nicht bekannt, ihrer Meinung nach aber auch nicht notwendig. *„Wenn sie‘ s wirklich wollen und wenn sie sich eine Zielgruppe ausgewählt haben, dann findet man schon einen Weg.“*

Zukünftig werde die Bedeutung des Ehrenamtes steigen, zumindest könne sie das für Deutschland sagen, denn dort werde *„Sozialabbau“* betrieben. Ehrenamt werde daher notwendiger, *„um noch einigermaßen ein Niveau beizubehalten“*. Ob die Bereitschaft, ein

Ehrenamt zu übernehmen, im selben Maß steigen wird, kann Frau J. nicht sagen. Dagegen spricht für sie „*das Prinzip Leistungsgesellschaft und monetäre Gesellschaft*“. Durch Sorgen „*existenzieller Art*“, Zeitmangel und fehlende „*sichere Basis*“ haben ihrer Meinung nach vermutlich viele Menschen keine Kapazitäten mehr für ehrenamtliche Tätigkeiten.

Frau J. meint, seit kurzem unter den Jüngeren wieder eine „*politische Bewegung*“ wahrzunehmen. Das sei keineswegs „*selbstverständlich*“ und könne u. U. eine Bewegung in Gang setzen, „*mehr dort hin, die eigenen Interessen auch zu vertreten, wahrzunehmen und Gruppen zu bilden, Interessensgemeinschaften zu bilden und da halt einzustehen oder einzutreten für etwas – politischer oder sozialer Art.*“ Frau J. würde diese Entwicklung befürworten, denn „*Eigeninitiative ist überall gut – überhaupt erst mal eine Idee für die eigenen Interessen zu entwickeln und für die Werte.*“

Ergänzende Informationen, Eindrücke und Annahmen

Frau J. wirkt sehr offen, ehrlich und selbstbewusst. Die Tonbandaufnahme ist für sie selbstverständlich. Sie meint, dass sie kein Problem damit habe, ihre Meinung zu vertreten. Sie vermittelt einen „in sich ruhenden“ und „warmen“ Eindruck und tritt zu mir in intensiven Blickkontakt. Sie spricht sehr ruhig und klar, reflektiert viel und erklärt sich, z.B. warum sie auf eine Frage hin zögert. Sie verbessert mich, wenn ich versuche, ihre Aussagen zusammenfassend wiederzugeben, und dabei Formulierungen verwende, die für sie nicht ganz passend sind, nicht gänzlich das treffen, was sie zum Ausdruck bringen möchte. Sie spricht generell eher wenig, aber äußert sich sehr konkret.

Die Ausführungen zur Tätigkeit sind relativ umfangreich, bei den Motiven hingegen hält sie sich sehr kurz und antwortet sehr klar, was für sie zutrifft und was nicht. Allgemein scheint es keinen Bereich zu geben, über den sie am liebsten spricht. Ich habe den Eindruck, dass sie mir gerne die Informationen gibt, nach denen ich frage, dass sie ihre Erzählungen aber im Vergleich zu anderen klar begrenzt und sich nicht in Ausführungen verliert.

7.2.11 Falldarstellung Frau K., Rotes Kreuz

Themenkomplex 1: Lebensgeschichtlicher Hintergrund

„Es kommt von jetzt auf gleich was und also ich hoffe, dass ich mit diesen Dingen fertig werde und auch irgendwann mal Hilfe beanspruchen darf, wenn ich so weit bin. Noch lieber wär' s mir halt, dass ich nie so ein Leiden erleb', sondern dass mir die Gnade zuteil wird, gleich zu sterben und nicht Jahrzehnte dahinsiechen. Weil das ist eines der größten Elende, was es gibt.“

Frau K. wurde 1938 in Niederösterreich geboren. Sie hatte noch eine Schwester und zwei Brüder, letztere sind bereits verstorben. Die Eltern waren Bauern, auch die Kinder mussten viel mitarbeiten. Mit der Familie habe sie sich *„eigentlich schon“* verstanden, es habe zwar *„Turbulenzen“* gegeben, *„aber nichts Gravierendes“*. Die Eltern seien sehr streng gewesen, mit Problemen habe sie nicht kommen dürfen, die Kinder hätten das eher *„untereinander ausgemacht“*. Mit 14 Jahren kam Frau K. nach Wien und musste *„alleine schauen, dass ich mein Auskommen find'.“* Sie lebte in einer Wohnung ohne Warmwasser und Heizung in Untermiete und besuchte die Handelsschule. Vier Jahre später kam auch die Mutter nach Wien, die Eltern hatten sich scheiden lassen. Mit 19 heiratete sie, mit 20 bekam sie die erste Tochter, kurz später die zweite. Nach einigen Jahren zu Hause ging sie arbeiten und besuchte die Erwachsenenbildung der Handelsschule. Die letzten 16 Jahre ihrer 40jährigen Arbeitstätigkeit war sie als Sekretärin in einem Labor tätig. Der Ehemann ist verstorben, die Kinder, für die sie nicht nur Mutter, sondern auch *„Kumpel“* sei, sind verheiratet und haben selbst Kinder.

In ihrer Freizeit betreibt Frau K. Sport, trifft Bekannte oder geht in die Oper. Der Bekanntenkreis bestehe aus *„vier bis sechs“* Leuten, vor gemeinsamen Unternehmungen gebe es auch Diskussionen über Neuigkeiten in Politik oder z.B. auch über das Rote Kreuz. Außer ihr arbeite niemand ehrenamtlich. *„Die halten mich alle für ein bisschen leicht verrückt.“* Auch ihre Kinder würden nicht verstehen, warum sie in der Pension weiter arbeitet. Mittlerweile habe sie aber auch Bekannte im Roten Kreuz, *„die sehen das natürlich mit anderen Augen“*. Persönliche Probleme löst Frau K. alleine. *„Ich bin das gewöhnt. Wahrscheinlich ist das Gewöhnungssache.“* Umgekehrt komme es aber vor, dass KollegInnen vom Roten Kreuz mit ihr über Probleme reden, z.B. wenn sie den Eindruck haben, die Prüfung im Rahmen einer Weiterbildung im Roten Kreuz nicht zu

schaffen. Es sei ihr gelungen, manche davon zu „überzeugen“ weiterzumachen und die Personen seien ihr dafür dankbar gewesen.

Abgesehen vom persönlichen Engagement im Roten Kreuz spendet Frau K. auch an diverse Organisationen. *„Ich hab‘ so die Spendierhosen.“* Sie bezeichnet sich als *„praktizierende Christin“*, aber *„manches hegt schon meinen Widerspruch“*. Sie gehe gerne in die Kirche, aber *„ich bin keine, die nur in der Kirche kniet“*. Prägende Erlebnisse habe es in ihrem Leben nicht gegeben. Für die Zukunft wünscht sie sich den Fortbestand der guten Beziehung zu den Töchtern. Sie hofft auch, möglichst lange arbeiten zu können, denn man wisse nie, was passiert. *„Es geht alles so schnell. Es kommt immer von jetzt auf gleich was und also ich hoffe, dass ich mit diesen Dingen fertig werde und auch irgendwann Hilfe beanspruchen darf, wenn ich so weit bin. Noch lieber wär‘ s mir halt, dass ich nie so ein Leiden erleb‘, sondern dass mir die Gnade zuteil wird, gleich zu sterben und nicht Jahrzehnte dahinsiechen. Weil das ist eines der größten Elende, was es gibt.“*

Themenkomplex 2: Die ehrenamtliche Tätigkeit

Primärfrage 1: Die Initialentscheidung für die Tätigkeit

„Wusste ich schon, das Rote Kreuz, und kannte es auch. Aber ich hab‘ mich eigentlich nie näher befasst. Und dann hab‘ ich einmal einen Beinbruch gehabt, einen komplizierten, und das Rote Kreuz hat mich unter anderem hin und her geführt und waren sehr höflich und nett. Ja, und dann kam die Zeit, hab‘ ich mir gedacht: ‚Das schaust du dir mal an.‘“

Vom Roten Kreuz wusste Frau K. schon lange, es habe sie aber nie näher interessiert, bis sie selbst einmal Hilfe vom Roten Kreuz in Anspruch genommen und damit gute Erfahrungen gemacht habe. Als sie vor zwei Jahren in einer Zeitschrift las, dass das Rote Kreuz Ehrenamtliche suchte, meldete sie sich. Sie habe Bedenken gehabt, ob sie mit knapp 60 Jahren noch gebraucht würde, was sich jedoch als unnötige Sorge herausgestellt habe. Sie habe einen Plan durchgesehen, dann sei ihr gesagt worden, welche Voraussetzungen für die sie interessierenden Tätigkeiten notwendig sind. Sie habe sich für das Sankt Anna Kinderspital entschieden, denn *„nur Besuchsdienst, das war mir irgendwie am Anfang zu wenig, weil ich mir gedacht hab‘, das mach‘ ich mit siebzig dann.“* Für die Tätigkeit musste sie einen Kurs machen. Später belegte sie noch den Kurs

für den Sozialen Notruf. Die Tätigkeit im Kinderspital habe sie angesprochen, weil sie *„Kinder sehr liebe“*. Auch im Beruf habe sie oft mit Kranken, alten, jungen Menschen und Ärzten zu tun gehabt. *„Das liegt mir wahrscheinlich (...) Ich glaube, dass ich da irgendwo eine Hand hab' für Hilfeleistung.“* Weiters könne sie sich gut einfühlen. *„Ich wär' selber gar nicht so drauf gekommen, aber man stößt mir irgendwie die Nase drauf. (...) Und vielleicht im Unterbewusstsein weiß ich' s, aber ich will mich nicht überschätzen oder so.“*

Primärfrage 2: Die Tätigkeit an sich

„Wenn ich geh', dass sie mich herzt und küsst und auch drückt und die Augen leuchten. Es klingt so pathetisch, weil ich will mich nicht selber loben, aber wenn sie mir sagt, dass das irgendwie ein Lichtblick ist für sie, dann freu' ich mich natürlich wahnsinnig. Also dann finde ich, dass ich auch eine Aufgabe erfüllt hab'. Denn nur hingehen und irgendwie durch die Gegend schieben mit dem Wagerl, das ist ja auch nicht das Non plus ultra.“

Heute ist Frau K. im Besuchsdienst, in der Behindertenbetreuung und im Büro tätig. Sie begann jedoch in der Ambulanz des Sankt Anna Kinderspitals. Sie unterstützte die Ärzte und Schwestern, beruhigte die Kinder und sprach auch mit den Eltern, *„was zum Beispiel mit Ausländern unheimlich schwierig ist“*, weil man schwer erklären kann, was getan werden muss. Einmal habe eine Mutter geglaubt, *„ich tu' dem Kind was“*, und ihr auf die Hand geschlagen. Dem Mann habe sie dann gesagt, *„sie soll das unterlassen, ich mein', ich mach' nichts, ich entjungfer' das Kind auch nicht, ich hab' es nur gereinigt“*. In der Ambulanz müsse man sehr viel *„rennen“*, sie habe daher ihre Arbeit aus gesundheitlichen Gründen aufgeben müssen. Das tue ihr sehr Leid.

Anschließend war sie im Sozialen Notruf tätig. In einem Team bestehend aus Mitarbeitern des Roten Kreuzes, einer Diplomkrankenschwester der Gemeinde Wien und einem Fahrer fuhr sie am Wochenende zu Menschen, die z.B. gerade aus dem Spital entlassen worden waren oder ihr Essen nicht hinein getragen haben.¹⁵³ Manchmal sei es *„anstrengend“*, manchmal aber auch *„erheitend“* gewesen. Ein schönes Erlebnis habe sie mit einer über 90jährigen Dame gehabt. Sie habe ihr Essen nicht hineingenommen und auf Klopfen, Läuten und Schreien nicht reagiert. Polizei und Feuerwehr wurden verständigt, schließlich das Schloss aufgeschweißt. Sie habe sich darauf vorbereitet, eine

¹⁵³Manche Personen bekommen ihre Malzeiten von „Essen auf Rädern“ geliefert. Diese werden vor der Tür abgestellt.

tote Frau vorzufinden. *„Also wir gehen rein, zuerst fünf Feuerwehrmänner, dann zwei Polizisten, dann drei Rot Kreuz-Leut‘. Wir kommen ins Zimmer, schlägt die Frau die Decke zurück und sagt: ‚Ich fühl‘ mich wirklich sehr gestört. Was wollt ihr denn alle?“*

Im Besuchsdienst betreut Frau K. seit einem drei viertel Jahr eine 86jährige parkinsonkranke Dame, die trotz ihres Alters *„geistig noch unheimlich da“* sei. Manchmal sei die Frau eifersüchtig, wenn sie aus Höflichkeit deren Ehemann begrüße, dennoch gehe es sehr gut, *„sie liebt mich heiß“*. Als ihre Aufgaben versteht sie u.a. das Zuhören, Trösten, auf sie Eingehen und sie *„Aufbauen“*. Sie erlebe sehr schöne Momente. *„Wenn ich geh‘, dass sie mich herzt und küsst und auch drückt und die Augen leuchten. Es klingt so pathetisch, weil ich will mich nicht selber loben, aber wenn sie mir sagt, dass das irgendwie ein Lichtblick ist für sie, dann freu‘ ich mich natürlich wahnsinnig. Also dann finde ich, dass ich auch eine Aufgabe erfüllt hab‘. Denn nur hingehen und irgendwie durch die Gegend schieben mit dem Wagerl, das ist ja auch nicht das Non plus ultra.“*

Es gebe auch Situationen, wo die Frau weint und sterben möchte. *„Und das ist nicht immer so einfach, dass man sie da wieder rauskriegt. Und im umgekehrten Fall, man kann sich bemühen und man kriegt es nicht raus. Und dann ist momentan eine Kleinigkeit, wo sie anfängt zu lachen und glücklich ist.“* Das erlebe sie als sehr schön.

Etwa einmal in der Woche ist Frau K. im „AKN-Lager“ in der Währingerstraße als Betreuerin mehrerer behinderter Menschen tätig. Dabei gebe es immer sehr berührende Situationen, z.B., wenn sie sehr junge Menschen im Rollstuhl sieht, die außer dem Kopf nichts mehr bewegen können. Sie erlebe das als *„so schrecklich, dass es barmherzig ist, wenn man sterben kann“*. Sie wünsche das den Betroffenen nicht, aber wenn sie das auf sich beziehe, dann müsse es eine *„Erlösung“* sein.

Es ist ihr wichtig, Kontakt zu Menschen zu haben, daher sei sie auch etwas *„sauer“*, dass sie jetzt zur Vertretung im Büro ist. Da sie nur einmal die Woche dort sei, halte sie das aber aus. Momente, wo sie im Roten Kreuz aufhören wollte, fallen ihr nicht ein. Es tue ihr nur leid, dass sie aus gesundheitlichen Gründen manches aufgeben musste. Sie habe nie erlebt, dass jemand sie nicht leiden konnte, auch zu den KollegInnen habe sie ein gutes Verhältnis. *„Ist zwar jetzt dann ein bisschen Neid aufgekommen, weil ich da herinnen den Job gekriegt hab‘, obwohl ich den niemandem weggenommen hab‘ und nie ins Büro wollte. Aber es ist halt so.“* Einmal im Monat geht Frau K. zu Besuchsdienst Helfertreffen und zum Referententreffen, *„wo natürlich in der oberen Schicht einmal gesprochen wird*

über das und was dann nach unten kommt und so weiter.“ Bei Treffen dabei zu sein, ist ihr wichtig, „weil wenn ich nicht informiert bin, dann kann ich das nicht weitergeben.“

Themenkomplex 3: Motive und Gratifikationen

Primärfrage 1: Motive

„Ich tu‘ es gern, ich gebe gern, ich gebe gern von meiner Kraft und ich liebe Menschen. Ich kann‘ s nicht anders sagen.“

Frau K. glaubt, dass es ihr „gegeben“ ist, Menschen zu unterstützen, „weil sonst würd‘ ich‘ s nicht tun“. Es fällt ihr schwer, konkrete Gründe zu nennen. *„Ich tu‘ es gern, ich gebe gern, ich gebe gern von meiner Kraft und ich liebe Menschen. Ich kann‘ s nicht anders sagen.“* Durch die Tätigkeit eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung zu haben, sei „eines der Hauptgründe“. Gleichrangig sei die Freude an der Tätigkeit selbst. Wichtig sei es ihr auch, Erfahrungen zu machen, sich weiterzuentwickeln und zu lernen. *„Ich kann es ja für mich auch einmal brauchen. Bitte, ich mein‘, ich weiß es ja nicht, wenn ich geistig behindert bin, kann ich gar nichts mit meiner Weisheit anfangen, nicht? Dann steh‘ ich genauso an wie jetzt eben ein geistig Behinderter. Aber ich kann schon als Prophylaxe schon etwas tun, nicht? Das, was ich da gelernt hab‘.“* Sie lerne von den Menschen, die sie betreut. *„Also da sagt man: ‚Meine Güte, das Alter bringt nun einmal mit sich, dass es einem einmal da weh tut und einmal dort.‘ Aber dann sagt man sich: ‚Du hast gar nichts. Der ist zwanzig Jahre und du bist sechzig, du bist pumperlg‘und im Gegensatz zu dem. Ja und das darf man nie vergessen.“* Empathie sei vielleicht ein Beweggrund. Ihr selbst sei das nicht bewusst, aber man habe ihr schon oft gesagt, dass sie sich gut einfühlen könne.

Frau K. ist es ein Anliegen, konkrete Personen zu unterstützen, ihnen „von einer Woche auf die andere“ zu helfen, verändern könne sie „als kleiner Ding“ aber nichts. Sie finde, dass „einer für den anderen da sein“ sollte: *„Man soll ihn stützen, ihm helfen, manchmal nur eine Hand entgegenstrecken. Das würd‘ ich sagen, ist eine menschenverpflichtende Sache.“* Die Tätigkeit biete ihr ferner die Möglichkeit, ein Gefühl innerer Leere zu überwinden. Nach dem Tod des Mannes und als sie in Pension ging, habe sie sich gedacht: *„Um Gottes willen, ich bin doch noch nicht so alt, dass ich im Park sitz‘ und Tauben fütter‘ oder weiß ich was.“* Sie erlebe sich als „aktiv und agil“ und habe Kraft, von der sie etwas geben möchte. Es sei ein angenehmes Gefühl, etwas zu geben, ohne dafür

Geld zu bekommen. *„Es gibt mir was, es befriedigt mich und es kommt zehnfach zurück, muss ich sagen.“* Auch der Glaube spiele als Beweggrund eine Rolle.

Primärfrage 2: Gratifikationen

„Das ist mir wichtig, ja. Weil ich glaub‘, es geht sonst nichts weg von mir. Also es kommt nichts an und daher kommt auch nichts zurück.“

Für ihre Tätigkeit bekomme sie *„hundertfach zurück“*. Einerseits vom Roten Kreuz – *„weil sonst hätt‘ man mich nicht dorthin gesetzt, so dass ich Aufstiegsmöglichkeiten hab‘“*, vor allem aber von Betreuten. Im Kinderspital seien es z.B. die leuchtenden Augen der Kinder gewesen. Bisher seien auch alle mit ihr zurecht gekommen. Als Gratifikationen erlebt sie *„Kleinigkeiten“* wie ein Lächeln oder wenn jemand ihre Hand drückt, weniger das *„Danke“*. Dass etwas zurückkommt, sei ihr wichtig. *„Weil ich glaub‘, es geht sonst nichts weg von mir. Also es kommt nichts an und daher kommt auch nichts zurück.“*

Themenkomplex 4: Der Stellenwert des Ehrenamtes in der Gesellschaft

„Es ist ein – es wird ein Umdenken. Aber in Österreich geht ja alles schön langsam, nicht? Schön pomali.“

Nach Frau K. hat das Ehrenamt *„einen ganz großen Stellenwert“* in der Gesellschaft. Natürlich gebe es aber Menschen, *„die sich‘ s finanziell nicht leisten können, ohne Geld zu arbeiten“*. Zur Frage, ob staatliche Angebote in ausreichendem Ausmaß vorhanden sind, äußert Frau K. sich nicht näher, sie ist jedoch der Ansicht, dass z.B. die Gemeinde trotz der Sparmaßnahmen viel tue. In einigen Bereichen biete das Ehrenamt Vorteile: Im Beruf sei sie persönlich oft froh gewesen, wenn das Wochenende vor der Tür stand. *„aber da geh‘ ich her, weil ich gern hergeh‘.“* Aufgrund der Freiwilligkeit ist ihrer Meinung nach auch eine besondere Motivation gegeben. *„Also wenn er das macht, dann nehm‘ ich an, dass er schon was fühlt dabei und es gerne tut.“* Für die Klienten sei es ein Unterschied, wer zu ihnen komme, *„denn der, der ehrenamtlich kommt, der hat Zeit, der ist gütig, der ist nicht überhetzt.“* Nachteile des Ehrenamtes fallen ihr nicht ein.

Wie Ehrenamtliche und Professionelle miteinander zurecht kommen, kann Frau K. nicht beantworten, denn im Roten Kreuz gebe es nicht sehr viel Kontakt zwischen den beiden Gruppen. Sie selbst würde da „*differenzieren*“, denn wenn jemand hauptamtlich tätig ist, dann sei das halt einfach sein Beruf, „*und das macht er eben*“.

Das gesellschaftliche Bild des Ehrenamtes beurteilt Frau K. als nicht sehr positiv. Zumindest wenn man mehr tue, werde man oft für „*deppert*“ gehalten. Sie sehe das auch in ihrem Bekanntenkreis – „*und das sind auch lauter nette und anständige Menschen*“.

Wo man sich engagieren kann, sei genügend bekannt, ferner würden Interessierte auch selbst initiativ. „*Mundpropaganda*“ ist ihrer Meinung nach hilfreich, ferner gebe es sehr informative Broschüren, die meisten seien allerdings sicher vom Roten Kreuz. „*Vielleicht sollten das andere Organisationen auch machen. (...) Weil im Prinzip ist es ja wurscht, für wen man arbeitet, wenn man etwas Gutes tut.*“

Auch in Zukunft wird es nach Frau K. immer wieder Ehrenamtliche geben. Die Notwendigkeit steige angesichts der Sparmaßnahmen. Sie nimmt z.B. an, dass sich die Aufenthaltsdauer in Spitälern verkürzen wird, was zu einem erhöhten Bedarf an Ehrenamtlichen und mobilen Schwestern führen wird. Eine Verstärkung des Ehrenamtes wird es ihrer Meinung nach auch im Altenbereich geben. Sie selbst möchte später auf keinen Fall in ein Altersheim gehen. Es gebe bereits „*tolle Organisationen*“ und Angebote, die eine Betreuung zu Hause ermöglichen. „*Für einen alten Menschen ist es schöner, zu Hause zu sein, auch wenn man nichts mehr tut als beim Fenster rausschauen oder vielleicht nur einmal in den Park geht oder auch im Bett liegt und kann seinen Fernseher auf- und abdrehen, wann er will.*“ Was die generelle Initiative der Österreicher betrifft, geht Frau K. davon aus, dass es mit der Zeit zu Änderungen kommen und ein „*Umdenken*“ erforderlich wird. Das brauche aber seine Zeit. „*In Österreich geht ja alles schön langsam, nicht? Schön pomali.*“

Ergänzende Informationen, Eindrücke und Annahmen

Frau K. wirkt sehr offen, ruhig, aber auch fröhlich. Sie hält im Gespräch Blickkontakt.

Am liebsten scheint sie über die Tätigkeit zu berichten, die anderen Komplexe sind weder besonders umfangreich, noch besonders dürftig. Zum Komplex 4 kann sie einiges sagen,

wirkt aber nicht so, als würde sie sich besonders viele Gedanken darüber machen. Vielmehr kommt sie immer wieder auf das Rote Kreuz zurück. Dort scheint Frau K. „multiaktiv“ zu sein, ich habe auch den Eindruck, dass sie sich mit der Organisation stark identifiziert. Aus ihren Erzählungen geht deutlich hervor, dass sie nicht mehr nur Ehrenamtliche ist, sondern eine höhere Position mit mehr koordinierender oder leitender Funktion innehat (jene im Büro). Auch bei Fragen, die eigentlich nichts mit der Organisation zu tun haben, kommt sie auf das Rote Kreuz zurück. Als ich sie z.B. frage, ob sich Freunde mit Problemen an sie wenden, meint sie, dass KollegInnen schon hin und wieder zu ihr kommen.

Interessant ist, dass sie nach Abschluss des Interviews von sich aus noch sehr viel sagt und quasi ein Resumé dessen zieht, was sie sich von ihrem weiteren Leben erhofft. Von Bedeutung erscheint mir dabei vor allem die Aussage, dass sie hofft, mit Veränderungen in ihrem Leben fertig zu werden und nicht leiden zu müssen, sondern sterben zu können, sollte es ihr schlecht gehen.

7.2.12 Falldarstellung Herr L., Rotes Kreuz

Themenkomplex 1: Lebensgeschichtlicher Hintergrund

„Vor vier Jahren hab‘ ich die Arbeit hingeschmissen – aus familiären Gründen, Familiengründen. Meine Frau ist krank geworden – unheilbar. Und da hab‘ ich gesagt: ‚Gut, die Zeit, die uns bleibt, die pfeif‘ ich auf alles, die verbringen wir mitsammen‘.“

Herr L., 58 Jahre alt, wuchs in Wien als Einzelkind auf. Die Mutter war Hausfrau, der Vater Bundesbahnbeamter. Probleme habe er nie gehabt, denn *„zu der Zeit sind die Probleme noch selber gelöst worden.“* Die Mutter sei ihm *„mehr oder weniger egal“* gewesen, zum Vater habe er zwar *„eher“*, aber wenig Kontakt gehabt, *„weil zu Kriegszeiten ging manches in Bruch“* – auch die Ehe der Eltern. Sie heirateten ein zweites Mal, doch da sei er *„schon zu alt“* gewesen. In seinem Engagement sei er durch seine Eltern *„nicht vorbelastet“*. Der Vater starb vor etwa 20, die Mutter vor *„fünf, sechs, sieben“* Jahren.

Nach den Pflichtschulen machte Herr L. eine Lehre zum Gas-Wasser-Installateur. Etwas „Höheres“ sei aufgrund schlechter Lernerfolge – *„Ich war kein braves Kind“* – und fehlender finanzieller Mittel nicht möglich gewesen. Den Lehrberuf übte er nie aus, sondern war im Verkauf und zuletzt im Großhandel tätig. Vor vier Jahren habe er die Arbeit *„hingeschmissen“*, da seine Frau an Krebs erkrankte und er die verbleibende Zeit mit ihr verbringen wollte. Nach ihrem Tod wurde Herr L. nicht mehr berufstätig.

Er hat eine 30jährige Tochter. Sein Engagement beschränkt sich auf das Rote Kreuz, in seiner Freizeit betreibt er gerne Sport oder ist mit seinem Reisemobil unterwegs. *„Also fad ist mir nicht, wenn Sie das wissen wollen.“* Er habe viele Bekannte und Freunde, im Zentrum von Unternehmungen stehe *„Unterhaltung“*, *„also wir reden nicht über Soziales oder Sonstiges“*. Sein Engagement sei bekannt, die Freunde *„billigen es zum Teil, verstehen aber nicht, dass man es ohne Geld tut“*. Er habe ihnen gesagt: *„Ist schon recht, vielleicht habt ihr einmal in eurem Leben ein einschneidendes Erlebnis und dann reden wir weiter.“* Sein Motto sei: *„Arbeiten geh‘ ich nicht unter fünfundzwanzigtausend netto, aber umsonst geh‘ ich sechzig Stunden in der Woche.“* Sein Bekanntenkreis habe keine *„Schwierigkeiten“*, *„es gibt weder Ehekrisen bei denen, noch finanzielle Krisen, die sind eigentlich fast alle in gehobeneren Positionen.“*

Religion sei für ihn *„null und nichtig“*, v.a. lehne er *„das Gehabe der katholischen Kirche“* ab. Es sei nicht seine *„Art“*, anderen ihren Glauben auszureden, aber *„seines“* sei es nicht. *„Wobei ich natürlich meine Lebensweise bedeutend christlicher betrachten würde als die der meisten Christen.“* Besondere Lebensziele habe er nicht. *„Das, was ich erreichen wollte, hab‘ ich erreicht. Und es hat sich dann durch den Tod von meiner Frau vieles zerschlagen.“* Er habe seither *„andere Prioritäten“*, aber kein bestimmtes Ziel.

Themenkomplex 2: Die ehrenamtliche Tätigkeit

Primärfrage 1: Die Initialentscheidung für die Tätigkeit

„Also wenn mir vor drei Jahren wer gesagt hätte, dass ich einmal beim Roten Kreuz umsonst bin, ich hätt‘ ihm wahrscheinlich eine Schallende gegeben und hätt‘ ihn gefragt, ob er nicht ganz dicht ist, nicht? Aber ich mein‘, es gibt eben Sachen, die einen dazu bewegen.“

Da Herr L. aufgrund seines Alters ein Wiedereinstieg ins Berufsleben nicht schaffte, hatte er nach dem Tod seiner Frau „*nichts mehr zu tun*“. Er habe aber auch nicht „*untätig sitzen*“ wollen. Auf der Onkologie sei er vielen einsamen Menschen begegnet, die das Gespräch gesucht hätten. Er habe aber nicht zugehört. Hätte ihm damals jemand gesagt, dass er eines Tages ehrenamtlich tätig sein wird, so hätte er ihm „*wahrscheinlich eine Schallende gegeben und ihn gefragt, ob er nicht ganz dicht ist.*“ Es gebe aber „*Sachen, die einen dazu bewegen*“ und so habe er sich vor zwei Jahren gedacht: „*Wie arm die Leut' sind, die niemanden haben zum Reden.*“ Er habe sich daher bei der Krebshilfe als Ehrenamtlicher zur Verfügung gestellt, sei aufgrund fehlender Ausbildung aber nicht genommen worden. Daraufhin habe er sich beim Roten Kreuz vorgestellt, wo eine schnelle Einigung erfolgt sei. „*Ich hab' das gekriegt, was ich wollte, die haben, was die wollten. (...) Also haben wir alle unsere Partikelchen abgekriegt. Ich kann mich sozial engagieren und die haben einen, der sich sozial engagiert.*“

Er habe „*anderen Menschen dadurch, dass ich ihnen zuhöre oder gewisse Hilfestellungen geb', ihr Leben erleichtern, verbessern, verschönern*“ wollen. Dazu befähigt sei er durch sein „*Wesen*“, das durch das „*einschneidende Ereignis*“ geprägt sei, „*weil ich vorher ja gar kein Interesse gehabt hab'. Da war ja nur eben Geld verdienen und ausgeben das Wichtigste.*“ Heute sehe er das anders: „*Es ist nicht das Wichtigste, es gibt auch noch anderes im Leben, durch das man ein bisschen Erfüllung kriegt, als immer nur schnödem Mammon nachzulaufen und ihn wieder wegzustreuen.*“ Er habe keine besonderen Fähigkeiten, könne aber „*gut zuhören*“ und „*im Gespräch dann die Worte wählen, dass den Patienten, Klienten oder sonstigen Hilfsbedürftigen das zukommt, was sie sich vorstellen.*“ „*Von Natur her gegeben*“ sei ihm auch ein „*gutes Einfühlungsvermögen*“.

Primärfrage 2: Die Tätigkeit an sich

„*Wir sind nicht immer einer Meinung, aber in welcher Gemeinschaft ist man immer einer Meinung? In gar keiner, weder in einer Ehe noch in einer Firma noch sonst wo. Aber da muss ich sagen, da bin ich der, der meistens nachgibt und dann ist wieder Ruhe.*“

Herr L. ist im Besuchsdienst und in der Behindertenbetreuung tätig. Er habe sofort „*auf die soziale Schiene*“ gewollt. „*Um bei eventuellen Fällen mithelfen zu können*“, habe er zwar einen Teil der Ausbildung für den Rettungsdienst und Krankentransport belegt, sonst

aber „*nichts am Hut*“ damit. Er bevorzuge den Besuchsdienst und die Betreuung behinderter Menschen.

Seine Aufgabe in der Behindertenbetreuung ist es, mehrere Menschen auf Ausflügen zu begleiten sowie sie in diversen Angelegenheiten zu unterstützen. Im Besuchsdienst betreut er zwei Frauen mit Multipler Sklerose – beide im Rollstuhl – sowie eine blinde Frau. Er unterstützt sie bei Erledigungen, teils gehe es darum, „*dass die überhaupt außer Haus kommen*“. Aufgaben oder Ziele gebe es nicht, es zähle nur der Wunsch der Klientin, „*weil ich bin ja nicht der Krankenarzt oder Sonstiges, ich bin dann eben nur derjenige, der im sozialen Bereich hilft*“.

Die Zufriedenheit der KlientInnen sei das Wichtigste. „*Das ist ja der Sinn der Sache, weil wenn ich nur hingeh‘ und den aufreg‘, ist es besser, ich bleib‘ weg, nicht? Weil wenn ich von dem bisschen, das eben dem zum Anschmiegen überbleibt noch, das auch zerstör‘, na dann bin ich fehl am Platze. Als da hab‘ ich nichts verloren, nicht?*“ Schön sei es, zu wissen, dass sich die Klientin über sein Kommen freut und traurig ist, wenn er gehen muss. Aufhören habe er nie wollen, denn „*das läuft alles in Harmonie ab*“. Zwar seien sie manchmal auch verschiedener Meinung, „*aber in welcher Gemeinschaft ist man immer einer Meinung? In gar keiner, weder in einer Ehe noch in einer Firma noch sonst wo.*“ In solchen Situationen würde meist er nachgeben, „*und dann ist wieder Ruhe*“.

Die Treffen mit anderen Ehrenamtlichen sind für ihn eine „*Pflichtsitzung*“. Von „*Vereinsmeierei*“ halte er nicht viel und beschränke sich daher auf die nötigen Sitzungen, aber er brauche die Organisation, um seine Tätigkeit ausüben zu können. „*Ich kann mich ja nicht aus dem Verein ausschließen. Das geht ja nicht. Es ist ein Verein und mit meiner Tätigkeit billige ich auch die Zugehörigkeit zu dem Verein.*“ Der Kontakt zu den anderen Ehrenamtlichen sei gut. Das sei wichtig, da sie viel Zeit miteinander verbrächten.

Themenkomplex 3: Motive und Gratifikationen

Primärfrage 1: Motive

„*Meine Motivation ist nach wie vor eben die, weil ich dort gesehen hab‘ in der Onkologie, wie viel Leute es gibt, die verzweifelt sind, weil es niemanden gibt, der ihnen zuhört. Und*

ihnen wenigstens ein bisschen sagt: ‚Na, vielleicht geht‘ s noch gut.‘ Oder ein bisschen Trost zuspricht. Und das hat mich eigentlich so getroffen und mich dazu motiviert.“

Herr L. engagiert sich, weil *„viele viele Leute verdammt einsam sind, keine Ansprache, keine Hilfestellung kriegen.“* Bei manchen sei zwar ein soziales Netz vorhanden, aber die Familie und die Bekannten hätten keine Zeit, sich um alles zu kümmern, bei anderen würden Verwandte oder Kinder aufgrund von *„Vorgeschichten“* ihre Aufgaben nicht wahrnehmen. Seine Beweggründe seien immer noch dieselben wie am Beginn – die Erfahrungen im Zusammenhang mit der Krebserkrankung seiner Frau: *„Meine Motivation ist nach wie vor eben die, weil ich dort gesehen hab‘ in der Onkologie, wie viel Leute es gibt, die verzweifelt sind, weil es niemanden gibt, der ihnen zuhört. Und ihnen wenigstens ein bisschen sagt: ‚Na, vielleicht geht‘ s noch gut.‘ Oder ihnen ein bisschen Trost zuspricht. Und das hat mich eigentlich so getroffen und mich dazu motiviert.“*

Er fühle sich weder betroffen noch verpflichtet, – außer sich selbst. Er mache sich Gedanken und möchte entsprechend seinen Möglichkeiten helfen, sein Mitgefühl sei aber nicht uneingeschränkt, denn *„nach wie vor bin ich mir schon selbst der Nächste. Also es ist nicht so, dass ich mich vor lauter Hilfe selbst aufgeb‘.* Die Tätigkeit biete ihm die Möglichkeit, sich weiterzuentwickeln, zu lernen und neue Perspektiven für das eigene Leben zu entwickeln. *„Man lernt, viel mit anderen Augen zu sehen. Ich hab‘ mir vorher immer gedacht, Geld verdienen ist eigentlich nur alles. Das ist aber nicht der Fall, es gibt auch andere Sachen, die einem gut tun.“* Im Umgang mit Menschen könne man immer lernen, alltägliche Begegnungen seien aber oft sehr stark von *„Hektik“* bestimmt. In der Tätigkeit hingegen nehme er sich die Zeit zuzuhören und lerne daher viel. Ferner sei es *„ein gutes Gefühl, gewollt und gebraucht zu werden. Weil sonst wär‘ die Aufgabe ja umsonst. Also es gibt eine gewisse Selbstbefriedigung.“*

Primärfrage 2: Gratifikationen

„Und die Freude und die Genugtuung halt, was getan zu haben, was einem anderen Menschen hilft oder weiterhilft oder ihm Lebensmut gibt, (...) das ist die Erfüllung, das bringt‘ s.“

„Der Lohn für das Ganze“ ist für Herrn L. die Freude über sein Kommen bzw. Traurigkeit über sein Gehen. *„Das ist es überhaupt wert, das zu tun.“* Das *„strahlende Gesicht“* der

Frauen und dass sie sich die ganze Woche auf den Besuch freuen, gebe ihm sehr viel. *„Und die Freude und die Genugtuung halt, was getan zu haben, was einem anderen Menschen hilft oder weiterhilft oder ihm Lebensmut gibt, (...) das ist die Erfüllung, das bringt‘ s.“* Das Rote Kreuz erkenne die Tätigkeit an, er sei aber kein „Lobheischer“: *„Ich leg‘ keinen Wert auf so was, dass jetzt einer kommt: ‚Braves Burli, braves Burli.“* Viel wichtiger als *„irgendwelche Lobhudelei von etwaigen Vorgesetzten“* sei ihm *„die Tätigkeit an sich und der Erfolg, den ich durch meine Tätigkeit hab‘,“* und dass von den Betreuten etwas kommt, *„weil dann seh‘ ich ja, dass meine Tätigkeit Sinn gehabt hat, nicht? Das sind die Früchte meiner Tätigkeit.“*

Themenkomplex 4: Der Stellenwert des Ehrenamtes in der Gesellschaft

„Wenn das alles finanziert werden müsste von staatlicher Hand, phu-hui – da bleibt ja nichts über. Weil das ginge ja nicht. Also ich find‘ das sehr wichtig, dass es diese ehrenamtlichen Mitarbeiter in jedem Bereich gibt. Das ist sehr wichtig.“

Viele Organisationen würden nach Herrn L. ohne Ehrenamtliche *„untergehen, weil die finanziellen Mittel einfach nicht so geschaffen sind.“* Es gebe zwar staatliche Angebote, aber aufgrund fehlender Finanzierbarkeit *„nur in beschränktem Rahmen“*. Ehrenamtliches Engagement sei daher wichtig und biete auch viele Vorteile. Ehrenamtlich gingen *„in ihrer Bestimmung mehr auf (...) als Leute, die Geld dafür kriegen“*, sie seien mit mehr *„Engagement“* und *„mit mehr Herz und Mitgefühl und Umsicht bei der Sache“*. Nachteile gebe es keine, denn die Freiwilligkeit lasse auf ein *„Interesse für diese Arbeit“* schließen: *„Freiwillig irgendetwas tun geht keiner, der etwas tun will. Geld verdienen geht man oft. Nur weil man das Geld braucht.“*

Professionelle hielten die Ehrenamtlichen meist für *„deppert“*, da sie unbezahlt arbeiten. Was die Ehrenamtlichen von den Professionellen halten, interessiere niemanden, denn das sei ja einfach der Beruf. *„Bei mir ist es Berufung, bei ihm ist es der Beruf.“* Jeder solle tun, was er will.

In der Gesellschaft treffe das Ehrenamt meist *„schon auf Verständnis“*. Die Anerkennung sei aber auch davon abhängig, wie *„sichtbar“* es ist. *„Je öffentlicher die Tätigkeit ist, natürlich um so mehr Anklang findet das natürlich.“* Tätigkeiten, die eher *„im Dunkeln“* durchgeführt werden, bekämen daher weniger Anerkennung, man dürfe sie seiner

Meinung nach aber nicht in ihrer Bedeutung „schmätern“. Öffentlichkeitsarbeit mit dem Ziel, Menschen für ein Ehrenamt zu gewinnen, gibt es seines Wissens nicht, sei aber ohnehin nicht sinnvoll, denn auf dem Wege würden sich viele, die nur eine „Uniform tragen“ oder mit dem Rettungsauto „durch die Gegend pledern“ wollen, melden. „Das ist ein Strohfeuer. Ich glaub‘, dass das nicht von Dauer ist.“ Interessierte sollten selbst den Weg finden, „weil Leute, die zu sozialen Institutionen ehrenamtlich tätig werden, die haben alle irgendeinen Beweggrund. Und der ist dann Grund genug, dass das eine bessere, also eine längerfristige Verbindung wird und auch Sinn hat als wenn irgend ein so ein Lausbub glaubt, er kann jetzt durch Wien pledern wie ein Gestörter mit Blaulicht.“

In Zukunft werde vieles „immer mehr und mehr auch in soziale Hände fallen, also das heißt, in ehrenamtliche hinein, weil es einfach nimmer finanzierbar ist.“ Anstelle schlecht bezahlter Menschen sollte man Ehrenamtliche einsetzen, denn „der geht ja schon mit der Motivation hin, diese Zeit zu opfern und der wird das mit mehr Hingabe tun als jeder Bezahlte“. Politik habe keine Auswirkungen auf das Ehrenamt, denn die meisten Organisationen seien „überparteilich“ und „finanziell meistens unabhängig“. Die Bereitschaft zum Ehrenamt zu übernehmen, wird nach Herrn L. „eine ziemliche Konstante bleiben“.

Ergänzende Informationen, Eindrücke und Annahmen

Das Interview ist auffallend kurz. Herr L. wirkt sehr dominant, er gibt ein sehr rasches Tempo vor, vermittelt mir deutlich, dass ein Thema für ihn beendet ist. Es erscheint mir, als würde er die Fragen „abhaken“. Stellenweise spricht er sehr laut und vehement. Des öfteren fällt er mir ins Wort, manchmal wirken seine Aussagen barsch oder „abwertend“. Dieser Eindruck steht für mich im Widerspruch zu seiner Aussage, dass er gut zuhören könne.

Ich fühle mich im Interview sehr unwohl und habe das Gefühl, dass er mir teilweise persönlich zu nahe tritt. Am Schluss fragt er mich zum Beispiel, ob mir denn keine anderen Fragen als die aufgeschriebenen einfielen, und meint dann etwas zynisch „Na, war eh schön“. Weiters meint er, dass es jetzt anscheinend „in“ sei, über das Ehrenamt zu schreiben, aber es sei schon okay, man müsse ja über was schreiben.

7.2.13 Falldarstellung Frau M., Rotes Kreuz

Themenkomplex 1: Lebensgeschichtlicher Hintergrund

„Etwas, wo ich sehr lang gekiefelt hab‘, das war eben, ich bin sexuell missbraucht worden von meinem Onkel unter Anführungszeichen. Und ich hab‘ eine Vergewaltigung gehabt auf einem Schikurs. Und ich hab‘ selber gelernt, was es heißt zu verdrängen, weil ich hab‘ das zehn Jahre lang, hab‘ das quasi ja überhaupt nicht damit mich auseinandergesetzt.“

Frau M., 29 Jahre alt, wuchs im vierten Bezirk auf. Die Mutter ist Mittelschulprofessorin, der Vater in der EDV tätig. Beide waren in der Kirche aktiv, vor allem aber die Mutter. Ihre Position als zweites Kind in der Familie erlebte Frau M. als schwierig: *„Also meine Schwester ist zwar älter, aber ist immer so das Mama-Kind und hat nie hinaus wollen quasi aus der Familie. Und ich war quasi die Rebellin, die sich als Jüngere alles erkämpfen hat müssen.“* Probleme habe sie als Kind eher mit sich selbst ausgemacht, teilweise aber auch mit der Schwester besprochen. *„Also wir haben nicht nur Rivalität gehabt.“* Später sei sie mit Problemen zu Freunden gegangen. Seit ihrem Auszug von zu Hause sei das Verhältnis zu den Eltern besser.

Nach der AHS-Matura studierte sie ein Jahr lang Englisch-Russisch-Dolmetsch, stieg dann aber auf Psychologie um. Nach dem ersten Studienabschnitt habe sich *„krankheitsbedingt“* eine längere Studienunterbrechung ergeben, nach der sie das Studium nicht wieder aufnahm. Sie machte die Ausbildung zur diplomierten Sozialpädagogin und begann ihre Arbeit als Erzieherin in einer katholischen Privatschule.

Seit drei Monaten ist Frau M. verheiratet, ihren Mann hat sie beim Roten Kreuz kennengelernt. Das Paar hat noch keine Kinder, diese seien aber *„in Planung“*.

Neben ihrem Engagement im Roten Kreuz spende sie auch – *„manchmal zu viel“*. In ihrer Freizeit handarbeite und lese sie oder treffe Freunde, – die meisten sind aus dem Roten Kreuz. Dieses sei immer wieder Thema, im Zentrum stehe aber *„ein gemütliches Beisammensein“*. Sonstige Freunde wüssten von ihrem Engagement. Manche verstünden es nicht, die meisten reagierten aber positiv und mit *„ein bisschen Bewunderung“*. Von der Tätigkeit erzähle sie heute weniger als früher. *„Also am Anfang, wie so die ersten Eindrücke waren, das musste ich ihnen weitergeben. Aber jetzt mittlerweile hab‘ ich meinen Mann, mit dem ich drüber reden kann.“* In der Familie sei das Verständnis für ihr Engagement anfangs sehr gering gewesen. *„Ein Originalzitat meiner Mutter war: ‚Das*

Rote Kreuz ist wie eine Sekte.‘ Weil sie so das Gefühl gehabt hat, dass es mich zu sehr vereinnahmt.“

Bis vor kurzem machte Frau M. Probleme mit sich aus. Heute habe sie eine gute Freundin, die „erste Anlaufstelle“ sei aber ihr Ehemann. Freunde kämen mit Problemen durchaus zu ihr. Was die Bedeutung von Religion betrifft, so habe sie eine „Wellenbewegung“ durchlaufen. Heute sei ihr Glaube wichtig, mit der Kirche habe sie aber ihre Probleme.

Als Kind wurde Frau M. von einem „Onkel unter Anführungszeichen“ sexuell missbraucht, später auf einem Schikurs vergewaltigt. „Und ich hab‘ s selbst gelernt, was das heißt zu verdrängen, weil ich hab‘ das zehn Jahre lang, hab‘ das quasi ja eigentlich überhaupt nicht damit mich auseinandergesetzt.“ Durch eine bevorstehende Brustoperation – die zum Abbruch des Studiums führte – seien die Erlebnisse „hervorgebrochen“. Sie habe gedacht: „Ich kann mich nicht operieren lassen, weil da hab‘ ich keine Kontrolle.“ Nach der Operation hatte sie lange Beschwerden, litt an einer Depression und war suizidgefährdet. Kurz zuvor hatte sie ihren Ehemann kennen gelernt, er habe ihr in der Zeit sehr geholfen. Die Mutter habe von der Vergewaltigung nie erfahren, sie habe stattdessen alles „im wahrsten Sinne des Wortes hineingeschluckt“. Heute wisse sie nicht warum, aber „es wird seine Gründe gehabt haben“. Selbst nach einer Therapie reagiere sie auf das Thema „sehr sehr emotionell“. Sie habe es nicht gänzlich verarbeitet, es sei aber nicht ihr Ziel, sagen zu können „Das berührt mich nicht mehr“, denn „es ist ein Teil meines Lebens und ich möcht‘ s nicht weiter verleugnen oder verdrängen.“ Sie habe nur Angst, eines Tages in der Arbeit damit konfrontiert zu werden und davor, dass ihren eigenen Kindern Ähnliches passieren könnte. Daher hoffe sie, als Mutter nicht „überbehütend“ zu sein. Sie möchte möglichst bald zwei Kinder haben und längere Zeit bei ihnen zu Hause bleiben. Da ihr Mann gut verdiene, sei das finanziell möglich.

Themenkomplex 2: Die ehrenamtliche Tätigkeit

Primärfrage 1: Die Initialentscheidung für die Tätigkeit

„Das war so richtig ein Zwang. ‚Ich muss jetzt was tun für diese Leute‘.“

Kurz vor ihrem Auszug von zu Hause kam bei Frau M. der Wunsch nach einem Ehrenamt auf. Die Kirche sei nicht in Frage gekommen, sie habe es im Alpenverein und bei den Naturfreunden versucht, *„das war‘ s aber alles nicht“*. Schließlich habe sie einen Brief ans Rote Kreuz geschrieben, denn *„das Rote Kreuz ist doch eine anerkannte Organisation“*. Sie äußerte den Wunsch, alte Menschen zu betreuen. Als damalige Psychologiestudentin habe sie auch andere Erfahrungen als solche mit Kindern sammeln wollen. Einsame alte Menschen hätten ihr Leid getan, daher habe sie helfen wollen. *„Das war so richtig ein Zwang. ‚Ich muss jetzt was tun für diese Leute‘.“* Aufgrund organisatorischer Probleme im Roten Kreuz sei sie jedoch erst ein Jahr später zu einem Gespräch eingeladen worden. Kurz darauf – vor etwa 6 ½ Jahren – belegte sie den Besuchsdiensthelferkurs, später die Sozialhelferausbildung und die Ausbildung für den Krankentransport. Als Fähigkeit habe sie vor allem *„Idealismus“*, ferner *„soziales Interesse an Menschen“*, *„das Bedürfnis zu helfen“* und - zumindest damals - *„Zeit“* mitgebracht.

Primärfrage 2: Die Tätigkeit an sich

„Es ist zwar nur eine Person in ganz Wien, für die ich jetzt quasi eben ein bisschen den Alltag schöner mach‘, aber die eine ist wichtig dann. Also dieser Tropfen auf dem heißen Stein, wie‘ s so schön heißt, aber das ist einfach total schön.“

Frau M. ist mittlerweile in sehr vielen Bereichen des Roten Kreuzes engagiert, seit einer Weile auch im Referat für Gesundheit und Soziale Dienste auf der Bezirksstelle. Ferner unterrichtet sie neue Ehrenamtliche. Klienten- und Patientenarbeit leistet sie im Besuchsdienst, im Sozialen Notruf, im Krankentransport, fallweise auch bei Werbeveranstaltungen und auf Ambulanzen bei Großveranstaltungen.

Im Besuchsdienst betreut sie eine 97jährige Frau, die *„geistig voll fit“* sei, aber allein nicht mehr rauskommen würde. Frau M. begleitet sie zum Arzt, geht mit ihr spazieren oder plaudert mit ihr. Sie erlebt es als angenehm, keine Fixtermine bekannt geben oder einhalten zu müssen, sondern mit der Klientin selbst Vereinbarungen treffen zu können. Die Frau freue sich bei ihrem Kommen und sei traurig, wenn sie geht. Das sei ihr bei allen Klientinnen schwer gefallen. Zwei seien bereits verstorben. *„Also das war dann auch jedes Mal ziemlich – das hat mich schon immer mitgenommen.“* Auch bei einer Frau, die sie nur drei Monate betreute, sei ihr der Tod sehr nahe gegangen, denn *„irgendwo ist doch eine Beziehung da gewesen, also da wein‘ ich dann genauso.“* Sie merke aber, dass sie den Tod immer mehr akzeptieren könne, er gehöre einfach zu ihrer Arbeit.

Kurze Zeit betreute sie zwei Frauen gleichzeitig, das sei ihr aber zu viel geworden und sie habe eine Frau wieder abgegeben. Aus „Idealismus“ habe sie damals den Fehler gemacht, ihre Telefonnummer herzugeben. Heute sei es ihr wichtig, die Arbeit vom Privatleben abzugrenzen. *„Also das hat sich sicher geändert, wo ich wirklich sag‘: ‚Okay, das ist jetzt meine Aufgabe und in der Zeit bin ich für Sie da, aber mehr nicht‘.“*

Zu Beginn seien viele KlientInnen „misstrauisch“, schön sei es, wenn sie Vertrauen fassen, sie umarmen oder bei ihrem Gehen traurig sind. *„Also das ist schon irgendwie schön, wenn ich merk‘, da bin ich jetzt wirklich wichtig. Es ist zwar nur eine Person in ganz Wien, für die ich jetzt quasi eben ein bisschen den Alltag schöner mach‘, aber die eine ist wichtig dann. Also dieser Tropfen auf dem heißen Stein, wie‘ s so schön heißt, aber das ist einfach total schön.“* Schwierige Momente ergeben sich für Frau M. vor allem im Umgang mit anderen MitarbeiterInnen. Der Sozialbereich werde im Vergleich zum Sanitätsdienst „abgetan“. Zwar sei das nicht zu verallgemeinern, *„aber es gibt schon so ich sag‘ immer typische Sanitäter, die wollen von dem anderen überhaupt nichts wissen. Sie sagen so: ‚Naja, die Besuchsdiensthelfer, die gehen ja eh nur plaudern mit alten Leuten‘.“* Ein Urteil über einen der beiden Bereiche ist ihrer Meinung nach nur möglich, wenn man diesen auch selbst gesehen hat, das lehnten aber die meisten ab. Zu Beginn habe sie die negativen Äußerungen über den Sozialbereich sehr „persönlich genommen“ und sogar aufhören wollen. Seitdem das Referat auf der Bezirksstelle existiere, habe es sich ein wenig zum Positiven verändert.

Am Sozialen Notruf als „zweites großes Standbein“ gefalle ihr die große Bandbreite der Tätigkeiten. *„Für mich ist das Schöne an dem Dienst, dass man nie weiß, was einen erwartet.“* Manchmal gehe es um „sehr heikle Sachen“, z.B. Pflegeheimweisungen, sonst um Einkäufe, Körperpflege oder darum, nachzusehen, warum jemand sein Essen auf Rädern nicht reinholte. Im letzteren Fall sei die „Warterei“ vor einer Wohnungsöffnung sehr „Nerven aufreibend“. Auch während der Öffnung gehe es ihr nicht so gut. *„Aber in dem Moment, wo ich dann reingeh‘ in die Wohnung, da weiß ich sowieso, jetzt muss ich was tun und dann geht‘ s wieder.“* Das „Schlimmste“ sei gewesen, einen Toten vorgefunden zu haben. Kürzlich habe sie aber auch eine „lustige Geschichte“ erlebt. Eine Frau habe weder das Klopfen und Läuten, noch den Lärm der Wohnungsöffnung gehört, da sie geschlafen habe. Beim Reinkommen sei sie aber aufgewacht und habe „Grüß Gott“ gesagt. Im Krankentransport macht Frau M. meist kurze Nachdienste, lange wären ihr zu viel.

Insgesamt mache sie zwar viel, abgesehen von der Tätigkeit im Referat sei die Intensität der einzelnen Bereiche aber sehr unterschiedlich. Das ist ihrer Meinung nach auch der Vorteil des Ehrenamtes.

Den Kontakt zu anderen MitarbeiterInnen findet sie wichtig, *„weil es fallen schon viele Leute ab, wenn sie einfach keinen Anschluss finden.“* Es sei gut, *„Gleichgesinnte“* zu haben, und interessant, dass diese aus sehr unterschiedlichen Berufsfeldern kommen. Sie verstehe sich nicht mit jedem und suche sich daher auch aus, mit wem sie die je 12 Stunden Sozialen Notruf verbringen möchte. *„Also dieses Recht nehm‘ ich mir schon heraus. (...) Also es gibt einfach gewisse Leute, da denk‘ ich mir, das muss ich mir in meiner Freizeit nicht antun.“*

Themenkomplex 3: Motive und Gratifikationen

Primärfrage 1: Motive

„Weil‘ s mir wichtig geworden ist, anderen zu helfen, für andere da zu sein. Weil ich viel zurückbekomm‘ aus den Diensten, weil ich viel für mich gelernt hab‘, also jetzt nicht nur rein vom technischen Erste-Hilfe-Leisten und so weiter, sondern einfach über mich selbst und für mich auch. So einfach diverse Kompetenzen, soziale Kompetenzen im Umgang mit anderen Leuten.“

Einen Hauptgrund ihres Engagements sieht Frau M. darin, dass es ihr *„wichtig geworden ist, andern zu helfen, für andere da zu sein“*. Auch dass sie sehr viel zurückbekomme, für und über sich selbst gelernt habe und noch lerne, ist für sie von großer Bedeutung. Sie habe v.a. *„soziale Kompetenz im Umgang mit anderen Leuten“* gelernt: *„Ich war damals eine Schüchterne, der man jedes Wort aus der Nase ziehen hat müssen so quasi. Das hat sich total geändert, also ich kann jetzt viel offener auf Leute zugehen.“* Sie interessiere sich generell für das Thema alte Menschen, die Arbeit in der Praxis sei für sie *„interessant und spannend“*, Geld sei deshalb nicht wichtig, man könne auch nicht *„alles in Geld aufwiegen“*. Hier könne sie aber auch sonst nicht zugängliche Erfahrungen machen und ihre Freizeit sinnvoll gestalten.

In ihrer Betroffenheit von der Lebenslage einsamer alter Menschen sieht Frau M. ein weiteres Motiv ihrer Tätigkeit. Ebenso erlebt sie hier das Bedürfnis, andere Menschen

kennen zu lernen, als befriedigt. Einen Anteil habe auch der Gedanke *„Mir geht‘ s gut und irgendwie sollte ich deshalb jemandem anderen helfen“*, ein Verpflichtungsgefühl sei aber *„sicher nicht die Hauptmotivation“*, denn unter diesen Voraussetzungen wäre ihr Engagement kurzlebig. Empathie sei als Motiv zutreffend bei Menschen, zu denen sie Kontakt finde, andernfalls würde sie die Betreuung aber auch aufgeben, denn sie möchte sich nicht *„zwingen“*. Als motivierend erlebe sie das *„Gefühl, etwas Sinnvolles getan zu haben“*.

Primärfrage 2: Gratifikationen

„Also von den Klienten, Patienten auf jeden Fall. (...) Alleine dann, wenn der Umgang persönlicher wird miteinander.“

Frau M. hat das Gefühl, in allen Bereichen von den Klienten für *„die Zeit, die man investiert quasi und die Kraft“* viel zurückzubekommen. Im Sozialen Notruf z.B. erlebe sie es als *„total zufrieden stellend“*, wenn eine Frau, die vorher *„wie ein Häufchen Elend“* im schmutzigen Bett lag, schließlich gewaschen beim Frühstück sitzt. *„Das gibt mir unheimlich viel. Da sieht man wirklich: ‚Das hat jetzt einen Sinn gehabt, was du gemacht hast‘.“* Als Gratifikation erlebt sie auch, *„wenn der Umgang persönlicher wird miteinander“*.

Das meiste komme von den Klienten, aber auch von Freunden erhalte sie etwas zurück, z.B. Bewunderung. Im Roten Kreuz komme Anerkennung eher von Einzelpersonen, nicht von der Organisation per se. Zwar gebe es Ehrenurkunden, diese erlebe sie aber nicht als *„persönliche Anerkennung“*. Die Anerkennung für den Sozialbereich sei gering. Auf der Bezirksstelle sei sie - auch dank des neuen Bezirksstellenleiters – gestiegen, andererseits sei es aber *„deprimierend“*, von Leuten *„nur Sozialhelfer“* zu hören und feststellen zu müssen, dass die meisten keine Ahnung davon hätten. *„Wo ich wirklich manchmal das Gefühl hab‘, es ist wirklich gegen Windmühlen treten.“* Oft wünsche sie sich *„grad von oben her“* mehr Wertschätzung. In ihrer Lehrtätigkeit setze sie sich aktiv für eine Erhöhung der gegenseitigen Anerkennung ein.

Themenkomplex 4: Der Stellenwert des Ehrenamtes in der Gesellschaft

„Ich denk‘, es ist derzeit schon ein bisschen eine öffentliche Diskussion wieder. Zumindest stellenweise, hie und da. (...) Also dass da ein bisschen was sich tut. Aber ich denk‘, es wird von vielen einfach als selbstverständlich angesehen, dass es die Ehrenamtlichen gibt, dass es irgend jemanden gibt, der das macht. (...) Wenn man die Leut‘ drauf anspricht, glaub‘ ich erkennen sie‘ s schon an. Aber es kommt nicht von der Gesellschaft an die Ehrenamtlichen würd‘ ich mal sagen. Man muss es sich holen.“

Frau M. hat den Eindruck, dass das Ehrenamt *„nicht immer wirklich anerkannt wird“*. Das Ehrenamt steige aufgrund der Sparmaßnahmen in seiner Bedeutung, es rücke mehr in den *„Mittelpunkt“* öffentlicher Diskussionen. Es werde aber oft als *„selbstverständlich“* betrachtet. Anerkennung von der Gesellschaft gibt es ihrer Meinung nach höchstens dann, wenn man Menschen direkt darauf anspricht. *„Man muss es sich holen.“* Meist werde man als *„gutmütiger Trottel“* gesehen oder jemand, der *„nichts Besseres zu tun“* habe. Den meisten sei *„die Motivation, die dahinter steckt“*, nicht klar. Die Anerkennung sei jedoch auch bereichsabhängig.

Die öffentliche Diskussion hält sie trotz ihres Anlasses für positiv. *„Ich mein‘, die Ursache, dass es finanzielle Sachen sind, das ist wieder eine andere Sache, also der Grund, warum das in die Diskussion wieder kommt.“* Das Ehrenamt sei notwendig, viele Organisationen könnten ohne es *„kaum noch funktionieren“*, vor allem in ländlichen Gegenden. Im *„Bewusstsein der Öffentlichkeit“* sei das aber nicht vorhanden. *„Ein bisschen mehr Öffentlichkeitsarbeit und das Darstellen“* wäre ihrer Meinung nach sinnvoll, werde aber oft als *„Spendenhascherei“* ausgelegt. Eine aktive Suche der Organisationen nach Ehrenamtlichen gebe es nicht, sondern *„man muss den Weg selber finden“*. Das habe Vor- und Nachteile. *„Der Vorteil ist, es wird nur jemand dann den Weg dann dorthin finden, wenn er wirklich was tun will. Der Nachteil ist, dass vielleicht doch einige, die gute Mitarbeiter wären, (...) den Weg dann auf der Suche aufgeben.“* Mehr Werbung der Organisationen brächte mehr Mitarbeiter, viele hätten jedoch falsche Erwartungen, daher sei es fraglich, ob diese lange blieben. Solche Mitarbeiter auszubilden, bedeute einen großen finanziellen Verlust für die Organisationen. Besser sei es, wenn Menschen aus *„eigener Überzeugung“* kommen.

„Das Sozialsystem in Österreich“ sei *„sicherlich nicht das schlechteste“*, die *„Grundversorgung“* sei gewährleistet, es bestehe aber ein *„Informationsdefizit“* über

staatliche Dienste. Auch sei es *„Aufgabe jedes Bürgers (...), da in irgendeiner Form doch auch sich des Problems zumindest bewusst zu sein und Maßnahmen zu setzen.“* Die Möglichkeiten staatlicher Angebote seien begrenzt: *„Das individuelle Eingehen auf die Leute, auf Bedürfnisse der Patienten und Klienten ist sicher nicht durch den Staat gegeben.“* Durch die Freiwilligkeit sei bei Ehrenamtlichen eine besondere Motivation gegeben, die den Klienten zugute komme. Anders als im Beruf bestehe nicht die Notwendigkeit sich abzugrenzen. Dadurch sei anderes Handeln möglich. Als nachteilig erachtet sie die fehlende *„Praxis“*. Theoretisches Wissen sei zwar vorhanden, das *„Umsetzen der Theorie“* meist aber schwer vorstellbar. Professionelle hingegen könnten aufgrund ihrer Abgegrenztheit und alltäglichen Routine mit vielen Dingen besser umgehen als Ehrenamtliche.

Zumindest im Roten Kreuz gebe es *„oft sehr tiefe Kluften“* zwischen Ehrenamtlichen und Professionellen: *„Die Ehrenamtlichen sind die Guten und die Braven mit den Heiligenschein. Die Hauptamtlichen sind die Bösen und die sind unfreundlich.“* Professionelle hielten nicht viel von Ehrenamtlichen, da ihnen die *„Routine“* fehle. Das Problem bestehe nicht in der Bezahlung oder Nichtbezahlung, *„aber einfach aus dem Alltag heraus ergeben sich dann die Probleme im Umgang mit Patienten und Mitarbeitern.“*

Es werde zukünftig auf jeden Fall mehr und mehr an den Organisationen liegen, mangelnde Unterstützung *„auszugleichen“*. Diesen fehle es jedoch an Personal – denn es sei fraglich, ob die Bereitschaft der Menschen *„in einer Zeit, wo Geld immer wichtiger wird“*, steigt – und zunehmends auch an Spendengeldern. Die generelle Initiative der Menschen *„sollte sich zum Teil ändern“*. Mit *„einzelnen Aktionen“* gelinge das auch gut, sie glaube aber, dass man *„von klein an“* – bei der Vermittlung von *„Werten“* – beginnen und zeigen müsste, *„dass es sehr wohl wert ist, sich für andere Menschen zu engagieren“*. Realisierbar sei dies in erster Linie durch *„das Beispiel, das vorgelebt wird“*.

Ergänzende Informationen, Eindrücke und Annahmen

Frau M. ist sehr offen, freundlich und interessiert. Vermutlich gründet sich die Offenheit auch darauf, dass sie mich als ihr in Hinblick auf das Alter ihr ähnlich erlebt. Sie hält die ganze Zeit über mit mir Blickkontakt und spricht von sich aus relativ viel, vor allem auch über sehr intime Themen (Missbrauch und Vergewaltigung). Dabei habe ich den Eindruck,

dass ihre Therapieerfahrung deutlich spürbar ist. Sie reflektiert und erklärt sehr viel, äußert sehr viele Gedanken. Keine der Fragen scheint ihr unangenehm zu sein, sie weicht nie aus, sondern antwortet stets sehr konkret und meinem Eindruck nach ehrlich darauf. Am meisten erzählt sie über ihre Tätigkeiten, zu den Motiven äußert sie sich kurz, aber klar und in eigenen Worten (d.h., ich brauche nicht sehr viel nachzufragen).

Im Roten Kreuz ist sie „multiaktiv“. Von der Gesamtgruppe meiner InterviewpartnerInnen ist sie die am meisten aktive Person, was die Anzahl der Tätigkeitsbereiche betrifft. Mit der Organisation scheint sie sich sehr stark zu identifizieren. Aus ihren Erzählungen geht deutlich hervor, dass sie dort eine eher leitende Position eingenommen hat, z.B. sagt sie sehr häufig „*unsere Mitarbeiter*“.

7.2.14 Falldarstellung Frau N., Rotes Kreuz

Themenkomplex 1: Lebensgeschichtlicher Hintergrund

„Nachdem ich also schon 58 Jahre alt bin, hab‘ ich vieles schon erreicht und hab‘ eigentlich jetzt nur mehr so ein bisschen – das geht ins Philosophische – ich mein‘, man möchte erreichen, dass man drübersteht. Das ist sehr schwer. Das wäre das Hauptziel.“

Frau N. wurde 1942 in Wien geboren. Sie wuchs als Einzelkind und ohne Vater auf, denn er war im Krieg gefallen. Das Verhältnis zur Mutter sei nicht so gut gewesen, *„weil ich keine gute Schülerin war. Da hat sie also immer Ärger mit mir gehabt.“* Lange Zeit habe es eine *„gewisse Distance“* gegeben, mit steigendem Alter sie es aber immer besser geworden, *„weil ich sie besser verstanden hab‘.“* Heute sei das Verhältnis zur nun 85jährigen Mutter sehr gut, *„aber es hat wirklich lang gedauert“*. Die Mutter habe früher genug damit zu tun gehabt, sie *„durchzubringen“*, sie sei aber ein *„hilfsbereiter Mensch“* und helfe auch heute noch *„so gut es geht“*.

Bis zur fünften Klasse besuchte Frau N. die Mittelschule und machte dann die Ausbildung zur zahnärztlichen Helferin. In diesem Beruf war sie *„Jahrzehnte“* lang tätig, ging schließlich aber zur Ärztekammer. Dazwischen sei sie noch einmal *„ausgerissen“*, um etwas *„Künstlerisches“* zu machen. Sie restaurierte Kunstgegenstände, konnte davon aber nicht leben und kehrte in die Ärztekammer zurück. Dort sei sie sehr gerne gewesen,

weil sie als Leiterin eines Instituts sehr „selbstständig“ arbeiten konnte. Hin und wieder leitete sie auch Kinderschikurse. Seit zwei Jahren ist sie in Pension. Ihre aktuelle Familiensituation vergleicht Frau N. mit der früheren: *„Meine Mutter hat sich nicht mehr verheiratet und so waren wir zu zweit. (...) Ich hab‘ dann später geheiratet, aber wir haben leider keine Kinder und jetzt bin ich wieder zu zweit.“*

Ihre Freizeit verbringt Frau N. mit Sport, Reisen, Malen und Sprachen. Sie habe einen großen Bekanntenkreis, das sei jedoch etwas anderes als Freunde. *„Weil Freunde hat man im Leben ja nicht gar so viele wirkliche. Das baut sich halt auf.“* Diskutiert werde im Bekanntenkreis nicht. *„Über das Alter sind wir heraus, glaube ich.“* Früher sei das anders gewesen: *„Wir haben nächtelang diskutiert, aber das ist eben auch in einem gewissen Alter, man kommt dann irgendwann drauf, es geht immer um den Kaiser seinen Bart.“* Es sei nicht einfach zu diskutieren, denn *„viele wollen sich selber reden hören und sonst gar nichts.“* Mit der Zeit komme man auch zu der Einsicht, dass eigene Erfahrungen für andere irrelevant seien. *„Man hat die Erfahrungen, die man macht, meiner Meinung nach nur für sich gemacht.“* Abgesehen von einer Freundin, die einmal in der Woche eine Frau im Altersheim besuche, sei niemand außer ihr engagiert. Die meisten wüssten aber von ihrer Tätigkeit. Die Reaktionen reichten *„von ‚Bist du verrückt?‘ und ‚Umsonst?‘ bis ‚Allerhand, ich bewundere dich‘.“*

Anders als die Bekannten rede sie kaum über Probleme. *„Ich weiß nicht, ich kann das nicht, ich muss erst damit selbst fertig werden und kann dann drüber reden. Es erscheint mir, (...) dass man einen anderen nicht belästigen soll oder ihn belasten soll vor allem. Und es ist aber falsch so zu denken, nur ich kann nicht, ich kann nicht anders.“* Dass andere über ihre Probleme reden, finde sie *„okay“* und *„nicht störend“*.

Vor dem Roten Kreuz war Frau N. bei der Caritas in der „Gruff“ tätig, wo sie aber *„Schiffbruch erlitten“* habe. *„Das war mir dann aber irgendwie zu stark beziehungsweise ich hab‘ keine Unterstützung gehabt.“* Sie habe dort *„keine Aufgabe“* für sich gesehen und nach zwei Monaten aufgehört. Heute setze sie sich außer im Roten Kreuz auch in ihrer Umgebung ein, ferner besuche sie vierzehntägig eine Freundin der Mutter, *„die fast ein Hobby für mich ist“*.

Glaube ist Frau N. wichtig, sie habe aber ihre *„eigenen Vorstellungen“* davon und sei daher aus der Kirche ausgetreten. Ihren Glauben finde sie in der Natur. Dort komme sie *„zum Bewusstsein, wie fantastisch eigentlich alles ist und dass das nicht*

selbstverständlich ist“. Zum Glauben gehöre für sie auch, *„dass man versucht, ein halbwegs ordentlicher Mensch zu sein, der halt die anderen nicht zu sehr piesackt und ihnen halt auch hilft“*.

Prägende Situationen gebe es in ihrem Leben nicht, aber Menschen, die sie beeindruckten. *„Und man versucht dann, auch irgendwie so ein bisschen – naja – edel zu denken und zu sein.“* Die Arbeit an sich selbst sei jedoch *„meistens nicht sehr von Erfolg gekrönt“*, man mache oft die gleichen Fehler. Sicherlich prägten einen die Erziehung, Erkenntnisse, sowie *„unbewusst“* der Partner, konkret falle ihr dazu aber nichts ein. *„Das merkt man oft gar nicht, wodurch man geprägt wird.“*

Sie habe in ihrem Leben schon vieles erreicht, ein Hauptziel für die Zukunft sei, *„so ein bisschen – das geht ins Philosophische – ich mein‘, man möchte erreichen, dass man drübersteht“*. Sehr beeindruckt habe sie der Spruch: *„Das Letzte, das man im Leben erreichen kann, ist nichts mehr besitzen zu wollen.“*

Themenkomplex 2: Die ehrenamtliche Tätigkeit

Primärfrage 1: Die Initialentscheidung für die Tätigkeit

„Wenn man nur macht, was schön ist, also wenn es einem immer gut geht, geht‘ s einem gar nicht so gut. Das klingt paradox, aber ich bin halt der Meinung gewesen, man sollte was Sinnvolles auch wieder tun. Ich hab‘ das mein ganzes Leben lang gemacht, und drum bin ich auch zum Roten Kreuz.“

Zu Beginn der Pension freute Frau N. sie sich über die frei verfügbare Zeit. *„Dann meint man so, man macht jetzt nur, was man will.“* Nach einem Jahr sei ihr das aber *„langweilig“* geworden. *„Wenn man nur macht, was schön ist, also wenn es einem immer gut geht, geht‘ s einem gar nicht so gut. Das klingt paradox, aber ich bin halt der Meinung gewesen, man sollte was Sinnvolles auch wieder tun.“* Sie habe das ihr Leben lang gemacht und sei deshalb zum Roten Kreuz gegangen. Es habe sie aufgrund seiner *„Ideen“*, *„Grundsätze“* und weil es *„unparteiisch“* sei, sehr angesprochen. Bei der Entscheidung für einen Bereich bekomme man jedoch wenig Hilfe, man müsse sehr viel fragen, sonst *„schwebt man eher im luftleeren Raum“*. Sie habe sich mit der Zeit *„Sachen herausgepickt“*, für die sie sich

geeignet fühlte. Sie wolle keinesfalls etwas nur aus „Gutmütigkeit“ machen, „weil dann mach‘ ich‘ s eh nicht gut“.

Vor etwa einem Jahr belegte Frau N. den Grundkurs, ihre erste Wahl fiel auf das St. Anna Kinderspital. *„Es ist direkt pervers, aber ich bin gern in der Spitalatmosphäre.“* Selbst als Patientin habe sie sich in Krankenhäusern nie unwohl gefühlt, auch habe sie gerne Umgang mit Kleinkindern und sei durch ihren Beruf sehr vertraut mit „Assistenz“.

Später kam die Behindertenbetreuung hinzu. Daran gereizt habe sie „das Fremde“: *„Ich find‘ jeden Menschen interessant und solche aber waren mir unbekannt, weil man hat ja mit ihnen nichts zu tun.“* Sie habe es als „wahnsinnig reizvoll“ empfunden, hier etwas – wenn auch nur etwas Kleines – „erreichen“ zu können. Sie glaubt, wichtige Fähigkeiten für diese Tätigkeit mitgebracht zu haben: *„Ich glaub‘, die wichtigste Eigenschaft, die ich aber auch wirklich hab‘, ist, dass ich mich fast ganz in jemanden hineindenken kann, indem ich mich zurückstell‘. Also wenn einer jetzt sich da her setzt und mir was erzählt, dann werd‘ ich nicht seine Äußerungen als Stichwort für meine eigenen Erzählung verwenden, sondern ich werd‘ so tun, als wär‘ ich gar niemand.“* Eine zweite wichtige Eignung sei ihre „Menschenliebe“. Alle anderen Fähigkeiten seien in der Tätigkeit erlernte.

Primärfrage 2. Die Tätigkeit an sich

„Also wie ich in Judenburg war, hab‘ ich festgestellt, dass die Behinderten eigentlich oft besser mit ihrem Leben fertig werden als die sogenannten Nicht-Behinderten. (...) Weil mich manche nämlich gefragt haben: ‚Ist das nicht deprimierend?‘ Es ist nicht wahr. Es ist nur eine andere Welt. Und wenn man sich in der zurecht findet, dann kommt man sich eigentlich sehr ebenbürtig vor.“

Das „Hauptgewicht“ von Frau N.’s Tätigkeit liegt auf dem St. Anna Kinderspital. Durch „Hilfsdienste“ unterstütze sie die Schwestern in der Notaufnahme. Diese Aufgabe gelinge am besten, *„indem man einfach mitdenkt und schaut und sieht das Ganze“* – was ihr vom Beruf her vertraut sei. Die tröste auch die Kinder und die Eltern, sonst sei wenig zu sagen zur Arbeit, die sie als „nicht deprimierend“ erlebt. Die Kinder hätten nur Beschwerden, *„die alle wieder werden“*. Der Kontakt mit den Kindern sei sehr schön. *„Die sind halt lieb. Das geht einem zu Herzen.“*

In der Behindertenbetreuung ist Frau N. in zwei Gruppen tätig. Eine Gruppe besteht aus eher älteren Menschen mit Multipler Sklerose, die zweite Gruppe – eher jüngere Menschen – ist im AKN, einem Verein für Körperbehinderte und Nicht-Körperbehinderte beheimatet. In der ersten Gruppe helfe sie bei alltäglichen Verrichtungen, sie begleite sie auch auf Ausflügen oder höre einfach zu. Mit der zweiten Gruppe sei sie im Sommer eine Woche in Judenburg gewesen. *„Und das war unheimlich interessant und lehrreich.“* Sie habe dort *„festgestellt, dass die Behinderten eigentlich oft besser mit ihrem Leben fertig werden als die sogenannten Nicht-Behinderten.“* Die Menschen seien Tag und Nacht betreut worden. *„Und da entsteht dann auch oft ein inniges Verhältnis. Durch diese Abhängigkeit.“*

Es beeindrucke sie, wie *„geschickt“* manche trotz ihrer Behinderung seien. *„Also es ist faszinierend, weil wenn man sich vorstellt, wenn unsereiner soviel Energie aufbrächte, um etwas zu lernen, da müssten wir ja schon fast ein Einstein werden.“* Behinderte Menschen *„sind gar nicht so zerbrechlich, wie man glaubt“*, man könne sie ruhig fragen, denn sie gäben gerne *„Auskunft“*. Anfangs gebe es viele Berührungängste, weil man *„nicht weiß, wie man mit ihnen umgehen soll“*. Das lege sich jedoch. Ab und zu werde sie gefragt, ob die Arbeit mit behinderten Menschen nicht deprimierend sei. Das sei aber keineswegs so. *„Es ist nur eine andere Welt. Und wenn man sich in der zurecht findet, dann kommt man sich sehr ebenbürtig vor.“* Schön sind für Frau N. *„so nette menschliche ganz kleine Sachen meistens. Aber wo man halt lächeln muss und wo der auch lächelt.“* Es gebe aber auch schwierige Momente, *„die vor allem meistens in der eigenen Begrenztheit liegen“*, z.B. wenn sie einem Menschen hilft, zur Toilette zu gehen. Die körperliche Anstrengung gehe noch, *„aber wenn dann der Mensch ungeduldig ist, dann muss man sich zusammenreißen. Weil man muss es verstehen, dass er ungeduldig ist, weil er fühlt sich in dem Moment, wo das alles passiert, sowieso nicht wohl.“* Sie glaubt, in der Behindertenbetreuung durch *„Hineinfühlen“* etwas Positives – *„wurscht was“*, erreichen zu können, auch wenn es z.B. nur kleine Körperbewegungen seien.

Bei Bedarf springt Frau N. auch bei Versand- oder ähnlichen Arbeiten ein. *„Das ist für mich genauso selbstverständlich, weil das auch gemacht werden muss und ich es auch nicht ungern mach‘.“* Im Moment mache sie auch den Sozialhilfekurs, das Lernen falle ihr schwer, sie freue sich daher auf das Kursende. *„Ich bin keine Lernerin, ich bin eine Praktikerin.“* Im Roten Kreuz aufzuhören sei ihr bisher nicht in den Sinn gekommen, man müsse aber das *„Neinsagen lernen“*, um sich nicht mit zu vielen Aufgaben zu übernehmen: *„Man müsste an sich selbst auch denken, und wenn man sich ständig in*

den Hintergrund stellt, dann ist das schlecht.“ Sie selbst habe es „fleißig geübt“, nein zu sagen, sei aber stets „rückfällig geworden“. Ihrer Meinung nach zeichnen sich Ehrenamtliche des Roten Kreuzes durch eine Eigenheit aus: „Man kann durchaus sagen, dass die meisten, die dort sind, das Helfersyndrom haben. Und das ist sicher eine – meiner Meinung nach also jetzt ein bisschen ironisch gesagt – eine Facette einer Geisteskrankheit, die man einfach – das macht man gern.“

Kontakte zu den MitarbeiterInnen habe sie selten. Im St. Anna Spital sei sie alleine und zu den Treffen auf der Bezirksstelle gehe sie kaum. „Das ist mir zu kompliziert.“ Für einsame Menschen sei das aber sicher gut.

Themenkomplex 3: Motive und Gratifikationen

Primärfrage 1: Motive

„Nur lustig ist nicht lustig. Während jetzt, wo ich arbeite oder halt das mach‘ - ich mein‘, es ist ja nicht so, mir bleibt genug Freizeit, ich kann‘ s mir ja einteilen -, freut mich das andere auch wieder mehr. Also es hat eine Wechselwirkung. Es ist einfach wichtig für einen Menschen.“

Frau N. ist es ein „Bedürfnis“, sich zu engagieren. Sie möchte dies nicht irgendwo, sondern im Roten Kreuz tun, denn *„die ganze Einstellung, wie es geführt wird und wie es entstanden ist, das gefällt mir alles.“* Als Ehrenamtliche fühle sie sich aufgrund der Freiwilligkeit und des ihr eingeräumten Handlungsspielraumes viel „freier“ als im Beruf: *„Ich hab‘ schon immer Sachen, die ich freiwillig gemacht hab‘, mit viel mehr Einsatz gemacht als die Sachen, wo ich unter Zwang war.“* Die Erfahrungen, die sie hier sammle, könne sie auch in sämtlichen Lebensbereichen – auch im Privatleben – „verwenden“ und „verwerten“. Sie möchte sich auch in der Pension weiterentwickeln und aktiv bleiben. *„Dass man nicht immer an der Stelle tritt. (...) Nur lustig ist nicht lustig. Während jetzt, wo ich arbeite oder halt das mach‘ – ich mein‘, es ist ja nicht so, mir bleibt genug Freizeit, ich kann‘ s mir ja einteilen – freut mich das andere auch wieder mehr.“* Arbeit und Freizeit hätten eine „Wechselwirkung“, beide zusammen seien für einen Menschen wichtig. Die Tätigkeit verstehe sie in diesem Sinne auch nicht als Freizeitgestaltung. *„Es ist eine Arbeit für mich, aber eine schöne.“*

Durch die Erfolge oder Misserfolge in ihrer Arbeit erhalte sie Feedback über sich selbst: *„Man merkt selbst, ob man Erfolg hat, ob man gut ist oder nicht. Also man weiß: 'Das hab' ich jetzt gut gemacht' oder ‚Das hab' ich nicht so gut gemacht und das muss ich anders machen‘.“* Empathie sei kein Grund für ihr Engagement, aber sie wisse einfach, dass ihr die Tätigkeit liege. *„Ich fühl' mich geeignet einfach dafür.“* Ein Interesse für die Menschen, *„Neugierde“* und eine fremde Welt kennen lernen zu wollen, stellen für Frau N. wichtige Motive in der Behindertenbetreuung dar. *„Ich mein', es hat jeder Mensch seine Faszination, aber die natürlich auch, weil man sie so gar nicht kennt und weil man sie gerne kennen lernen möchte, um sie auch richtig beurteilen zu können.“* Sie fühle sich keineswegs zum Ehrenamt verpflichtet, könne aber einfach nicht anders. Sie sehe sich nicht als besonderen oder guten Menschen, tue es aber so gerne.

Die Tätigkeit gebe ihr zwar ein gutes Gefühl, das habe sie aber auch nach der Erledigung von Alltagsaufgaben. *„Das ist nicht so ein Unterschied. Es liegt auf der gleichen Ebene.“* Genauso könne man ein Gefühl innerer Leere durch andere Tätigkeiten als einem Ehrenamt überwinden. *„Es hängt mit einer sinnvollen Tätigkeit zusammen, das ist wurscht, was das ist. Die Leere hat man sicher dann, wenn man sich unnützlich fühlt, und das tut ein Mensch bald, weil ein denkender Mensch hat das Bedürfnis, nützlich zu sein. Und er wächst ja auch mit einer Herausforderung. Und das tut ihm ja gut, da hat er wieder eine Selbstbestätigung, also das ist ja alles was Positives.“*

Die Art der Betätigung sei nicht so wichtig, es gehe nur darum, *„dass der Mensch etwas Sinnvolles tut und tätig ist. Und nicht herumlehnt und wartet, bis ihn vielleicht irgendwer froh macht oder etwas von selber kommt.“* Was ihre Arbeit mit Kindern betrifft, sieht sie einen Beweggrund in ihrer eigenen Kinderlosigkeit. *„Ich könnte mir vorstellen, weil ich ja selbst keine Kinder hab', dass ich da was aufarbeit' auf meine alten Tage. Was mir schon bewusst ist, aber das ist halt so und das macht mir vielleicht deshalb besonderen Spaß.“*

Primärfrage 2: Gratifikationen

„Das ist mir schon wichtig. Das freut mich so, das motiviert einen.“

Frau N. hat das Gefühl, für ihren Einsatz *„reichlich“* und viel mehr als erwartet zurückzubekommen, z.B. *„nette Gespräche“, „oft ist es auch nur ein Wort und oft ist es ein Lächeln oder ein netter Blick oder was auch immer“,* was sie unter dem Begriff

„Menschlichkeit“ zusammenfasst. Von den KlientInnen und PatientInnen etwas zurückzubekommen, sei ihr wichtig. *„Das freut mich so, das motiviert einen.“* Begrenzte Bedeutung hätten hingegen Gratifikationen vom Roten Kreuz. *„Das Rote Kreuz ist auch so was, wo ja also sehr viel Sinn dahinter steckt und mir das genügt, dass ich einfach gern mit denen arbeit.“* Die MitarbeiterInnen seien bemüht, *„mit einem nett umzugehen und einem also das Gefühl geben, dass sie froh sind, dass man für sie arbeitet.“*

Themenkomplex 4: Der Stellenwert des Ehrenamtes in der Gesellschaft

„Alles, was man macht, ohne dass man einen Profit – einen materiellen Profit – davon hat, wird häufig belächelt. Also da ist man auch vielleicht nicht ganz bei Trost, wenn man das macht.“

Das Ehrenamt stößt nach Frau N. in der Gesellschaft meist auf Unverständnis, es werde *„belächelt“*, die Menschen für *„nicht ganz bei Trost“* gehalten. Der Großteil denke, dass es nichts bringt bzw. sage: *„Mach‘ halt, wenn dir fad ist.“* Es sei notwendig, – *„ich stelle mir vor, dass das Dinge sind, die der Gesellschaft nützen“* – die meisten und ebenso sie selbst wüssten aber zu wenig, wo ehrenamtlich gearbeitet wird. *„Das muss man sich wirklich erst bewusst machen.“* Mehr darüber zu informieren, wäre *„sicher nicht schlecht“*, denn *„vielleicht wäre das auch für viele ein Impuls“*.

Den Umfang staatlicher Angebote kann Frau N. nicht beurteilen. Angesichts der Begrenztheit finanzieller Mittel seien eventuelle geringe Leistungen aber verständlich. *„Dann kann man also das nicht so ausbauen, wie‘ s notwendig wäre.“* Ständig nur Kritik am Staat zu üben, finde sie nicht in Ordnung. *„Man muss auch sehen, dass das nicht ganz so einfach ist.“* Viele stellten Forderungen an den Staat, *„aber vielleicht dass man auch selber einmal ein bisschen was hergibt oder auf was verzichtet, damit das wieder ins Lot kommt oder überhaupt funktioniert, da schließt sich jeder dann aus.“* Alles von Staatsseite her anzubieten, bringe auch Nachteile mit sich. *„Wenn alles vom Staat kommt, da wird man abhängig und mit der Abhängigkeit wird er unmündig.“* Man könne von einem Menschen durchaus verlangen, selbst zu denken und Entscheidungen zu treffen, auch wenn diese unter Umständen falsch sind. *„Aber es ist besser als keine Entscheidung.“* Diese Haltung sei jedoch *„nicht gefragt – derzeit besonders nicht“*.

Das Ehrenamt biete Vorteile für die Hilfeempfänger, denn ein freiwillig tätiger Mensch mache seine Arbeit gerne, das „Muss“ falle bei ihm weg, genauso wie strikte zeitliche Begrenzungen. Er habe *„eine andere Einstellung dazu, der kommt schon gelassen. Der ist unter keinem Druck. Sonst würd' er' s nicht tun.“* Keineswegs sei professionelle Arbeit schlecht, aber umgekehrt sei das Ehrenamt sicher nicht schlechter. Nachteile des Ehrenamts gebe es sicher, gegenwärtig fielen ihr aber keine ein. Auch zum Verhältnis zwischen Ehrenamtlichen und Professionellen könne sie wenig sagen, sie selbst habe *„noch nie einen krassen Unterschied gemerkt im Umgang“*. Man gehe höflich miteinander um, auf welcher Basis man tätig sei, besitze keine *„Wertigkeit“*. Natürlich gebe es so manche *„Gschaftlhuber“*, die sich *„wichtig“* machten, diese finde man jedoch überall.

Die Zukunft des Ehrenamtes sieht Frau N. optimistisch, sicher komme *„was Gutes“* heraus: *„So brutal die Zeit auch ist und materiell, so gibt' s aber schon so eine Gegenrichtung“* – v.a. bei jungen Menschen, *„die Sachen machen – nicht nur des Geldes wegen. Und die denken und sie sind kritisch.“* Politik hat ihrer Ansicht nach keine Auswirkungen auf das Ehrenamt. *„Also bei mir zumindest hat' s nichts damit zu tun. Im Gegenteil, ich wende mich derzeit furchtbar von der Politik ab und es hängt mir zum Hals heraus. Und ich denk' mir, ich mach' das, was ich will.“*

Ergänzende Informationen, Eindrücke und Annahmen

Frau N. wirkt „jugendlich“, nett, zugänglich und in sich ruhend. Ich habe den Eindruck, dass das Interview gut im Fluss ist, ihre Bereitschaft, zu erzählen, ist generell eher groß. Sie wirkt reflektiert und scheut sich nicht, Dinge beim Namen zu nennen (z.B. *„Man kann es ruhig Neugier nennen.“*) Sie äußert sich zu allen Komplexen relativ umfangreich, teilweise wirkt sie sehr fasziniert, z.B. wenn sie von Erlebnissen in der Behindertenbetreuung erzählt. Auch zum Komplex 4 fällt ihr einiges ein, dennoch habe ich den Eindruck, dass sie ihr Ehrenamt wenig im gesellschaftlichen Kontext wahrnimmt, es viel mehr als Tätigkeit, die ihr persönlich bedeutsam ist, erlebt. Gestützt wird dieser Eindruck auch durch ihre Aussage, dass Politik keinen Einfluss auf das Ehrenamt habe bzw. dass es bei ihr im Gegenteil so sei, dass sie sich gegenwärtig von der Politik abwende.

Nach Abschluss des Interviews meint Frau N., dass es für sie sehr interessant gewesen sei. Über viele Dinge denke man im Alltag nicht nach, durch das Gespräch sei ihr einiges klar geworden.

7.2.15 Falldarstellung Herr O., Rotes Kreuz

Themenkomplex 1: Lebensgeschichtlicher Hintergrund

„Das Einzige, was mir in Erinnerung bleibt: Wie ich klein war, hab‘ ich einmal eine Mittelohrentzündung gehabt. Und der Großvater ist wirklich Tag und Nacht bei mir drinnen gesessen und hat auf mich aufgepasst. Das war wirklich prägend.“

Herr O., Jahrgang 1958, wuchs in Floridsdorf auf. Seine Mutter und er lebten bei der Großmutter, den Vater hat er nie kennen gelernt. Mit 10 Jahren bekam er eine Halbschwester – *„die ist eigentlich vom zweiten Mann meiner Mutter“*. Seine *„Bezugsperson“* sei die Großmutter gewesen. *„Die war immer da. Das war eben bei unserer Familie kann man sagen so wie bei einer italienischen das Oberhaupt. Was sie gesagt hat, das war auch so.“* Sie habe sieben Kinder aufgezogen, sei sonst aber nicht engagiert gewesen. Der Kontakt zur Mutter und zur Schwester sei *„eigentlich auseinander gegangen“*.

Nach der Volks- und Hauptschule machte Herr O. eine Maurerlehre. Derzeit ist er arbeitslos. Er hat zwei Töchter aus einer geschiedenen Ehe. In seiner Freizeit betreibt er gerne Sport, derzeit sei er aber *„mehr ehrenamtlich tätig“*. Er habe einen *„größeren Bekanntenkreis“*, gemeinsame Unternehmungen stünden hier im Zentrum. Mit einem *„guten Freund“* mache er *„eigentlich alles. Also wenn irgendwas ist, helf‘ ich ihm und er hilft mir, wenn ich irgendwas brauch‘.“* Auch gebe es hin und wieder Gespräche über soziale Themen, über Politik weniger. Von seinem Ehrenamt wüssten die Bekannten, sie seien *„geteilter“* Meinung: *„Manche sagen: ‚Du bist blöd‘ und manche halt: ‚Das ist in Ordnung‘.“* Erstere würden *„auf keinen Fall“* ehrenamtlich arbeiten, letztere *„würden es machen, wenn sie Zeit hätten“*.

Der Freund würde seiner Meinung nach sicher mit Problemen zu ihm kommen, andere *„eher nicht“*: *„Die halten es meistens geheim. Aber man kommt drauf.“* Er selbst würde mit

Problemen – „*ich hab‘ aber keine, nicht wirklich*“ – auch zu seinem Freund gehen. „*Sicher, weil hineinfressen alleine bringt nichts. Man braucht irgendwas zum Ausreden.*“ Außerhalb des Roten Kreuzes engagiere er sich nicht. Er spende nicht, aber wenn ihn jemand um Geld für Essen bitte, sage er, er solle mitkommen, dann kaufe er etwas. „*Das machen die meisten auch.*“

Prägend sei für ihn nur eine Situation in seiner Kindheit gewesen. Er sei krank gewesen, „*und der Großvater ist wirklich Tag und Nacht bei mir drinnen gesessen und hat auf mich aufgepasst. Das war wirklich prägend. Da sind wir vor dem Fernseher gesessen Tag und Nacht, weil ich Schmerzen gehabt hab‘.*“ Religion spiele in seinem Leben keine Rolle. Für die Zukunft wünsche er sich, gesund zu bleiben, sonst sei er mit seinem gegenwärtigen Leben zufrieden.

Themenkomplex 2: Die ehrenamtliche Tätigkeit

Primärfrage 1: Die Initialentscheidung für die Tätigkeit

„*Da hab‘ ich halt geglaubt, ich großschnablerts Maul, ich komm‘ hin und kann gleich anfangen. Kann mich gleich ins Auto reinsetzen und wir fahren gleich weg. Das war natürlich nicht so.*“

Anfang 1998 machte Herr O. den D-Führerschein, wofür er einen 16-Stunden-Kurs in Erste Hilfe benötigte. Nach diesem habe er festgestellt: „*Was ich da eigentlich mach‘, ist eigentlich zu wenig. Weil wenn wirklich was passiert, ich könnte nach den sechzehn Stunden genauso wenig.*“ Da er das Rote Kreuz für „*die beste Organisation*“ im Rettungswesen gehalten habe, sei er mit dem Wunsch, Sanitäter zu werden, hingegangen. Im Gespräch sei aber klar geworden, dass seine Erwartungen nicht sofort erfüllt werden konnten: „*Da hab‘ ich halt geglaubt, ich großschnablerts Maul, ich komm‘ hin und kann gleich anfangen. Kann mich gleich ins Auto rein setzen und wir fahren gleich weg. Das war natürlich nicht so.*“ Er habe es aber akzeptiert und sich gedacht: „*Na gut, muss ich eben die Kurse machen.*“ Nach zwei Monaten habe er das erste Mal mitfahren dürfen. Seine ursprüngliche Erwartung, „*dass man mehr zu Unfällen oder irgendwas dazu kommt*“, stellte sich als ebenso unzutreffend heraus. „*In Wien als Sanitäter zu fahren ist ja meistens nur Krankentransport eigentlich, besser gesagt ein Taxi*“. Das habe ihm aber letztlich nichts ausgemacht. „*Es ist auch so interessant, mit Menschen*

zusammenzuarbeiten. Drum möchte ich auch kein Fahrer werden. (...) Ich sitz' lieber hinten beim Patienten und unterhalt' mich mit ihm.“ Gefallen habe ihm auch die Möglichkeit, auf Menschen anderer kultureller Herkunft zu treffen.

Erst nach eineinhalb Jahren habe er sich auch für die soziale Schiene, genauer den Besuchsdienst, entschieden. Auch daran habe ihn die Möglichkeit gereizt, mit Menschen zusammenzukommen. Eine Fähigkeit, die er mitgebracht habe, sei *„Kommunikation mit Menschen“*. *„Und eigentlich bin ich immer sehr gut aufgelegt. Ich hab' viel Humor.“* Dieser sei für die PatientInnen und KlientInnen sehr wichtig.

Primärfrage 2: Die Tätigkeit an sich

„Ich gehör' irgendwie schon zur Familie kann man sagen.“

Im Besuchsdienst hatte Herr O. bisher vier KlientInnen. Diese könne man sich aussuchen, genauso sei es umgekehrt. Im Moment betreut er eine 62jährige Frau, die einen Schlaganfall hatte. *„Sehr gut beieinander und braucht eigentlich dies, damit sie Abstand gewinnen kann. Weil das ist wirklich ein 24Stunden-Job. Also ich würd' es nicht aushalten, das geb' ich ehrlich zu. Ich bewundere sie.“* Dreimal in der Woche gehe er hin, um sie zu wickeln, zu füttern oder ähnliche Dienste zu verrichten. Manchmal gehe er mit ihr auch in die Oper.

Die Betreuung einer früheren Klientin habe er aufgrund von Problemen beendet: *„Ich hab' ihr leider meine Telefonnummer gegeben und dann hab' ich Tag und Nacht keine Ruhe gehabt. Da hab' ich müssen die Handynummer wechseln lassen.“* Eine weitere Betreuung wurde beendet, da die Person lieber von einer Frau betreut werden wollte. Schön sei es, *„wenn sich der Partner zum Beispiel freut, damit man kommt.“* Bei seiner jetzigen Klientin gehöre er schon zur Familie. Schwierige Momente habe es nicht gegeben, selbst als eine Klientin verstarb. *„Das gehört dazu, das Sterben. (...) Sie hat nicht lang leiden müssen. Sie war zwei Wochen im Spital und dann ist sie eingeschlummert.“*

Bei einem Klienten habe er ein besonderes Ziel gehabt: *„Beim Herrn X. hab' ich probiert, ob' s besser wird mit der Motorik nach dem Schlaganfall, halt Übungen gemacht (...) und Fachliteratur gelesen.“* Das habe ein Jahr nach dem Schlaganfall nicht mehr viel geholfen, *„aber eben probiert haben wir' s.“*

Im Sanitätsdienst könne man sich die Dienste ausmachen. Unter Tags gehe es meist um Krankentransport: *„Den Patienten hinauftragen, unterhalten, fragen, was er hat, wie‘ s ihm geht heute, ob er gut aufgelegt ist, schlecht aufgelegt ist, ob er Schmerzen oder so hat.“* Leider habe er noch nie eine Wagengeburt erlebt, meist gehe es um das Verbinden von Wunden, das Durchführen von Messungen und *„den Patienten gut betreuen psychisch“*. Vor kurzem sei jemand mit einer Blinddarmentzündung gefahren worden. *„Und ich natürlich, lustig wie ich bin halt, mach‘ meinen Schmäh und hab‘ ich müssen aufhören, weil das hat ihm beim Lachen Schmerzen bereitet.“* Eine „Anekdote“ könne er auch von einem Einsatz bei einer schwangeren Frau berichten. Da diese sehr über Schmerzen geklagt habe, habe er nachsehen müssen, ob der Muttermund geöffnet ist. Der Ehemann habe das gesehen und geschrien: *„Das ist meine Frau.“* Er habe darauf geantwortet: *„Das ist schön, dass es Ihre Frau ist, aber ich bin der Sanitäter. Wenn Sie nicht wollen, bleiben Sie nicht da.“*

Eine seiner Tätigkeiten aufzugeben, ist für Herrn O. noch nie in Betracht gekommen. Die Treffen mit anderen MitarbeiterInnen sind ihm wichtig, er gehe wenn möglich regelmäßig zum Besuchsdiensthelfertreffen, um *„Kontakte auszutauschen und ein bisschen einen Schmäh führen“*.

Themenkomplex 3: Motive und Gratifikationen

Primärfrage 1: Motive

„Man entwickelt sich weiter und man lernt was. Wirklich, das stimmt. Ist sehr wichtig für mich.“

Herr O. ist ehrenamtlich tätig, *„weil‘ s Spaß macht“* und er *„viel viel mehr“* zurückbekomme, als Freizeitgestaltung würde er es aber nicht bezeichnen. Eigene Erfahrungen mit Hilfe seien kein Grund, denn *„ich war nicht in der Situation, dass ich irgendwo Hilfe gebraucht hätte.“* Auch mache ihn die Situation der PatientInnen und KlientInnen nicht betroffen, mit diesem Motiv wäre er seiner Meinung nach *„fehl am Platz“*. Mitzuleiden oder mitzufühlen, könne er sich am Rettungsauto nicht *„leisten“*. Er könne sich aber gut in Menschen einfühlen und wolle sie deshalb unterstützen.

Er wolle aus der Tätigkeit weder das Gefühl, gebraucht zu werden, beziehen noch habe er je eine innere Leere verspürt, die er mit dem Ehrenamt füllen würde. Kontakte knüpfe er nur privat, im Ehrenamt habe er das Bedürfnis nicht, jedoch könne er hier „*kulturmäßig und so*“ Erfahrungen sammeln. Die Tätigkeit bringe ihn auch in seiner Entwicklung weiter: „*Man entwickelt sich weiter und man lernt was. Wirklich, das stimmt. Ist sehr wichtig für mich.*“ Er sei im Roten Kreuz tätig, „*eben weil ich gerne lerne und das ist es eigentlich für mich auch: Weiterbilden und Lernen.*“

Mit seinem Engagement würde er gerne einen Beitrag zur Veränderung von Dingen, die ihn „*aufregen*“, leisten. Dies komme aber nicht so sehr zum Tragen, denn als Einzelperson sei da „*nichts zu machen*“. „*Wenn Sie alleine was ändern wollen, sind Sie meistens ein Querulant. In der Mehrheit dann geht' s vielleicht.*“ Er verspüre keinerlei Verpflichtung, sich zu engagieren, denn „*die Gesellschaft ist mir wurscht*“. Im Sanitätsdienst sei auch ein Interesse am Thema von Bedeutung: „*Mich interessiert zum Beispiel der Krankheitsverlauf von jedem Patienten. Wie' s passiert ist, wieso es passiert ist, die Therapie, was er gehabt hat oder bekommen würde oder kriegt.*“

Primärfrage 2: Gratifikationen

„*Es soll auch was zurückkommen, weil sonst wär' ich fehl am Platz.*“

Herr O. bekommt von seinen KlientInnen und PatientInnen sehr viel zurück: „*Durchs Lachen, durch die Unterhaltung alleine, auch so, wenn er sich freut, wenn er deprimiert ist, wenn man ihn aufheitern kann.*“ Das sei ihm wichtig. „*Weil sonst wär' ich ja fehl am Platz, wenn ich keine Reaktion seh'.*“ Vom Roten Kreuz komme nichts, es sei auch nur die vermittelnde Organisation und daher nicht von Bedeutung. „*Für mich geht der Klient vor.*“

Themenkomplex 4: Der Stellenwert des Ehrenamtes in der Gesellschaft

„*Sie sehen ja bei der Regierung, die sparen überall ein. Also wenn es keine Ehrenamtlichen geben würde – und ob' s besser wird, bezweifle ich.*“

Herr O. misst dem Ehrenamt große gesellschaftliche Bedeutung bei. „*Ohne Ehrenamtliche würde es fast nicht gehen. In keiner Organisation.*“ Im Moment seien

Einsparungen auf staatlicher Seite durch die Kürzung der Zivildienster sichtbar. Von vielen staatlichen Angeboten wüssten die Menschen jedoch lediglich nichts. *„Man müsste es viel mehr publik machen.“* Mehr *„Promotion“* wäre seiner Ansicht nach sinnvoll. Das Ehrenamt sollte keinesfalls in Konkurrenz mit professionellen Diensten treten. *„Es sollte sich gegenseitig ergänzen und nicht immer gegeneinander sein, was meistens ist“*, auch im Roten Kreuz, denn *„man spricht sich eigentlich zu wenig darüber aus.“* Für ihn persönlich sei jeder Mensch gleich, in der Regel sei das aber anders: *„Es fährt keiner gern mit einem Hauptamtlichen, genauso wenig, wie ein Hauptamtlicher gern mit Freiwilligen fährt.“* Der erste Sanitäter als *„der erste Mann am Wagen“* habe stets *„das Sagen“*. Was er dem – hauptamtlichen – Fahrer sage, habe dieser zu tun. *„Das will der halt nicht einsehen und da gibt‘ s halt dann immer Reibereien.“* Es gebe aber in beiden Bereichen *„Blöde und Gute“* Er finde es nicht ungerecht, dass die einen bezahlt werden, die andern nicht. Wer nicht ehrenamtlich tätig sein möchte, solle es halt hauptamtlich tun. *„Mir ist das eigentlich im Prinzip wurscht.“*

Freiwilligkeit und Spaß an der Arbeit seien die Vorteile des Ehrenamtes. Für die Betreuten sei es aber gleich, wer sie betreut. Als Ehrenamtlicher habe man es unter Umständen leichter als ein Professioneller, der auf seinen Lohn angewiesen ist. *„Wenn‘ s mir nicht passt, geh‘ ich.“*

Nachteile habe das Ehrenamt seiner Meinung nach nicht. In der Öffentlichkeit werde es *„anerkannt“*, unabhängig vom jeweiligen Bereich. Ob die Mehrheit der Österreicher wie seine Freunde denkt und Ehrenamtliche für *„blöd“* erklärt, sei ihm egal. *„Wir sind ein freies Land, jeder hat seine Meinung. Und wenn er sagt, das gefällt ihm nicht, dann na gut, ich kann damit leben.“* Über ehrenamtliche Bereiche wüssten die Menschen zu wenig, ob das auch potentielle InteressentInnen betreffe, habe er sich noch nicht gefragt. Er finde jedoch, dass man mehr Werbung machen sollte.

Herr O. glaubt, dass sich die Bedeutung des Ehrenamtes in Zukunft verändern wird, es ändere sich aber laufend etwas. Das Ehrenamt werde *„überhaupt in der heutigen Zeit“* nötiger, denn *„bei der Regierung, die sparen überall ein“*. Er bezweifle, dass es sich zum Besseren wenden wird. Ob die Menschen bereit sein werden, den erhöhten Bedarf an Ehrenamtlichen zu decken, könne er nicht sagen. Im Roten Kreuz gebe es jedoch immer viele neue Interessierte. Die generelle Initiative der Menschen, z.B. die Bereitschaft, zu Demonstrationen zu gehen, sei heute bereits größer als vor einigen Jahren, sie wird seiner Meinung nach noch weiter zunehmen. Mehr Ehrenamtliche würde er befürworten,

man müsse den Menschen das Ehrenamt aber auch näher bringen und könne nicht von unbegrenztem Einsatz ausgehen. *„Irgendwann wird einmal eine Grenze auch da sein. Weil dass noch immer Ehrenamtliche kommen, wird auch einmal zu bezweifeln sein.“*

Ergänzende Informationen, Eindrücke und Annahmen

Herr O. wirkt sehr freundlich, manchmal etwas verlegen. Er spricht sehr rasch und äußert sich eher wenig, weshalb das Interview sehr kurz ist. Teilweise spricht er relativ undeutlich oder in starkem Wiener Dialekt. Ich habe den Eindruck, dass er über persönliche Dinge nicht so gerne spricht bzw. es für ihn vielleicht nicht so üblich ist, über sich persönlich zu reden oder nachzudenken. Bei manchen Fragen habe ich daher den Eindruck, dass ihm nicht so viel dazu einfällt, er sich die Frage selbst nicht stellen würde, weil sie für ihn wenig Sinn macht. Er wirkt jedoch sehr berührbar, z.B. als er von seinem Großvater erzählt.

Herr O.'s Sichtweise seiner Tätigkeit ist eher „eng“. Im Zentrum steht für ihn die persönliche Beziehung zum Klienten, ein gesellschaftlicher Bezug ist nicht gegeben. An mehreren Stellen betont er, dass ihm die Gesellschaft „*wurscht*“ sei.

7.3. Resultate des interindividuellen Vergleichs

Die folgenden Kapitel gliedern sich jeweils in drei Abschnitte. Im ersten Abschnitt werden allgemeine Auffälligkeiten in der Gruppe der Befragten diskutiert. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit den Merkmalen, die bei Berücksichtigung der Organisationszugehörigkeit besonders auffallen. Im dritten Abschnitt werden schließlich die aus dem interindividuellen Vergleich resultierenden Typen präsentiert.

7.3.1 Lebensgeschichtlicher Hintergrund

7.3.1.1 Auffälligkeiten in der Gesamtgruppe

Betrachtet man die Gesamtgruppe der Befragten, so können folgende Auffälligkeiten festgehalten werden:

Erleben der Kindheit:

Mehr als die Hälfte der Personen erlebte ihre Kindheit als schwierig. Der Grad der geschilderte Probleme war zwar (objektiv) sehr unterschiedlich, dennoch erscheint es mir bedeutsam, dass die Erinnerung an die Kindheit bei acht Personen eher negativ geprägt war. Sechs Personen hatten keine nennenswerten Probleme, aber nur eine Person hatte ein sehr gutes Verhältnis zu allen Mitgliedern der Familie.

Ausbildung:

Sieben Personen verfügten über eine höhere Ausbildung (Studium) und fünf über einen Abschluss der AHS, Handelsakademie oder Handelsschule. Nur drei Personen besuchten keine höhere Schule. Zwei davon absolvierten Lehren im handwerklichen Bereich, eine Person wurde zur zahnärztlichen Helferin ausgebildet. Die Gesamtgruppe der Befragten zeichnet sich somit durch einen relativ hohen Bildungsgrad aus (vgl. Spieß-Kiefer & Bluhm, 1985, S. 47 f.). Der z.B. von Bendele (1992, S. 79) und Wischeropp (1998, S. 66) angenommene Strukturwandel scheint sich, was den Bereich der Bildung betrifft, in meiner Untersuchung zu bestätigen.

Beruf:

Fünf Personen waren in Pension, drei arbeitslos, drei in Ausbildung und vier berufstätig. Die Gruppe der nicht berufstätigen Personen war somit sehr stark vertreten.¹⁵⁴ Darin zeigt sich ein wesentlicher Unterschied zur Studie von Spieß-Kiefer (1985, S. 47): Während dort Hausfrauen, Rentner und in Ausbildung stehende Personen mehr als die Hälfte ausmachten, waren es in meiner Untersuchung mehr als zwei Drittel. Auffällig ist auch, dass sechs Personen aus dem psychologischen, sozialen oder pädagogischen Bereich kamen. Sie waren entweder bereits dort tätig oder befanden sich in einer entsprechenden Ausbildung.¹⁵⁵ In der Gruppe der Berufstätigen war nur eine Person anderweitig tätig. Die Pensionisten und erwerbslosen Personen hatten ihren Beruf hingegen durchgängig in anderen Bereichen ausgeübt.

Familienstand und Kinder:

Der Familienstand der Befragten war sehr unterschiedlich. Sieben Personen lebten allein, zwei davon waren geschieden, zwei verwitwet. Acht Personen lebten in einer Partnerschaft, vier davon waren verheiratet. Sieben Personen hatten Kinder, acht waren kinderlos. Auffällig war jedoch, dass keiner der Singles bzw. der in Partnerschaften Lebenden Kinder hatte. Andererseits waren keine geschiedenen bzw. verwitweten Personen ohne Kinder vertreten. Bis auf eine Ausnahme hatten alle Personen, die eine Ehe eingegangen waren, Kinder. Es kann davon ausgegangen werden, dass die von mir befragten Ehrenamtlichen eher partnerschaftsorientiert sind – in welcher Form auch immer –, aber fast ausschließlich nur dann Kinder haben, wenn sie verheiratet sind oder waren.

Weiteres Engagement:

Elf Personen waren „mehrfach“ engagiert. Sie waren innerhalb einer Organisation in mehr als einem Bereich tätig¹⁵⁶, engagierten sich in anderen Organisationen und/oder im Umfeld. Unter den restlichen vier Personen waren drei früher aktiv engagiert oder gingen auf Demonstrationen. Eine Person engagierte sich weder heute noch früher in weiteren Bereichen, „*politisiert*“ jedoch häufig mit seinem Freundeskreis, z.B. über die Kürzung der Zahl der Zivildienstler. Von den Personen, die sich auch außerhalb der Organisation

¹⁵⁴Es könnte sich dabei auch um einen Effekt der Auswahl handeln. Unter Umständen verfügen nicht berufstätige Personen über höhere zeitliche Ressourcen und erklären sich daher auch eher zur Teilnahme an Interviews bereit.

¹⁵⁵Auch dieses Ergebnis könnte als Anzeichen eines Strukturwandels gewertet werden.

¹⁵⁶In der Tabelle wurde nur das außerhalb der Organisation stattfindende Engagement festgehalten, da aus der Kopfzeile bereits ersichtlich ist, in wie vielen Bereichen der Organisation jemand tätig ist.

engagierten, taten dies drei im Rahmen eines formellen, vier im Rahmen eines informellen Ehrenamtes.

Stellung der Tätigkeit im Freundeskreis:

Sechs Personen erlebten ihr Engagement als vollständig in ihre Freundschaften integriert, bei acht Personen ist dies zumindest teilweise der Fall. Nur bei einer Person schien der Freundeskreis weit gehend mit Unverständnis zu reagieren. Bei der Mehrzahl der Personen stößt das Ehrenamt somit im Freundeskreis ganz oder zumindest teilweise auf Verständnis und/oder Interesse und wird als zur Person gehörend erlebt.¹⁵⁷

Problemmanagement:

Gegenseitige Unterstützung im Freundeskreis war bei drei Personen gegeben und wurde als sehr wichtig erachtet. Fünf Personen grenzten die Hilfe, die sie selbst nehmen und/oder geben wollten, genauer ein bzw. definierten genauer, wodurch ihnen Freunde helfen. Sieben Personen waren eher daran gewöhnt, Probleme allein zu lösen. Innerhalb der letzten Gruppe waren weitere Unterschiede festzustellen: Drei Personen waren der Ansicht, dass es keine Probleme gibt bzw. es üblich sei, sie allein zu lösen. Ebenfalls drei Personen befanden sich in Freundeskreisen, in welchen es weniger üblich bzw. sogar unüblich war, Probleme allein zu lösen. Eine Person schien sich Hilfe zu wünschen, aber bisher nicht bekommen zu haben.

Wie im Kapitel 4.4.3 dargestellt wurde, kamen Omoto & Snyder (1995, S. 679 ff.) zu dem Schluss, dass ein Zusammenhang zwischen der Dauer des Engagements und dem Grad der sozialen Unterstützung im Umfeld besteht. Meine Untersuchung unterstützt dieses Ergebnis insofern, als alle Befragten mindestens ein Jahr lang ehrenamtlich tätig waren und sehr viele angaben, ihre Probleme alleine zu lösen.

Glaube:

Religion spielte für drei Personen absolut keine Rolle, sechs Personen war die Kirche eher unsympathisch, sie hatten jedoch einen eigenen Zugang zum Glauben und sechs Personen waren als religiös zu bezeichnen. Es kann daher angenommen werden, dass Glaube – in welcher Form auch immer – bei fast allen eine Rolle spielt.¹⁵⁸ Darin wird ein wesentlicher Unterschied zu Pfabigans (1993, S. 38) Untersuchung deutlich, denn er

¹⁵⁷ Als Kriterium galt dabei nicht das Ausmaß, in dem über die Erfahrungen als EhrenamtlicheR gesprochen wurde, sondern die Frage, ob die Tätigkeit an sich akzeptiert wurde.

¹⁵⁸ Auffällig war jedoch, dass selbst sehr religiöse Personen häufig Kritik an der Kirche übten (z.B. „Manches hegt schon meinen Widerspruch“).

stellte fest, dass den Ehrenamtlichen der Bewährungshilfe Religion unwichtig ist – was als Beweis für die Existenz eines „neuen Ehrenamtes“ gewertet werden könnte.¹⁵⁹

Life events:

Die Mehrzahl der Befragten (12 Personen) gab an, mindestens ein einschneidendes Erlebnis gehabt zu haben. Dabei war Herr O. der Einzige, der ein positives Erlebnis als prägend bezeichnete. Sieben Personen waren vom Verlust einer nahe stehenden Person betroffen. In diesem Punkt kommt das subjektive Erleben der Befragten besonders gut zum Ausdruck, denn aus „objektiver“ Sicht hätte man bis auf eine Ausnahme (Frau N.) in der Lebensgeschichte jeder einzelnen Person prägende Erlebnisse auffinden können. Unter den 3 Personen, die angaben, kein solches Erlebnis gehabt zu haben, befand sich ein Mann, der von einer Scheidung betroffen war, sowie eine Frau, die sowohl ihre beiden Brüder als auch ihren Ehemann verloren hatte.

Ziele und Wünsche für die Zukunft:

Sieben Personen hatten konkrete Wünsche für die Zukunft. Fünf Personen hatten keine bestimmten Ziele. Drei Personen wünschten sich in irgendeiner Form etwas von anderen Personen. Darauf wird später noch näher eingegangen werden.

7.3.1.2 Organisationsspezifische Auffälligkeiten

Bereits aus Kapitel 6.4.1 geht hervor, dass der Buddy-Verein und das Rote Kreuz für die eher Jüngeren von Interesse sind, während die Caritas zwar sehr unterschiedliche Altersgruppen, am meisten jedoch eher ältere Personen anspricht.¹⁶⁰ Unter Beachtung der Organisationszugehörigkeit der Befragten können jedoch weitere Auffälligkeiten festgehalten werden:

¹⁵⁹Sicherlich ist es eine Frage der Definition, wo man Personen mit einem eigenen Zugang zum Glauben einordnet (als religiös oder nicht religiös), doch selbst, wenn man die Definition sehr eng fasst, sind viele Personen meiner Studie als religiös zu bezeichnen.

¹⁶⁰Die Gültigkeit dieser Aussage kann jedoch nicht empirisch belegt werden, da mir die genauen Daten nicht zugänglich waren und ich mich daher nur auf die mir vermittelten Informationen beziehen konnte.

Caritas:

Von den Befragten in der Caritas gaben nur zwei Personen an, keine Schwierigkeiten in der Kindheit gehabt zu haben. Es gab keine Personen, die nur eine Lehrausbildung hatten. Vier Personen verfügten über einen AHS-, Handelsschul- oder Handelsakademieabschluss, eine Person war Akademikerin. Zwei Personen waren in Pension, eine Person arbeitslos, und zwei noch in Ausbildung. Besonders auffällig ist hier also, dass zum Zeitpunkt der Untersuchung keine einzige Person arbeitstätig war.

Vier Personen lebten in Partnerschaften, zwei darunter waren verheiratet und hatten Kinder. Eine Person war verwitwet und hatte einen verstorbenen Sohn. Es lässt sich daraus der Schluss ziehen, dass die Befragten aus der Caritas eher partnerschaftsorientiert sind.

Zwei Personen ist Unterstützung im Freundeskreis sehr wichtig. Eine Person redet bis zu einem gewissen Punkt mit der Ehefrau über Probleme. Zwei Personen sind eher daran gewöhnt, Probleme allein zu lösen: Eine Frau wünscht sich meinem Eindruck nach Hilfe, hat sie bisher aber wenig erfahren. Eine andere Frau scheint stolz darauf zu sein, keine Unterstützung zu brauchen: *„Meine Probleme hab' ich seit eh und je immer alleine gemacht. Ich hab' niemanden gebraucht, der mir zu meinen Problemen geholfen hat, niemanden.“*

Besonders auffällig ist, dass sich vier Personen als Katholiken sehen. Eine Frau hat hingegen ihre eigenen Vorstellungen von Glaube. Somit kann festgehalten werden, dass sich unter den Befragten der Caritas die meisten religiösen Personen befinden bzw. dass hier absolut „ungläubige“ Personen nicht vertreten sind. Eindrucksvoll erscheint mir auch, dass alle fünf angaben, ein einschneidendes Erlebnis gehabt zu haben. Drei davon verloren einen nahe stehenden Menschen.

Betrachtet man die Ziele der Personen, so wird deutlich, dass sich in der Caritas zwei von insgesamt drei Personen befinden, die sich in irgendeiner Art und Weise etwas von anderen erhoffen. Herr G. wünscht sich, dass seine Kinder irgendwann feststellen, dass sie *„gute Eltern“* hatten. Frau C. möchte, dass sich jemand findet, der sich um sie kümmert und quasi die Rolle ihres verstorbenen Sohnes übernimmt.

Buddy-Verein:

Wie in der Caritas gaben drei Personen im Buddy-Verein an, eine eher schwierige Kindheit gehabt zu haben. Unter den beiden anderen fand sich die einzige Person der Gesamtgruppe, die angab, sich mit allen Familienmitgliedern gut verstanden zu haben. Im Hinblick auf ihre Bildung und ihren Beruf waren die Befragten aus dem Buddy-Verein sehr auffällig. Alle hatten ein Studium absolviert, drei Personen kamen aus tätigkeitsnahen Bereichen. In der Gesamtgruppe machten die Buddys mit drei Personen den Hauptanteil der Berufstätigen aus. Keine Person war arbeitslos, eine Person befand sich nach Berufstätigkeit wieder in Ausbildung, eine Frau war in Pension.¹⁶¹

Von den Probanden des Buddy-Vereins waren zwei Singles, zwei lebten in einer Partnerschaft, eine Frau war geschieden und hatte Kinder. Im „Singledasein“ zeigt sich ein sehr deutlicher Unterschied zu den beiden anderen Organisationen, denn Personen, die weder (gegenwärtig) in einer Partnerschaft leben, noch verheiratet waren, kamen nur im Buddy-Verein vor.

Drei Personen engagierten sich in weiteren Bereichen außerhalb des Vereins. Die Bereiche standen in relativ enger Beziehung zum Engagement im Buddy-Verein, denn eine Frau war in zwei die AIDS-Thematik betreffenden Bereichen tätig, zwei Personen engagierten sich in der Schwulenbewegung. Von den beiden Personen, die zur Zeit kein weiteres Ehrenamt bekleideten, war eine Frau früher sehr aktiv. Eine weitere Frau begann ihre Berufstätigkeit ursprünglich ehrenamtlich und ging zu Demonstrationen.

Eine weitere Auffälligkeit betraf das Problemmanagement. Unter den Buddys war keine Person, die angab, keine Probleme zu haben. Eine Frau gab an, Probleme eher allein zu bewältigen, was nicht unbedingt dem generellen Umgang mit Problemen im Freundschaftskreis entsprach, da einige Freunde durchaus auch über Probleme redeten. Die restlichen vier Personen grenzten die für sie sinnvolle Unterstützung genauer ein. Damit ist im Buddy-Verein keine Person vertreten, die gegenseitige Hilfe uneingeschränkt als wichtig erachtet bzw. sie praktiziert.

¹⁶¹ Auch hier macht sich ein Effekt der Auswahl bemerkbar. Im Buddy-Verein sind durchaus auch Personen vertreten, die kein Studium absolvierten, aber nicht ausgewählt werden konnten. Dennoch ist festzuhalten, dass die Anzahl der AkademikerInnen bzw. noch studierenden Personen sehr hoch ist. Knapp mehr als die Hälfte der Buddys (neun Personen) können dieser Gruppe zugeordnet werden.

Auch hinsichtlich des Glaubens unterscheidet sich der Buddy-Verein von anderen Organisationen. Eine Person bezeichnet sich als „Agnostiker“, alle anderen haben Probleme mit der Kirche, würden sich aber nicht als „ungläubig“ definieren. Eine Frau nimmt bei sich z.B. eine gewisse „Spiritualität“ wahr, eine weitere bezeichnet sich als „christlich orientiert“. Es kann somit der Schluss gezogen werden, dass sich unter den Befragten des Buddy-Vereins keine Person findet, die sich als religiös im Sinne der römisch-katholischen Kirche bezeichnen würde.

Alle fünf Personen berichteten von einschneidenden Erlebnissen. Drei Buddys hatten eine nahestehende Person verloren (bzw. eine Frau sogar zwei), eine Person war an Krebs erkrankt und eine Frau war durch die Scheidung der Eltern, die Krebserkrankung des Vaters sowie einen Schwangerschaftsabbruch mehrfach von einschneidenden Erlebnissen betroffen.

Hinsichtlich der Ziele der Buddys fällt auf, dass sich keine Person etwas von anderen erhofft. Vier Personen haben Ziele, die konkrete „Aktivitäten“ oder die eigene Entwicklung betreffen (z.B. ins Ausland gehen, neue Erfahrungen machen, sich „finden“), eine Person möchte nur mehr „mit halbwegs Anstand um die Runden kommen“.

Rotes Kreuz:

Von den Befragten im Roten Kreuz gaben nur zwei Personen an, in der Kindheit nennenswerte Schwierigkeiten gehabt zu haben. Nur eine Person war berufstätig, zwei waren in Pension und zwei arbeitslos. In dieser Gruppe sind somit die „meisten“ erwerbslosen Personen vertreten.¹⁶²

Keiner der Probanden war ledig, zwei Personen waren verheiratet, eine geschieden und zwei verwitwet. In dieser Gruppe sind daher die „meisten“ verwitweten Personen zu finden. Drei Personen hatten Kinder.

Hinsichtlich des Engagements fällt auf, dass alle Personen „multiaktiv“ waren: Sie arbeiteten in mindestens zwei Bereichen des Roten Kreuzes. Eine Frau engagierte sich sogar in sechs Bereichen und spendete auch. Eine andere Frau war in zwei Bereichen

¹⁶²Dies lässt jedoch keine weiteren Aussagen zu, da die Altersverteilung nicht jener entspricht, die laut den mir vermittelten Informationen im Roten Kreuz gegeben ist.

tätig und besuchte darüber hinaus (privat) eine alte Frau. Eine Frau war in drei Bereichen tätig und spendete an Organisationen, ein Mann arbeitete in zwei Bereichen und spendete fallweise Nahrung an Menschen, die ihn um Geld für etwas zu essen baten. Im Vergleich zu den Ehrenamtlichen aus der Caritas und dem Buddy-Verein waren jene aus dem Roten Kreuz außerhalb der Organisation also relativ wenig „aktiv“ engagiert, ihr Engagement innerhalb der Organisation war jedoch umso umfangreicher.

Hinsichtlich des Problemmanagements fällt auf, dass nur eine Person auf Unterstützung zurückgreift. Frau K. und Frau N. sind daran gewöhnt, Probleme allein zu lösen. Herr L. und Herr O. geben an, keine Probleme zu haben.

Zwei Personen gaben an, dass Religion in ihrem Leben absolut keine Rolle spielt. Sie machen damit den Hauptanteil der insgesamt drei Personen umfassenden Gruppe der „Agnostiker“ (Zitat Herr B.) aus. Zwei Personen waren religiös, übten aber durchaus Kritik an der Kirche, eine Person hatte ihre eigenen Glaubensvorstellungen.

Unter den Ehrenamtlichen des Roten Kreuzes befanden sich die einzigen beiden Personen, die angaben, keine prägenden Erfahrungen gemacht zu haben. „Objektiv“ gesehen könnten bei einer der beiden jedoch solche Erlebnisse angenommen werden, denn es sind bereits mehrere Angehörige verstorben. Von den restlichen Probanden war eine Frau von Missbrauch und Vergewaltigung betroffen und ein Mann hatte seine Frau verloren. Ein weiterer Mann schilderte als Einziger ein positives Erlebnis, das in geprägt habe.

Auffällig war auch, dass drei Personen nichts Wesentliches mehr erreichen möchten. Eine Person wünscht sich, später selbst Hilfe zu bekommen oder sterben zu dürfen, falls es ihr sehr schlecht geht. Nur eine Frau hat noch konkrete Lebensziele.

7.3.1.3 Typen

Betrachtet man das „Gesamtmuster“ der Merkmale im Themenbereich „lebensgeschichtlicher Hintergrund“, so können vier Typen unterschieden werden:

1. „Der ältere, eher familienorientierte, christliche, nicht berufstätige Typ“
2. „Der jüngere, im Leben stehende, reflektierte Typ“

3. „Der wenig gebildete, weniger reflektierte und wenig Resonanz zeigende Typ“
4. „Der junge, sich sein Leben aufbauende Typ“

TYP 1: „Der ältere, eher familienorientierte, christliche und nicht berufstätige Typ“

1. Ist eher älter
2. Familienorientierung: Die angestrebte Lebensform ist meist die Familie, es besteht eher ein Naheverhältnis zur Herkunftsfamilie. Die Kindheit ist trotz eines strengen Elternhauses und/oder schwieriger finanzieller Verhältnisse positiv in Erinnerung geblieben. Neigt eher zur Ehe und hat Kinder. Die meisten sind mit Geschwistern aufgewachsen oder hätten sich welche gewünscht.
3. Ausbildung: eher mittlerer Bildungsgrad (Handelsschule, Handelsakademie), aber auch Studium
4. Ist (derzeit) nicht arbeitstätig
5. Kommt nicht aus dem sozialen/pädagogischen/psychologischen Bereich
6. Engagiert sich sehr viel
7. Das Engagement ist im Freundes-/ Bekanntenkreis teilweise integriert
8. Nimmt/bekommt keine oder nur begrenzt Unterstützung von Freunden.
9. Ist gläubig
10. Hat eine (oder mehrere) nahe stehende Person(en) verloren.
11. Keine besonderen Ziele, aber ev. Wunsch, etwas von anderen zu bekommen.

Die Familienorientierung des Typs drückt sich nicht nur im Erleben der Herkunftsfamilie und in der bevorzugten Lebensform der Ehe aus, sondern z.B. auch in einschneidenden Erlebnissen und Wünschen für die Zukunft. Sechs Personen können diesem Typ zugeordnet werden: Frau A., Frau C., Frau D., Herr G., Frau K. und Frau N. Am prägnantesten wird er jedoch von Frau C. (Caritas), Herrn G. (Caritas) und Frau K. (Rotes Kreuz) verkörpert. Ausgehend vom „manifesten Inhalt“ mag die Zugehörigkeit der anderen drei Personen zum ersten Typ verwunderlich erscheinen. Es erscheint mir daher nötig, einzelne Punkte genauer darzustellen und dabei auf konkrete Aussagen zurückzugreifen.

Allen Personen ist die Beziehung zur Herkunftsfamilie und/oder zu den Kindern wichtig. Frau C. drückt die Bedeutung der Familie besonders deutlich aus: *„Ich hab‘ mein ganzes Leben für meinen Sohn gelebt.“* Der Verlust ihres Sohnes ist für sie so schwer zu verkraften, dass sie sich wünscht, jemand nehme seine Stellung ein und kümmere sich

um sie. Dass die Enkelin keine Zeit für sie hat, ist für sie kränkend. Mein Alter, das dem der Enkelin ähnlich sein dürfte, ruft im Interview eine Übertragungsreaktion hervor. Dies verdeutlicht erneut, wie wichtig ihr ein enger Kontakt zur Familie wäre und wie sehr ihr die Erfüllung dieses Bedürfnisses in ihren Augen versagt bleibt. Frau D. gibt zwar an, in ihrer Kindheit Probleme gehabt zu haben, sie bedauert jedoch, die „Großfamilie“ damals „nicht geschätzt“ zu haben und möchte sie nun gern zurück haben. Sie ist um ihre Kinder sehr bemüht und daher ähnlich wie Frau C. davon enttäuscht, dass das Verhältnis nicht so nah ist.

Das Erleben von Schwierigkeiten in der Kindheit bzw. die Äußerung solcher Probleme scheint vom Bildungsgrad der Personen abhängig zu sein. Auffällig ist, dass die beiden Personen, die ein Studium absolvierten (aber auch eine Frau mit niedrigerer Bildung), von Schwierigkeiten berichteten. Dies lässt vermuten, dass Personen mit höherer Bildung eher über Probleme sprechen, denn objektiv gesehen sind alle in eher schwierigen Umständen aufgewachsen. Angaben zum Erleben der Kindheit bzw. zur derzeitigen Lebensform scheinen den Blick auf die von diesem Typ bevorzugte Lebensform z. T. zu verstellen. Im Kapitel 5 wurde gesagt, dass der „Normalarbeitsplatz“ im Abnehmen begriffen ist, dies aber nicht gleichzeitig bedeutet, dass es den Menschen egal ist, ihn nicht mehr zu besitzen. Ähnlich kann hier gesagt werden, dass das Vorhandensein oder die Abwesenheit einer Familie oder eines Partners nichts darüber aussagt, welche Beziehungen sich jemand wünscht. Frau N. scheint z.B. auf den ersten Blick wenig familienorientiert zu sein, es zeigt sich jedoch, dass sie es bedauert, stets nur „zu zweit“ gewesen zu sein. Ihrer Mutter ist sie mit dem Älterwerden sehr nahe gekommen.

Frau D. wünscht sich z.B. ein näheres Verhältnis zu ihren Kindern. Mit deren Auszug bzw. der Heirat des Sohnes wurde ihr Wunsch, die früher vorhandene, aber nicht geschätzte Lebensform wiederherzustellen, sehr stark. Ähnlich verhält es sich bei Frau A. Sie ist zwar geschieden und scheint nicht nach einem Partner zu suchen, aus manchen ihrer Aussagen („schon früh Alleinerzieher“) ist jedoch – unter Berücksichtigung des gesamten Kontextes – zu entnehmen, dass das Leben alleine nicht unbedingt das ist, was sie so für sich gewählt hat. Sie ist zwar auch froh, dass nahezu alle Kinder erwachsen sind, hat aber doch engeren Kontakt. Obwohl Frau A. keine positiven Erinnerungen an ihre Kindheit hat, liegt ihr vermutlich doch viel an ihrer Herkunftsfamilie. Es schien ihr z.B. sehr viel zu bedeuten, zur älteren Schwester später noch „Zugang“ gefunden zu haben. Der Suizid dieser und der erst kurz zurückliegende Suizid der Nichte machten sie sehr betroffen. Der traurige Ton, in dem sie mir mitteilte, dass ihre Eltern tot seien, unterstützt

die Annahme, dass Frau A. eher familienorientiert ist, wenngleich ihr Tod angesichts der Präsenz des Themas Suizid in den Hintergrund zu treten schien.

Auch bei den anderen Angehörigen dieses Typs drückt sich die Familienorientierung in den geschilderten Life events, dem Verlust nahe stehender Personen, aus. Frau K. hatte zwar nach eigenen Angaben keine prägenden Erlebnisse, aus „objektiver“ Sicht ist jedoch festzuhalten, dass sie bereits mehrere nahe stehende Personen verloren hat. Wie Frau K. unterscheidet sich auch Frau D. hinsichtlich der prägenden Erfahrungen nur auf den ersten Blick von den anderen Personen dieses Typs. Sie hat ihre Kinder nicht endgültig durch Tod verloren, aber durch deren Auszug und Heirat einen Verlust erlebt. Die enge Beziehung zu ihnen ist ihr abhanden gekommen, es war für sie schwer zu verkraften, dass sich besonders der Sohn in eine andere Richtung bewegt, wo sie ihn schwer erreichen kann.

Die Reaktionen des Umfeldes auf die Tätigkeit scheinen relativ weit auseinander zu gehen. Zwar meint z.B. Frau C., dass ihr Engagement befürwortet werde, weil man der Ansicht sei, dass sie es ohne Betätigung nicht „*aushalten*“ würde. Letztlich zeigt sich jedoch, dass das Verständnis relativ gering ist, denn selbst würden die Bekannten nicht auf die Idee kommen, sich zu engagieren – schon gar nicht, wenn es sich um den Altenbereich handelt. Herr G. ist mit ähnlichen Reaktionen konfrontiert, denn mit der Dauer der Arbeitslosigkeit hat das Verständnis für seine Betätigung eher abgenommen. Dennoch scheint er aufgrund seiner Tätigkeit als Experte gesehen zu werden, den man um Rat fragen kann.

Dass Probleme ganz allein oder mit begrenzter Hilfe gelöst werden, ist ein wesentliches Kennzeichen dieses Typs. Darin zeigt sich z.T. ein großes Ungleichgewicht: Man ist selbst sehr bemüht, Hilfe zu geben, nimmt sie selbst aber wenig in Anspruch oder bekommt sie kaum. Bei Frau C. ist dieses Ungleichgewicht besonders auffällig. Sie unterstützt viele Menschen, ist aber stolz darauf, ihr ganzes Leben „*niemanden gebraucht*“ zu haben, der sie bei der Bewältigung von Problemen unterstützt. Gleichzeitig ist aber der Wunsch da, jemanden zu haben, der sich „im Alter“ um einen kümmert. Bei Frau D. wird die Beziehung zwischen Problemmanagement und Familie sehr deutlich. Bisher wurde ihr von den Kindern wenig Hilfe gegeben, womit sie sich abzufinden versuchte („*Unterreihen*“). Dennoch hofft sie, irgendwann – wenn ihre Hilfsbedürftigkeit sichtbar genug ist – Hilfe zu bekommen.

Ein wesentliches Kennzeichen dieses Typs sind auch die eher gering ausgeprägten Wünsche für die Zukunft. Es fällt jedoch auf, dass sich die meisten dennoch etwas von ihrer Familie oder anderen Personen wünschen. Bei drei Personen geht es dabei um Hilfe. Frau K. wünscht sich, später ähnliche Unterstützung zu bekommen, die sie heute selbst gibt oder dass ihr *„die Gnade zuteil wird, gleich zu sterben und nicht Jahrzehnte dahinsiechen“*. Frau C. wünscht sich diese Hilfe von einem Menschen, der die Position ihres Sohnes einnimmt. Frau D. meint zwar, sich nichts Besonderes mehr zu wünschen, erhofft sich aber dennoch, dass die Beziehung zu den Kindern wieder enger wird. Auch Herr G. wünscht sich etwas von seinen Kindern. Er möchte, dass sie ihn als guten Vater sehen. Als Ausnahme kann in diesem Bereich Frau A. gesehen werden, sie möchte nur mehr *„mit halbwegs Anstand um die Runden kommen“*.

Insgesamt scheinen viele für diesen Typ prägnante Merkmale in enger Beziehung mit der Generation zu stehen, der die Personen angehören. Sie sind durchwegs eher älter – mit Ausnahme Herrn G.s, der 48 Jahre alt ist – und damit in Zeiten aufgewachsen, die durch ein eher „traditionelles“ Rollenbild, eine stärkere Tendenz zur Großfamilie und stärkere Religiosität geprägt waren. Dass hier vorwiegend Frauen in Pension vertreten sind und sich keine Person als nicht gläubig bezeichnen würde, erscheint daher nicht verwunderlich. Ungewöhnlich mag jedoch die Tatsache erscheinen, dass zwei Personen über ein Studium verfügen.

Aus der Lebensgeschichte dieses Typs gehen bereits wichtige Anhaltspunkte für den Stellenwert des Ehrenamtes im Lebenszusammenhang bzw. die Motive hervor. Im Kapitel 4.3.2 wurde erwähnt, dass das Ehrenamt in Zeiten der Abkehr von der Großfamilie und zunehmender Individualisierung dem Verlust unterstützender Beziehungen vorbeugen kann (Badura & Gross, 1976, S. 10; Evers, 1988, S. 158; Fink, 1990, S. 13, 22; Wischeropp, 1998, S. 66). Dabei wurde in erster Linie an die HilfeempfängerInnen gedacht. Am Beispiel von Frau D. wird jedoch deutlich, dass das Ehrenamt auch bei den Hilfegebenden diese Funktion übernehmen kann.

Unter Berücksichtigung der Organisationszugehörigkeit kann gesagt werden, dass dieser Typ vorwiegend in der Caritas zu finden ist. Drei Personen lassen sich dort als „eher familienorientiert, christlich und nicht berufstätig“ bezeichnen. Unter den Ehrenamtlichen des Roten Kreuzes befanden sich zwei Personen, die diesem Typ angehören, im Buddy-Verein hingegen nur eine.

TYP 2: „Der jüngere, im Leben stehende, reflektierte Typ“

- 1) Alter zwischen 32 und 43 Jahren.
- 2) Studium
- 3) Singles oder Lebensgemeinschaften ohne Kinder
- 4) Sehr „reflektiert“
- 5) Tendenz zu „politischem“ Interesse oder Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Themen, was sich auch in einem eventuellen weiteren Engagement niederschlägt
- 6) Tätigkeit im Umfeld voll integriert
- 7) Hilfe wird bis zu einem gewissen Punkt / in definierter Art und Weise angenommen oder gegeben.
- 8) Glaube spielt keine Rolle oder wird von Religiosität im Sinne der römisch-katholischen Kirche unterschieden.
- 9) Einschneidende Erlebnisse: eigene Betroffenheit von einer Krankheit oder Betroffenheit von Krankheit und Tod naher Angehöriger
- 10) Klare, durch „Aktivität“ gekennzeichnete Ziele, die sich durch „Aktivität“ kennzeichnen.

Diesem Typ gehören drei Personen an: Herr B., Herr I. und Frau J. Auffallend ist, dass alle im Buddy-Verein tätig sind. Vermutlich wird dieser Typ vom Verein „gefördert“, da man im Auswahlverfahren großen Wert auf die Reife der Personen legt.

TYP 3: „Der wenig gebildete, weniger reflektierte und wenig Resonanz zeigende Typ“

1. Die Kindheit wurde nicht als schwierig erlebt. Es gab wenig Bezug zu den Eltern oder einem Elternteil, dies wurde jedoch eher mit Gleichgültigkeit hingenommen.
2. Keine Geschwister oder fehlender Bezug
3. Niedrigere Bildung (Lehre)
4. Erwerbslos
5. Lebt alleine, hatte aber eine Beziehung, die durch Scheidung oder Tod beendet wurde.
6. Hat Kinder
7. Engagiert sich innerhalb der Organisation in zwei Bereichen, zeigt sonst jedoch kein aktives Engagement.
8. Das Engagement stößt im Bekanntenkreis eher auf Unverständnis, wodurch jedoch die Motivation, sich weiter zu betätigen, keinen Abbruch erleidet.

9. Hat keine Probleme
10. Religion ist völlig unwichtig
11. Verlust der Ehefrau (durch Tod oder Scheidung)¹⁶³
12. Keine Ziele

Diesem Typ gehören Herr L. und Herr O. an (Rotes Kreuz). Beide äußerten sich relativ wenig zu den angesprochenen Themen. Dies scheint auf unterschiedliche Gründe zurückzuführen zu sein. Bei Herrn L. hatte ich den Eindruck, dass er sich zu vielen Punkten nicht näher äußern wollte – er gab auch ein sehr rasches Tempo vor – Herr O. hingegen schien nichts Weiteres dazu einzufallen.

Insgesamt entstand jedoch der Eindruck, dass beide sich weniger damit beschäftigen, Dinge zu reflektieren. Vieles schien für sie wenig erklärungsbedürftig zu sein bzw. die Erklärungsbedürftigkeit sich darin zu erschöpfen, dass sie feststellten, etwas zu tun oder nicht zu tun, etwas zu sein oder nicht zu sein. Zusammenhänge, die außerhalb der subjektiven Wahrnehmbarkeit oder Bedeutsamkeit liegen, scheinen für sie weniger von Interesse zu sein.

TYP 4: „Der junge, sich sein Leben aufbauende Typ“

1. Ist Anfang bis Ende 20
2. Die Kindheit und/oder Pubertät waren durch Schwierigkeiten mit den Eltern/einem Elternteil geprägt.
3. Kommt aus dem sozialen, psychologischen oder pädagogischen Bereich (in Ausbildung oder berufstätig)
4. Ist partnerschaftsorientiert, hat jedoch (noch) keine Kinder
5. War meist zuvor schon in anderen Bereichen aktiv oder ist auch heute anderweitig engagiert bzw. politisch interessiert
6. Das Engagement wird im Freundeskreis meist sehr befürwortet bzw. als Bestandteil der Identität der Person gesehen.
7. Unterstützung im Freundeskreis wird als wichtig erlebt.
8. Glaubt auf irgend eine Art und Weise
9. Hatte ein einschneidendes Erlebnis, das sich auf das weitere Leben auswirkte.

¹⁶³Aus „objektiver“ Sicht liegt ein beiden Fällen ein Verlusterlebnis vor. Subjektiv wird jedoch nur von Herrn L. ein Verlust empfunden.

10. Möchte sein Leben aktiv gestalten und hat davon relativ genaue Vorstellungen.

Diesem Typ gehören vier Personen an: Frau E. und Herr F. (Caritas), Frau H. (Buddy-Verein) und Frau M. (Rotes Kreuz). Frau H. unterscheidet sich auf den ersten Blick von den anderen Personen:

1. Sie ist Single. Betrachtet man ihre Ziele, so zeigt sich jedoch, dass sie an einer Beziehung interessiert ist.
2. Sie löst Probleme eher allein. Es scheint ihr eher schwer zu fallen, aktiv auf andere zuzugehen und sich Unterstützung zu holen. Sie meint jedoch, dass sich dies ändern könnte, da sie sich *„immer noch in einem großen Umbruch“* befinde. Heute habe sie im Gegensatz zu früher auch *„Leute, auf die ich mich wirklich verlassen kann“*.

Frau H. verdeutlicht daher meiner Meinung nach auch das besondere Merkmal dieses Typs: Es geht darum, sich im Leben einzurichten, das aufzubauen, was einem wichtig erscheint.

Bei den Angehörigen dieses Typs zeigte sich eine besonders große Bereitschaft, sich mir mitzuteilen. Ich gehe davon aus, dass mein Alter dafür Ausschlag gebend war, denn die befragten Personen gehörten in etwa meiner Altersgruppe an und erlebten mich u.U. aufgrund meines Studiums als „Kollegin“. Ebenso kann angenommen werden, dass ältere Personen (z.B. Frau C.) mich als ihnen sehr unähnlich erlebten und dies u.U. die Mitteilungsbereitschaft reduzierte.

Die Mitteilungsbereitschaft in der Gesamtgruppe dürfte jedoch noch von einer Reihe anderer Faktoren abhängig gewesen sein:

1. Zum einen vermute ich einen Zusammenhang mit dem jeweiligen Bildungsgrad. Personen mit niedrigerer Bildung sind unter Umständen weniger daran gewöhnt, ihre Gefühle oder das, was sie beschäftigt, auszudrücken. Zu dieser Vermutung gelange ich, da besonders jene Personen, die über eine eher niedrige Ausbildung verfügten, angaben, in der Kindheit keine Schwierigkeiten gehabt zu haben (oder heute keinerlei Probleme zu haben).
2. Gleichzeitig ist davon auszugehen, dass die Mitteilungsbereitschaft zu solchen Themen auch stark davon abhängt, in welchem Ausmaß das Äußern solcher Probleme als sozial erwünscht gilt. Personen, die wie Frau C. das Zurückgreifen auf Hilfe eher als wenig erwünschenswert erachten, werden vermutlich auch weniger

bereit sein, Probleme zur Sprache zu bringen. Die Bereitschaft, sich zu bestimmten Themen zu äußern, dürfte daher auch von den Normen der jeweiligen Person abhängen.

Zusammenfassend ist folgendes Bild der Gesamtgruppe festzuhalten:

1. Der „ältere, eher familienorientierte, christliche, nicht berufstätige Typ“ (Typ 1) macht mit sechs Personen den Hauptanteil der Befragten aus
2. Der „junge, sich sein Leben aufbauende Typ“ (Typ 4) steht mit vier Personen an zweiter Stelle.
3. Der „jüngere, im Leben stehende, reflektierte Typ“ (Typ 2) umfasst nur mehr drei Personen und
4. der „wenig gebildete, weniger reflektierte und wenig Resonanz zeigende Typ“ (Typ 2) nur mehr zwei Personen.

Unter Berücksichtigung der Organisationszugehörigkeit kann festgestellt werden:

1. Die Befragten der Caritas verteilen sich auf zwei Typen: Drei Personen gehören dem Typ 1 an, zwei Personen dem Typ 4. Damit lässt sich ein deutlicher Einfluss des Alters feststellen. Die älteren in der Caritas Tätigen lassen sich dem ersten Typ zuordnen, die beiden jüngeren dem vierten.
2. Die Befragten aus dem Buddy-Verein verteilen sich auf die Typen 1 (eine Person), 2 (drei Personen) und 4 (eine Person). Am häufigsten ist somit der „jüngere, im Leben stehende, reflektierte“ Typ vertreten. Ihm gehören keine Personen aus anderen Organisationen an.
3. Die Personen aus dem Roten Kreuz verteilen sich „gleichmäßiger“ auf die Typen 1 (zwei Personen), 3 (zwei Personen) und 4 (eine Person). Typ 3 wird ausschließlich von Mitarbeitern des Roten Kreuzes repräsentiert.

7.3.2 Die Tätigkeit Im Lebenszusammenhang des Individuums

7.3.2.1 Auffälligkeiten in der Gesamtgruppe

Im Kapitel 5 (vgl. Kapitel 3.3.2) wurde davon ausgegangen, dass die Aufnahme und Ausübung eines Ehrenamtes keineswegs „zufällig“ sein kann, da sie einen großen Aufwand darstellt. Es reicht nicht aus, eine Motivationstendenz zu bilden. Erst, wenn es nach der Prüfung der Realisierbarkeit von Wünschen genug Grund gibt, das Ziel zu verwirklichen (Heckhausen, 1989a, S. 3 f.), entsteht die Intention. Sie wird wiederum nur dann in die Praxis umgesetzt, wenn Prozesse der Handlungskontrolle ablaufen (Schmalt, 1986, S. 95 f.; siehe auch Kapitel 3.3.2.5). Dieser Aufwand würde vermutlich kaum in Kauf genommen, wenn sich die Person nicht etwas erwarten würde, das ihr sehr viel wert ist. In der Gesamtgruppe der Befragten zeigt sich dies mehr oder weniger deutlich. Es kann angenommen werden, dass jeder Entscheidung egoistische Motive zugrunde liegen, die jedoch nicht immer als solche deklariert werden (siehe Personen des Typs 1).

Weiters wurde im Kapitel 5 gesagt, dass das Erreichen des vorweggenommenen, wertbesetzten Zielzustandes für wahrscheinlich gehalten werden muss. Damit sind auch die von der Person bei sich wahrgenommenen Fähigkeiten angesprochen. Jemand, der überzeugt ist, sich in keinster Weise für die Tätigkeit zu eignen, wird sich vermutlich auch kaum dem „Plan“ verschreiben, sie aufzunehmen (vgl. Kuhl, 1987, S. 282). Selbst wenn dies der Fall sein sollte, würde der Plan vermutlich am Weg zur tatsächlichen Umsetzung aufgegeben werden (vgl. Meyer, 1987, S. 73).

Manche Personen geben zwar an, keine besonderen Fähigkeiten zu besitzen, letztlich werden jedoch stets eine Reihe solcher genannt. Es kann also davon ausgegangen werden, dass sich jede Person aus irgendeinem Grund für die Tätigkeit geeignet fühlt. Die Art der wahrgenommenen Fähigkeiten sowie die Stellungnahmen dazu sind jedoch sehr unterschiedlich (siehe Kapitel 7.3.2.3).

Eine generelle „soziale Neigung“ stellte bei einem Drittel der Befragten die Basis der Entscheidung für eine ehrenamtliche Tätigkeit dar. Sechs Personen waren schon im Bereich tätig, vier Personen wurden nach einem konkreten Erlebnis aktiv. Sechs Personen wussten bereits von der Existenz der Organisation und suchten sie von sich aus auf. Sieben Personen fassten nach Berichten in den Medien, Seminaren bzw. Vorträgen oder nachdem ihnen Bekannte von der Organisation erzählt hatten, den

Beschluss, ehrenamtlich tätig zu werden. Nur zwei Personen suchten aktiv nach einer Betätigung in einem bestimmten Bereich. Es ist also durchaus sinnvoll, wenn Organisationen für die Gewinnung neuer MitarbeiterInnen werben.

Auffällig ist auch, dass sich die meisten Ehrenamtlichen in ihrer Arbeit keine konkreten Ziele setzen. Es erscheint ihnen am wichtigsten, für ihre KlientInnen da zu sein, sie zu begleiten und Unterstützung anzubieten.

Große Ähnlichkeiten bestehen auch im Hinblick auf jene Anteile der ehrenamtlichen Arbeit, die als schön erlebt werden. Nahezu alle Personen schildern Situationen, in denen die KlientInnen Gesten der Zuneigung oder „Resonanz“ zeigen. Dies wird von allen als wichtigste Gratifikation erlebt. Sehr selten werden diesbezüglich auch Momente angesprochen, in denen ein konkretes Ziel erreicht wurde. Zwei Personen (Frau C. und Frau D.) meinen, dass es keine schönen Momente gebe. Allerdings zeigt sich, dass sie Gratifikationen angeben, die ebenso als Gesten der Zuneigung und des Vertrauens bezeichnet werden können. Diese scheinen ihnen doch wichtiger zu sein, als sie anzugeben bereit sind. Im Kapitel 7.3.2.3 wird gezeigt, dass sie dem Typ 1 angehören, d.h. jenem Typ, der sich durch ein verstärktes Bedürfnis nach Resonanz kennzeichnet.

Die von den Befragten als schwierig erlebten Momente sind sehr unterschiedlich. Dies ist vermutlich darauf zurückzuführen, dass die Tätigkeiten sehr unterschiedlich sind. Abstrahiert man jedoch die konkreten Situationen, so können durchaus Ähnlichkeiten im Erleben von Schwierigkeiten festgestellt werden (siehe Kapitel 7.3.2.3).

Überlegungen, die ehrenamtliche Arbeit zu beenden, kamen nur bei drei Personen vor und standen stets in Zusammenhang mit den KlientInnen oder deren Umfeld. Frau M. stellt diesbezüglich eine Ausnahme dar. Sie zog eine Beendigung ihres Engagements in Erwägung, weil sie als im Sozialbereich Tätige wenig Anerkennung bekam. Frau E. beendete ihre Tätigkeit nicht, sondern pausiert, um ihre Ausbildung abschließen zu können.

Die neueren Motivationstheorien verdeutlichen, mit wie viel Anstrengung die langfristige Ausübung einer ehrenamtlichen Tätigkeit verbunden ist. Es reicht nicht aus, sich einmal dafür entschieden zu haben. Es findet immer wieder eine neue Bewertung statt¹⁶⁴, eine

¹⁶⁴In Gollwitzers (1996, S. 288-294) „Model of action phases“ entspricht dies der postaktionalen Phase.

Weiterführung des Engagements ist erst im Zusammenwirken mit volitionalen Prozessen möglich. Es ist anzunehmen, dass Personen kaum etwas „wollen“ werden, wenn sie daraus keinen Gewinn ziehen. Das Material dieser Untersuchung bestätigt diese Annahme. Ebenfalls bestätigt werden konnte die Annahme, dass das Ehrenamt nicht aus einem einzigen Motiv, sondern aus einem Bündel von Motiven gespeist wird (Buschmann, 1986, S. 113; Müller-Kohlenberg, 1996, S. 115 ff.; siehe auch Kapitel 4.4.3). Seine Zusammensetzung kann sich im Laufe der Zeit verändern.¹⁶⁵

Nicht bestätigt werden konnte hingegen ein Ergebnis aus der Studie von Omoto & Snyder (1995, S. 679 ff.). Sie kamen zu dem Schluss, dass Personen, die eher egoistische Motive angeben, länger engagiert sind als solche, die altruistisch motiviert sind. Auf den ersten Blick scheint dies durchaus zuzutreffen, die Daten legen jedoch letztlich einen anderen Schluss nahe. Zumindest bestimmte Personen scheinen ihren (von Beginn an vorhandenen) ich-bezogenen Motiven mit zunehmender Dauer des Engagements vermehrt Ausdruck zu verleihen (siehe Typ 3). Das vorliegende Material wirft für mich daher weniger die Frage auf, ob altruistische oder egoistische Motive überwiegen, sondern in welchem Ausmaß Personen dazu bereit sind, sich selbst und anderen gegenüber ihre egoistischen Motive einzugestehen. Bei manchen Personen des Typs 1 entstand der Eindruck, dass sie altruistisch *wirken* möchten. Dies ist vermutlich nicht notwendigerweise auf die eher kurze Dauer ihres Engagements zurückzuführen. Die Bereitschaft, egoistische Motive zu äußern, ist sicherlich auch von Persönlichkeitseigenschaften abhängig. Personen, die zu sozial erwünschten Aussagen tendieren und altruistisches Handeln hoch bewerten, werden sich vermutlich als eher altruistisch darstellen.

Kontakte zu anderen Ehrenamtlichen sowie zur Organisation, in der die Tätigkeit ausgeübt wird, scheinen für die Gesamtgruppe weniger von Bedeutung zu sein, als anzunehmen war. In der Regel ist es den Befragten entweder völlig unwichtig, an Treffen teilzunehmen, oder sie definieren genauer, welche Kontakte und Treffen ihnen wichtig sind. Die Annahme, dass bei längerfristigem Engagement die Bindung an die Organisation zunimmt, konnte wie bei Penner und Finkelstein (1998, S. 525; siehe auch Kapitel 4.4.3) nicht, bzw. nur bedingt bestätigt werden. Darauf wird in den Kapiteln 7.3.2.2 und 7.3.2.3 näher eingegangen werden.

¹⁶⁵Die Entscheidung zur Aufnahme einer Tätigkeit wurde bei einigen Personen (z.B. Frau E., Herr G., Herr O.) mitunter von solchen Motiven getragen, die im heutigen Engagement keine Rolle mehr spielen (z.B. Kontaktmotiv, der Wunsch, einen Arbeitsplatz zu erlangen, oder die Erwartung, „dass man mehr zu Unfällen (...) dazu kommt“).

Bei allen Personen zeigte sich ein Zusammenhang zwischen Tätigkeit und Identität. Die Art dieses Zusammenhangs ist jedoch sehr unterschiedlich. Auch darauf wird im Kapitel 7.3.2.3 näher eingegangen werden.

7.3.2.2 Organisationsspezifische Auffälligkeiten¹⁶⁶

Caritas

Die Gruppe der Ehrenamtlichen aus der Caritas zeichnet sich durch folgende prägnante Merkmale aus:

- Alle Personen sind erst sehr kurz in der Caritas tätig
- Eine „generelle soziale Neigung“ stellt bei drei Personen die Basis der Entscheidung zum Ehrenamt dar (Frau D., Frau E., Herr F.).
- Drei Personen wurden nach einem Aufruf der Caritas in Medien bzw. nach einem Vortrag aktiv (Frau E., Herr F., Herr G.).
- Drei Personen sind der Ansicht, dass besondere Fähigkeiten nicht nötig sind (Frau D., Frau E., Herr F.)
- Nur eine Person dachte daran, die Tätigkeit ganz aufzugeben (Herr F.)
- Keine der fünf Personen nimmt regelmäßig an (allen) Treffen teil. Drei Personen nehmen sie nie oder sehr selten wahr (Frau C., Frau D. und Herr G.), zwei Personen gehen höchstens zu Treffen der konkreten Einrichtung, nicht aber zu Treffen der Zentralstelle der Caritas (Frau E., Herr F.).
- Der Kontakt zu anderen Ehrenamtlichen ist ihnen nicht besonders wichtig bzw. beschränkt sich bei zwei Personen (Frau E., Herr F.) auf die MitarbeiterInnen der konkreten Einrichtung.
- Der Wille zu helfen sowie das Bedürfnis, nach dem Glauben zu leben, werden von allen als wichtige Motive gesehen.
- Gratifikationen kommen meist von den KlientInnen oder aus der Tätigkeit selbst. Diese scheinen sehr wichtig zu sein, wenngleich manche angeben, dass sie nicht immer etwas zurückbekommen müssten. Drei Personen (Frau E., Herr F. und Herr G.) erleben auch Reaktionen des Umfeldes als Gratifikation, Frau E. und Herrn F. ist dies

¹⁶⁶Der Buddy-Verein wird hier nicht näher dargestellt, da er sich mit dem im Kapitel 7.3.2.3 beschriebenen Typ 2 deckt („Der erfahrenen, sich abgrenzenden Typ, dessen Engagement Ausdruck seiner Identität ist“).

jedoch z.T. unangenehm. Keine einzige Person wünscht sich, etwas von der Organisation zu bekommen.

- Alle Personen scheinen sich aufgrund ihres Glaubens für die Caritas entschieden zu haben. Davon abgesehen hat jedoch keine einzige Person einen besonders starken Bezug zur Organisation. Die einzelnen Einrichtungen scheinen wiederum wichtiger zu sein.

Das Rote Kreuz

Die Gruppe der Befragten aus dem Roten Kreuz kennzeichnet sich im Hinblick auf die Tätigkeit durch folgende prägnante Merkmale:

- Vier Personen nahmen die ehrenamtliche Tätigkeit nach konkreten Erlebnissen auf (Arbeitslosigkeit, Pension, persönliche Inanspruchnahme der Leistungen des Roten Kreuzes, Tod der Ehefrau).
- Alle wussten bereits vor der Aufnahme ihrer Tätigkeit von der Möglichkeit eines Engagements im Roten Kreuz.
- Vier Personen waren an bestimmten Menschen oder Tätigkeiten interessiert.
- Nur eine Person meint, keine besonderen Fähigkeiten zu besitzen (Herr L.). Letztlich nennt aber auch er Eigenschaften, die ihn seiner Ansicht nach für die Tätigkeit eignen. Die am häufigsten genannte Eigenschaft ist Empathie.
- Nur eine Person (Frau M.) dachte daran, die Tätigkeit aufzugeben. Ausschlag gebend war jedoch nicht eine aus der Arbeit selbst erwachsende Belastung, sondern das Gefühl, als Ehrenamtliche im Sozialbereich gering geschätzt zu werden.
- Bis auf Frau N. nehmen alle an Treffen teil. Der Kontakt zu anderen MitarbeiterInnen wird von diesen vier Personen als teilweise wichtig bis sehr wichtig erlebt.
- Die Bindung der Ehrenamtlichen an die Organisation scheint im Roten Kreuz stärker zu sein als in den beiden anderen Organisationen. Viele Personen nahmen im Laufe ihres Engagements weitere Tätigkeiten auf.¹⁶⁷ Anders als in der Untersuchung von Penner und Finkelstein (1998, S. 526) scheint sich hier die Annahme, dass die Bindung an die Organisation mit der Dauer zunimmt, zu bestätigen. Gleichzeitig ist jedoch festzuhalten, dass die „Zugehörigkeit“ zum Roten Kreuz von manchen eher nur in Kauf genommen wird (siehe die Aussage von Herrn L.).

¹⁶⁷Vgl. dazu die Aussage von Frau N. Sie meint, dass man im Roten Kreuz „das Neinsagen lernen“ müsse.

- Als Motive werden häufig ein Interesse an bestimmten Tätigkeiten oder Menschen, Lernen und Weiterentwickeln sowie die Möglichkeit, sonst nicht zugängliche Erfahrungen zu sammeln, genannt.
- Von den KlientInnen etwas zurück zu bekommen, ist allen Personen ebenso wichtig wie die Gratifikationen, die sich aus der Tätigkeit selbst ergeben. Als Gratifikation vom Roten Kreuz wird meist Anerkennung (z.B. in Form von Ehrenurkunden) genannt. Dies wird von den Ehrenamtlichen jedoch eher als „formaler Akt“ bzw. unwichtig erlebt. Frau M. stellt hier eine Ausnahme dar. Sie kritisiert, dass der Sozialbereich meist geringgeschätzt wird und wünscht sich „grad von oben her“ mehr Anerkennung.

7.3.2.3 Typen

Im Hinblick auf die Tätigkeit als Bestandteil im individuellen Leben der Person können drei Typen unterschieden werden:

1. „Der kompensierende, nach besonders starker Resonanz und Relativierung strebende Typ“
2. „Der erfahrene, sich abgrenzende Typ, dessen Engagement Ausdruck seiner Identität ist“
3. „Der sozial orientierte, sich bildende, Erfahrungen sammelnde Typ“

TYP 1: „Der kompensierende, nach besonders starker Resonanz und Relativierung strebende Typ“

Dieser Typ kennzeichnet sich in erster Linie dadurch, dass er nicht berufstätig ist und den Wegfall von Aufgaben als unzufrieden stellend erlebt. Die ehrenamtliche Tätigkeit bietet in der Folge die Möglichkeit, sich wieder Aufgaben zu widmen, Ziele zu erreichen¹⁶⁸ bzw. sich „nützlich“ zu fühlen. Damit liegt jedoch bereits eine Interpretation vor, die sich auf eine Reihe von Merkmalen stützt:

1. Die Entscheidung erfolgte häufig nach einem konkreten Erlebnis
2. Hat zum Teil generell soziales Interesse, aber selten vorausgehende Erfahrung im konkreten Bereich

¹⁶⁸Das Bedürfnis, Ziele zu erreichen, stellt nach Warr und Wall (1975, S. 73 f.) ein wesentliches, in Arbeitstätigkeiten befriedigtes Motiv dar.

3. Wusste meist schon von der Existenz der Organisation
4. Erlebt die Tätigkeit als ansprechend, weil sie die Möglichkeit bietet, für andere da zu sein oder/und hat Interesse an bestimmten Menschen bzw. Tätigkeiten
5. Die Tätigkeit stellt eine sinnvolle Aufgabe in der Pension oder während der Arbeitslosigkeit dar. Sie erfüllt ähnliche Funktionen wie die Erwerbsarbeit.
6. Das Aufnahmeverfahren wird eher als Vorgang der Vermittlung oder Entscheidung erlebt, wenngleich damit u.U. Enttäuschungen einhergehen.
7. Glaubt, aufgrund seines Wesens für die Tätigkeit geeignet zu sein, nimmt bei sich z.B. Empathie, Verständnis, Geduld, Menschenliebe oder Humor, aber auch Kommunikationsfähigkeit wahr.
8. Hat eine Beendigung der Tätigkeit bisher nicht in Erwägung gezogen, was vermutlich auf die Abwesenheit nennenswerter Schwierigkeiten zurückgeführt werden kann.
9. Kontakte sind (wenn überhaupt) eher nur im Hinblick auf die Arbeit wichtig, persönliche Kontakte scheinen nicht zu bestehen.
10. Die Organisation wird eher als ermöglichender Rahmen erlebt, mit dem man sympathisiert, die Bindung an sie ist meist eher gering, bzw. auf bestimmte Aspekte beschränkt (z.B. Caritas: Nähe zur Organisation aufgrund des Glaubens).
11. Vor allem folgende Motive sind von Bedeutung:
 - der Wunsch, in der Pension oder während der Arbeitslosigkeit etwas Nützliches zu tun bzw. nützlich zu sein
 - das starke Bedürfnis zu helfen
 - die Freude daran
 - Interesse oder Neugierde
 - das Nützen der freien Zeit
 - Empathie
 - Verpflichtung als Mensch
 - Glaube
 - Von manchen wird auch ein „Austausch“ von Geben und Nehmen angestrebt. Die Tätigkeit wird in der Hoffnung ausgeführt, unmittelbar oder in der Zukunft eine Gegenleistung zu bekommen.
 - Relativierung von Problemen: Hilfe lenkt z.T. von der Beschäftigung mit eigenen Problemen ab oder wird als befriedigend erlebt, weil man mit Leid konfrontiert wird und sich glücklich schätzt, nicht davon betroffen zu sein.
 - Kein gesellschaftlicher Anspruch

12. Als Gratifikationen werden eher Dinge genannt, die von seiten der KlientInnen kommen oder sich aus der Tätigkeit selbst ergeben. Von der Organisation kommt eher wenig zurück, ebenso von Bekannten und Freunden.
13. Bedeutung von Gratifikationen: Von der Organisation werden keine Gegenleistungen erwartet, Gratifikationen von seiten der KlientInnen bzw. aus der Tätigkeit selbst hingegen als wichtig erlebt. Der Wert der Gratifikationen wird jedoch häufig damit begründet, dass man sichergehen möchte, dass die Hilfe den KlientInnen etwas bringt. Die zentrale Bedeutung für die eigene Person wird eher abgeschwächt.
14. Bezieht man Informationen zum lebensgeschichtlichen Hintergrund mit ein, so ergibt sich folgendes Bild:

- Ist nicht berufstätig
- Eher höheres Erwachsenenalter
- Verfügt eher nicht über höhere Bildung
- Kommt nicht aus verwandten Bereichen
- Erlebte die Kindheit meist als positiv, wenngleich die geschilderten Lebensumstände objektiv schwierig erscheinen
- Hat meist Kinder
- Ist nicht ledig, sondern verheiratet, verwitwet oder geschieden¹⁶⁹
- Ist verheiratet, verwitwet oder geschieden, nicht ledig
- Das Engagement stößt im Freundeskreis nur begrenzt auf Verständnis
- Probleme werden eher allein gelöst oder negiert
- Zukunftswünsche sind eher gering ausgeprägt oder gehen in Richtung anderer Personen bzw. Gott. Der Wunsch, selbst etwas zu tun, besteht nicht.

Dem „kompensierenden, nach besonders starker Resonanz und Relativierung strebenden Typ“ gehören sieben Personen an: Frau C., Frau D., Herr G., Frau K., Herr L., Frau N. und Herr O.

Daraus ist bereits ersichtlich, dass sich der vorliegende Tätigkeitstyp nahezu ganz mit folgenden „lebensgeschichtlichen“ Typen deckt:

- a) „Der ältere, eher familienorientierte, christliche, nicht berufstätige Typ“
- b) „Der wenig gebildete, weniger reflektierte und wenig Resonanz zeigende Typ“

¹⁶⁹Die Wahrscheinlichkeit, innerhalb dieses Typs (früher) verheiratete Personen vorzufinden, ist natürlich größer, weil es sich um durchwegs ältere Personen handelt.

Nur eine Person aus dem erstgenannten Typ wurde hinsichtlich der Tätigkeit einem anderen Typ zugeordnet. Aus der nahezu vollständigen Deckung kann die Vermutung abgeleitet werden, dass die Biographie der Personen sich auch in der Tätigkeit selbst niederschlägt.

In Punkt 14 wurde erwähnt, dass es sich bei Personen, die diesem Typ angehören, um nicht Berufstätige handelt. Das Fehlen der Erwerbsarbeit scheint mit großer Unzufriedenheit einherzugehen. Die Betroffenen scheinen vor allem darunter zu leiden, keine Aufgabe zu haben. Besonders deutlich wird dies von Frau N. ausgedrückt: „*Nur lustig ist nicht lustig.*“ Die frei verfügbare Zeit in der Pension wurde anfänglich als positiv erlebt, später jedoch als langweilig. Mit der Aufnahme der ehrenamtlichen Arbeit hatte Frau N. wieder eine Aufgabe, das Genießen der Freizeit war ihr erst durch deren Gegenstück möglich, also durch den Kontrast.

Dies entspricht im wesentlichen der Aussage Jahodas (1983, S. 47; siehe auch Kapitel 2.4.2.3): Das Fehlen von Erwerbstätigkeit bedeutet nicht, dass die verfügbare Zeit als Freizeit erlebt wird, denn diese ist stets Gegenstück zur Arbeitszeit und erhält ihren Reiz auch durch den Wechsel. Ich gehe davon aus, dass dieser Wechsel nicht nur von erwerbslosen Menschen, sondern auch von PensionistInnen – z.B. Frau N. – vermisst wird.

Im Fall von Frau N. ist die Unzufriedenheit mit der unbegrenzten Freizeit bereits als „Auslöser“ ihres Wunsches nach einer Betätigung zu verstehen. Ähnlich verhält es sich bei Frau D. Als vorrangiges Motiv für den Beginn der Tätigkeit nannte sie ihre caritative Ader. Es ist jedoch anzunehmen, dass sie stark unter dem Gefühl litt, keine Aufgabe zu haben. Die ehrenamtliche Arbeit bot ihr wieder eine Möglichkeit, Ziele zu verfolgen, etwas Nützliches zu tun und Selbstbestätigung zu erfahren. Da sie in ihrem Beruf sehr viel mit alten Menschen zu tun hatte, wollte sie sich im Ehrenamt jüngeren Menschen widmen. Es kann jedoch vermutet werden, dass dieser Wunsch noch andere Gründe hatte. Den engen Kontakt zu den eigenen Kindern zu verlieren, war für Frau D. sehr schlimm. Vermutlich hoffte sie, durch die ehrenamtliche Betreuung die eher distanzierte Beziehung zu den eigenen Kindern kompensieren zu können. Seitdem sie sich um ihre Enkelkinder kümmert, scheint es ihr nicht mehr so wichtig zu sein, sich zu betätigen, die neue Aufgabe scheint an die Stelle des Ehrenamtes getreten zu sein. Dadurch wird auch verständlich, weshalb Frau D. heute den Eindruck erweckt, sich kaum mit ihrer ehrenamtlichen Arbeit zu identifizieren.

Es kann davon ausgegangen werden, dass die ehrenamtliche Tätigkeit bei allen Angehörigen dieses Typs gewisse Funktionen der Erwerbsarbeit übernimmt und Möglichkeiten zur Kompensation bietet (vgl. Notz, 1987, S. 145). Dies sagt aber nicht notwendigerweise etwas darüber aus, was ursprünglich zu ihrem Wunsch, sich zu betätigen geführt hat. Nicht in jedem Fall ist die Pension oder Erwerbslosigkeit allein Grund genug, eine Organisation aufzusuchen.

Viele Personen dieses Typs schildern konkrete Erlebnisse, die in enger Verbindung mit der Entscheidung zum Ehrenamt stehen. Frau D. zum Beispiel erlebte den „Verlust“ der Kinder als sehr einschneidend, besonders, da sie eher „familienorientiert“ ist. Die Pensionierung war somit vermutlich nur ein weiteres Erlebnis, das ihr Selbstwertgefühl weiter beeinträchtigte, da sich die Aufgaben noch mehr reduzierten. Bei Frau C. war der Tod ihres Ehemannes sowie ihres Sohnes Ausschlag gebend für die Aufnahme der Tätigkeit. Zuvor hatte sie sich jahrelang um die Mann gekümmert und schien auch eine Aufgabe darin zu sehen, „für ihren Sohn zu leben“. Ihr ganzes Leben war auf ihn hin ausgerichtet, mit dem Tod hatte sie plötzlich kein Ziel mehr.

Ähnlich verhielt es sich bei Herrn L. Er gab seine Arbeit auf, um sich um seine Frau zu kümmern. Nach deren Tod war er arbeitslos. Im Ehrenamt fand er daher die Möglichkeit, etwas zu tun, das ihm das Gefühl gab, gebraucht zu werden. Darüber hinaus ist zu vermuten, dass der Verlust der Frau tatsächlich zu einem Wertewandel geführt hat. Vor diesem Erlebnis hätte er vermutlich nicht daran gedacht, sich zu engagieren. Dies geht auch aus seiner Aussage hervor: *„Also wenn mir vor drei Jahren wer gesagt hätte, dass ich einmal beim Roten Kreuz umsonst bin, ich hätt' ihm wahrscheinlich eine Schallende gegeben und hätt' ihn gefragt, ob er nicht ganz dicht ist, nicht? Aber ich mein', es gibt eben Sachen, die einen dazu bewegen.“*

Im längerfristigen Engagement scheint dieser Wertewandel jedoch eine Umdeutung „realer“ Gegebenheiten darzustellen. Ich vermute, dass Herr L. gerne einer bezahlten Tätigkeit nachgehen würde. Seine Chancen am Arbeitsmarkt sind jedoch aufgrund seines Alters eher gering. Sich zu sagen, dass Geldverdienen nicht das Wichtigste ist, erlaubt es vermutlich, das Gefühl der Kontrolle über das eigene Leben und den Selbstwert aufrecht zu erhalten. Die „Umdeutung“ kann als Folge einer kognitiven Dissonanz (1957, S. 1 ff.) gesehen werden. Durch die Veränderung eines kognitiven Elementes wurde der unangenehme Zustand der kognitiven Dissonanz in den Zustand der Konsonanz überführt. In einer Gesellschaft, in der Erwerbsarbeit einen so zentralen Stellenwert

besitzt und die Identität wesentlich bestimmt, ist es nahezu selbstverständlich, wenn sich Menschen, die diese „Säule“ der Identität (Heinl & Petzold, 1983, S. 180; siehe auch Kapitel 2.4.2.2) verlieren, ungebraucht, ausgeliefert, ohnmächtig und vielleicht sogar wertlos fühlen. Herr L. scheint mit dem Ehrenamt einen Weg gefunden zu haben, der es ihm erlaubt, sein Gefühl der Selbstbestimmtheit aufrecht zu erhalten.

Herr G. hatte nach dem Verlust seines Arbeitsplatzes den Wunsch, in der Caritas einer bezahlten Tätigkeit nachzukommen, nahm es aber letztlich in Kauf, sich auch ehrenamtlich zu betätigen. Ich nehme an, dass sein starkes soziales Engagement die selbe Funktion wie bei Herrn L. übernimmt. Ähnlich dürfte es sich bei Herrn O. verhalten. Er hatte durch eine Scheidung seine Frau verloren. Ob dieses Erlebnis mit der Entscheidung zum Ehrenamt zusammenhängt, kann nicht gesagt werden, jedoch ist anzunehmen, dass die Betätigung es auch ihm erlaubt, den mit der Arbeitslosigkeit einhergehenden negativen Gefühlen etwas Positives entgegenzusetzen. Ich vermute aber, dass das Ehrenamt die Erwerbsarbeit nicht ersetzen kann. Wie im Kapitel 2.4.2.2 gesehen werden konnte, bestimmt die Erwerbsarbeit auch den Status einer Person. Ehrenamtliche Tätigkeiten sind mit wenig Ansehen verbunden und können daher nur begrenzt die Funktionen der Erwerbsarbeit übernehmen. Vermutlich können sie das Fehlen eines Arbeitsplatzes zu einem gewissen Grad kompensieren und stellen eine halbwegs zufriedenstellende Lösung dar, wenn keine Möglichkeit besteht, wieder berufstätig zu werden.

Es liegt der Schluss nahe, dass es den Personen dieses Typs vorrangig darum geht, eine Aufgabe zu haben, sich gebraucht und bestätigt zu fühlen. Die ehrenamtliche Tätigkeit stellt dabei den gewählten Weg dar, sie ist vermutlich jedoch nicht der einzige Weg, der zum Ziel führt. Bei Frau K. erscheint es jedoch nahezu „logisch“, dass sie sich für ein Ehrenamt im Roten Kreuz entschied, denn sie hatte selbst von dort Hilfe in Anspruch genommen und es sehr positiv in Erinnerung behalten.

Als schöne Momente in der ehrenamtlichen Arbeit werden meist solche genannt, in denen die KlientInnen Zuneigung zeigen oder positive Rückmeldungen geben. Die geschilderten schwierigen Situationen sind sehr unterschiedlich, scheinen jedoch für die Personen kein großes Hindernis darzustellen. Zwei Personen meinen, keine Schwierigkeiten zu haben. Sie decken sich mit dem „wenig gebildeten, weniger reflektierte und wenig Resonanz zeigenden Typ“, der angibt, auch privat keine Probleme zu haben.

Überlegungen, die Tätigkeit zu beenden, kommen bei diesem Typ nicht vor. Dies ist vermutlich zum Teil als Folge des Fehlens (erlebter) Schwierigkeiten zu sehen. Darüber hinaus ist anzunehmen, dass jene Gratifikationen, die aus der Tätigkeit bezogen werden, in einem Ausmaß vorhanden sind, das die Schwierigkeiten in den Hintergrund rücken lässt.

Ein wesentliches Motiv dieses Typs wurde bereits diskutiert. Alle Personen haben das starke Bedürfnis, gebraucht zu werden, nützlich zu sein, etwas Wert- und Sinnvolles zu tun. Es sind dies jene Funktionen, die üblicherweise (in unserer Kultur) von der Erwerbsarbeit übernommen werden und im Kapitel 2.4.2.2 dargestellt wurden. Bei Frau N. zeigt sich auch deutlich, wie wichtig es ist, Aufgaben zu haben, die den Tag strukturieren (vgl. Jahoda, 1983, S. 137; Leithäuser, 1988, S. 64). Die ehrenamtliche Tätigkeit kann jedoch auch das Bedürfnis, sich Ziele zu setzen sowie sie zu erreichen, befriedigen (vgl. Warr & Wall, 1975, S. 73 f.).

Auffällig in diesem Zusammenhang ist, dass die Personen „privat“ kaum Ziele haben. Im Hinblick auf die Tätigkeit werden zwar ebenso kaum konkrete Ziele genannt, ich gehe jedoch davon aus, dass selbst das Gefühl, einem Menschen sehr viel zu bedeuten und von ihm wertgeschätzt zu werden, bereits ein Ziel darstellt.

Wie wichtig Aufgaben auch in Zeiten fehlender Berufstätigkeit sind, zeigt sich am Beispiel von Frau D. Sie meint, dass sie die Tätigkeit am Leben erhalte. Ähnlich erlebt sich Frau K. als zu jung zum „*Taubenfüttern*“.

Die Motive des Typs erschöpfen sich jedoch nicht in dem Wunsch nach einer Aufgabe. Frau C. zum Beispiel erlebt alte Menschen als „*arm*“, ihnen zu helfen, ist ihr ein starkes Bedürfnis. Dies deckt sich mit der Aussage von Fischer und Wiswede (1997, S. 132 f.; siehe auch Kapitel 4.4.2), wonach die Vorstellung, jemand könne sich selbst nicht helfen (fehlende internale Kontrolle), die Wahrscheinlichkeit der Hilfe erhöhe. Bei Frau C. findet sich jedoch auch die Annahme bestätigt, dass internale Attribution die Wahrscheinlichkeit der Hilfe reduziert (ebenda). Obdachlose Menschen sind ihrer Meinung nach selbst an ihrer Situation schuld und sollten daher nicht unterstützt werden. Auffallend ist darüber hinaus, dass Frau C. den Einsatzbereich des Ehrenamtes auf den Altenbereich begrenzt sieht. Das Sich-kümmern um alten Menschen scheint für sie einen derart hohen Wert zu besitzen, dass alles andere in die Bedeutungslosigkeit rückt.

Diese Sichtweise ist v.a. auf ihre eigene Lebenssituation zurückzuführen. Sie fragt sich, wer sich irgendwann, wenn sie alt ist, um sie kümmert. Angesichts ihres Alters erscheint es erstaunlich, dass sie diesen Zeitpunkt als so ferne erlebt. Es ist davon auszugehen, dass sie auch an sich selbst denkt, wenn sie darüber empört ist, dass sich niemand um alte Menschen kümmern will (z.B. auch ihre Enkelin). Das Ehrenamt übernimmt so gewissermaßen die Funktion des „Vorsorgens“ und zielt auf einen „Austausch“ hin ab: Gott möge eines Tages feststellen, dass sie etwas bekommen sollte, weil sie so vielen Menschen geholfen hat. Welcher Art diese Hilfe sein soll, wird aus den Schilderungen zur Lebensgeschichte deutlich. Sie wünscht sich, einen Menschen zu finden, der an die Stelle ihres Sohnes tritt, sich um sie kümmert und ihr wieder ein Ziel gibt. Auch Frau K. hofft, später selbst einmal Hilfe in Anspruch nehmen zu dürfen.

Die Tätigkeit scheint jedoch nicht nur deshalb ausgeführt zu werden, weil man sich wie Frau C. bewusst ist, dass es einem irgendwann ähnlich ergehen könnte, sondern auch, weil man eine gewisse Befriedigung daraus bezieht, nicht von Leid betroffen zu sein. Dies verdeutlicht, weshalb das Erleben von schwierigen Situationen eher als Vorteil denn als Belastung zu sehen ist. Bei Frau D., Herrn G. und Frau K. scheint das Erleben von „Schrecklichkeiten“ (Frau D.) tatsächlich befriedigende Wirkung zu haben, erlaubt es ihnen doch festzustellen, dass die eigenen Probleme wesentlich geringer sind als die der Betreuten.

Zentrale Bedeutung scheint auch ein Interesse an bestimmten Tätigkeiten oder Menschen zu haben. Herr O. ist interessiert an Krankheiten und deren Behandlung, Frau N. interessiert sich – als Einzige – für das Rote Kreuz und dessen Philosophie. Darüber hinaus möchte sie ihr unbekannte Bereiche kennen lernen. Sie bezeichnet dies als „Neugierde“. Diese ist jedoch bei Frau D. und Herrn G. viel deutlicher ausgeprägt. Frau D. meint, sie sei daran interessiert, wie Leute denken und leben. Vermutlich ist es ihr sehr viel wert, wenn Leute sich ihr anvertrauen, weil es auch Selbstbestätigung und das Gefühl, gewollt zu sein, vermittelt. Auch ihre Kränkung darüber, dass ein verwandtes Paar „absolut zu“ ist, wird dadurch verständlich.

Bei Herrn G. zeigt sich das Bedürfnis, von Menschen als Gesprächspartner gesehen zu werden, dem gegenüber man sich vertrauensvoll öffnet, noch deutlicher. Er trachtet danach, „Menschenkenntnis“ zu erwerben und sieht diese als wesentliche Eigenschaft eines „Beichtvaters“. Genau dies scheint die Rolle zu sein, die Herr G. bis zu einem gewissen Grad übernehmen möchte. Dies zeigt sich bereits darin, dass er Probleme eher

allein löst, sich aber freut, wenn Menschen ihn um Rat fragen oder ihre Probleme erzählen. Darüber hinaus nimmt er vor allem deshalb an Ausflügen teil, weil er dort von Menschen „*mehr herausbekommen*“ könne als bei anderen Gelegenheiten.

Geht man davon aus, dass die Situation, in der die Entscheidung zum Ehrenamt getroffen wurde, bei vielen durch negative Gefühle geprägt war, so scheint sich die Annahme von Aronson et al. (1998, S. 419 ff; siehe Kapitel 4.4.2) zu bestätigen, dass die Wahrscheinlichkeit prosozialen Handelns in negativen (und positiven) Gefühlszuständen höher ist als in neutralen. Nach Baron und Byrne (1997, S. 380; siehe Kapitel 4.4.2) dürfte damit auch eher egoistisch motiviertes Handeln vorliegen, also ein Handeln, das auf eine Verbesserung des Gefühlszustandes hin abzielt.

Es liegt jedoch die Vermutung nahe, dass negative Gefühle auch im längerfristigen Engagement eine Rolle spielen. In den geschilderten Motiven zeigt sich dies sehr deutlich. Sie unterstützen die Annahme, dass wahrer Altruismus nicht existiert (Aronson et al., 1998, S. 419; Heckhausen, 1989, S. 283; Wilson & Musick, 1997, S. 695; siehe Kapitel 4.4.2). Geht man hingegen davon aus, dass Altruismus einen eigenen Gewinn nicht ausschließt (Müller-Kohlenberg, 1996, S. 111) und Handlungen im Ausmaß variieren, in dem sie als altruistisch bezeichnet werden können, dann kann hier gesagt werden (Staub, 1981, S. 7; siehe Kapitel 4.4.2), dass es sich bei diesem Typ um den am ehesten altruistisch motivierten Typ handelt. Die Daten scheinen jedoch eher für die „Egoismustheorie“ zu sprechen. Bei diesem Typ zeigt sich dies nicht auf den ersten Blick, denn die Schilderungen erwecken vorerst den Eindruck, dass es den Menschen vorrangig darum geht, sich um andere zu kümmern oder auch ihren Glauben zu leben.

Die erlebten Gratifikationen stehen in enger Verbindung mit den Motiven. Vor allem von den KlientInnen scheint sehr viel zurückzukommen. Meist handelt es sich dabei um Gesten der Zuneigung, um Resonanz. Sie wird als sehr wichtig erlebt, denn sie zeigt, dass man „*noch einen Status quo hat*“ und es etwas gibt, das „*funktioniert*“ (Frau D.). Viele Personen, die diesem Typ angehören, halten Gratifikationen für ähnlich wichtig. Die Begründung der Wichtigkeit beschränkt sich jedoch darauf, dass man sehen wolle, ob geholfen werden konnte. Keine „*Reaktion*“ zu sehen, würde bedeuten, „*fehl am Platz*“ zu sein (Herr O.), nichts mehr „*hergeben*“ zu können (Frau D.). Ähnlich verhält es sich bei Frau K. und Herrn L.

Frau C. und Herrn L. beurteilen Gratifikationen als nicht so wichtig. Betrachtet man die Motive, so ist jedoch anzunehmen, dass beide durchaus etwas zurückbekommen. Bei Frau C. fällt auch auf, dass sie sich von alten Menschen wenig erwartet. Dem gegenüber steht das fehlende Verständnis für junge Menschen, die sich nicht bedanken und keine Lust haben, sich um alte Menschen zu kümmern. Letztlich scheinen Gratifikationen von KlientInnenseite doch für alle von Bedeutung zu sein. Frau N. bringt dies folgendermaßen zum Ausdruck: *„Das freut mich so, das motiviert einen.“* Viele Gratifikationen werden jedoch auch aus der Tätigkeit selbst bezogen (Genugtuung, wenn man jemandem helfen oder ihn aufheitern konnte, Herr L, Herr O.). Über Resonanz im Umfeld scheinen sich die meisten Personen dieses Typs zu freuen, sie hat jedoch keinen besonders hohen Stellenwert und scheint auch selten gegeben zu sein, wenn man bedenkt, dass das Engagement teilweise auf wenig Verständnis stößt (siehe Kapitel 7.3.1.3).

Gratifikationen von Seiten der Organisation sind zwar vorhanden – Frau K. erlebt es z.B. als Gratifikation, die Bürovertretung angeboten bekommen zu haben – scheinen jedoch fast niemandem wichtig zu sein. Die meisten Personen sympathisieren mit der Organisation, aber es genügt letztlich, *„dass sehr viel Sinn dahinter steckt und (...) ich einfach gern mit denen arbeit.“* (Frau N.). Das Rote Kreuz und die Caritas werden also lediglich als vermittelnde Organisationen wahrgenommen (vgl. Herr O.), *„Lobhuderei“* ist nicht erwünscht (Herr L.).

Darin zeigt sich bereits, dass die Bindung an die Organisation zwar gegeben, aber nicht besonders stark ist.¹⁷⁰ Sie arbeiten für die Organisation und befürworten deren Hintergrund und Einstellung, halten aber nicht sehr viel von *„Vereinsmeierei“* (Herr L.) und machen ihre Identität eher an der konkreten Tätigkeit fest. Dass die Teilnahme an Treffen für manche dennoch wichtig ist, lässt sich wie folgt begründen:

1. Treffen werden als etwas gesehen, das man in Kauf nehmen will, weil man dafür die Möglichkeit bekommt, sich zu engagieren. Herr L. formuliert dies folgendermaßen: *„Ich kann mich ja nicht aus dem Verein ausschließen. (...) Es ist ein Verein und mit meiner Tätigkeit billige ich auch die Zugehörigkeit zu dem Verein.“*
2. Im Roten Kreuz scheint es eher nötig zu sein, zu Treffen zu gehen, da man viel zusammenarbeitet und der Kontakt zu anderen quasi die Basis der Arbeit darstellt. Bei

¹⁷⁰Frau K. stellt hier sicherlich eine Ausnahme dar, da sie mit der Bürovertretung auf eine andere Ebene wechselte, die mit einem höheren Verantwortungsgefühl der Organisation gegenüber einhergeht. Sie spricht daher auch häufiger in der „Wir“-Form.

Frau K. wird hingegen deutlich, dass sie sich aufgrund ihrer Vertretungsarbeit im Büro verpflichtet fühlt, zu Treffen zu gehen.

Auffällig ist, dass die MitarbeiterInnen der Caritas selten bis nie an Treffen teilnehmen, wohingegen es im Roten Kreuz nur eine Person ist (Frau N.). Darin zeigt sich ein wesentlicher Einfluss der Organisationen. Vermutlich dürften die Strukturen des Roten Kreuzes die Teilnahme an Treffen eher erfordern bzw. fördern. Zum Teil erklärt sich dies daraus, dass bei den Treffen auch Dienste eingeteilt werden. Die Caritas bietet zwar Treffen an, stellt deren Nutzung aber frei. Wie im Kapitel 6.4.1.3 erwähnt wurde, ist der Bedarf an solchen Angeboten bzw. die Nachfrage eher gering. Die Ehrenamtlichen sind Bestandteil der jeweiligen Einrichtung, für die sie arbeiten, und haben vermutlich dort Kontakte. Gleichzeitig scheinen sie generell weniger daran interessiert zu sein, sich als MitarbeiterIn einer Organisation zu sehen. Die Tätigkeit wird vorwiegend als Bestandteil des individuellen Lebens wahrgenommen, also nicht als etwas, das man mit anderen gemeinsam hat und in den größeren Rahmen der Organisation eingebettet ist.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Personen des ersten Typs v.a. nach Bestätigung, Status, Resonanz und dem Gefühl, etwas Sinn- und Wertvolles zu tun, streben. Sie wollen gebraucht werden und haben – wie vermutlich die meisten Menschen – ein Bedürfnis nach sozialer Anerkennung, d.h. auch, nach Beachtung der eigenen Person (Zimbardo, 1978, S. 443). Sie haben keinen Beruf, in dem sie diese Bedürfnisse befriedigen können und kompensieren die damit einhergehenden emotionalen Belastungen durch die Ausführung ehrenamtlicher Tätigkeiten.

TYP 2: „Der erfahrene, sich abgrenzende Typ, dessen Engagement Ausdruck seiner Identität ist“

Dieser Typ deckt sich mit der Gruppe der Befragten aus dem Buddy-Verein (Frau A., Herr B., Frau H., Herr I. und Frau J.). Er lässt sich anhand folgender Merkmale charakterisieren:

1. Hatte schon Kontakt zum Thema (in Praxis oder Theorie, privat oder beruflich)
2. Das Thema HIV oder damit verbundene Themen wie Sterben nahmen schon vor der Tätigkeit einen wichtigen Stellenwert im Leben ein.
3. Erfuhr von Bekannten oder im Rahmen von Vorträgen von der Existenz des Vereins

4. Als ansprechend wurden vor allem drei Punkte erlebt:
 - die Intensität der Begleitung
 - die Möglichkeit, das Können einzusetzen, das aufgrund der eigenen Erfahrungen im HIV-Bereich vorhanden ist
 - die Wertschätzung der Arbeit des Vereins
5. Das Aufnahmeverfahren wird häufig befürwortet, da die Ansicht vorherrscht, dass der AIDS-Bereich viel Reife und Stabilität erfordert. Die Erinnerungen an die Ausbildung sind meist positiv.
6. Ist sich in der Regel seiner Fähigkeiten bewusst und äußert sie auch. Darunter befinden sich Eigenschaften und Fähigkeiten wie Empathie, Erfahrung, Toleranz, Sensibilität, Abgrenzungsvermögen, Belastbarkeit.
7. Als schwierig werden meist Probleme im Kontakt zu den KlientInnen erlebt (Kontakt finden oder halten, Betreuungsabbrüche ohne klärendes Gespräch), aber auch konkrete Vorfälle, welche die Grenzen des Ehrenamtlichen überschreiten.
8. Keine Überlegungen, die Tätigkeit zu beenden bzw. nur nach konkreten Vorfällen
9. Die Teilnahme an Treffen ist von der persönlichen Wichtigkeit dieser abhängig. In der Regel wird die Supervision als wichtig erlebt. Der Jour fixe wird hingegen – wenn überhaupt – nur aufgesucht, um andere Buddys zu sehen, zu denen sonst kein Kontakt besteht.
10. Die Kontakte zu anderen Buddys werden durchaus als interessant oder bereichernd erlebt, eine „Gruppenidentität“ als Buddys scheint jedoch nicht zu bestehen.
11. Die Beziehung zur Organisation ist positiv, die Arbeit des Vereins wird wertgeschätzt. Das eigene Engagement wird dort als gut eingesetzt erlebt, weil es den Vorstellungen einer ehrenamtlichen Begleitung im AIDS-Bereich entspricht. Dies bedeutet jedoch nicht, dass dieser Typ seine Identität aus dem Buddy-Sein ableitet, vielmehr scheint er sich vor allem durch seine Individualität und klare Abgrenzung auszuzeichnen.
12. Als Motive werden genannt:
 - Erfahrung
 - Betroffenheit von der Thematik als schwuler Mann, durch die Erkrankung nahe stehender Personen oder als Folge der beruflichen Erfahrung
 - Ärger oder Empörung über den Umgang der Gesellschaft mit HIV-positiven oder sterbenden Menschen und die Überzeugung, dass es an einem selbst liege, etwas zu tun
 - Demonstrieren, dass auch schwule Männer sich engagieren
 - Sinn
 - Der Kontakt zu Menschen wird als interessant erlebt

- mit Thema HIV in Kontakt bleiben
 - Ergänzung zum Beruf, wo man kaum direkten KlientInnenkontakt hat
 - Sensibilität
 - Empathie
 - Fähigkeiten, Erfahrung anbieten
 - Sich einsetzen für Menschen, die von HIV betroffen sind, ist Teil der Person.
 - Unterstützung des Vereins, da er wertvolle Arbeit leistet
- 13 Als Gratifikationen werden v.a. Gesten der Zuneigung und „Belohnungen“, die sich aus der Tätigkeit selbst ergeben, genannt. Kontakt zu Menschen zu haben, die ähnlich an das Thema herangehen, wird zum Teil ebenso als Gratifikation erlebt. Freunde befürworten das Engagement oder sehen es als Ausdruck der Identität der Person. Der Kontakt zur Koordinatorin wird als positiv erlebt, ist für die meisten aber eher „privat“ von Bedeutung.
- 14 Am wichtigsten werden jene Gratifikationen erlebt, die sich aus der Tätigkeit selbst ergeben oder von KlientInnen kommen. Teilweise werden auch der Kontakt zu anderen Personen bzw. Wertschätzung durch den Verein als wichtig erlebt. Weitere Gratifikationen sind kaum von Bedeutung.
- 15 Die demographischen und biographischen Merkmale dieses Typs wurden bereits im Kapitel 7.3.1.2 dargestellt. Auffällig ist jedoch, dass sich der „erfahrene, sich abgrenzende Typ, dessen Engagement Ausdruck seiner Identität ist“, hinsichtlich seines lebensgeschichtlichen Hintergrundes auf drei Typen verteilt, nämlich auf den „älteren, eher familienorientierten, christlichen, nicht berufstätigen Typ“, den „jüngeren, im Leben stehenden, reflektierten Typ“, sowie den „jungen, sich sein Leben aufbauenden Typ“.

Dass diesem Typ ausschließlich Personen aus dem Buddy-Verein angehören, scheint erneut die Annahme zu bestätigen, dass bestimmte Organisationen bestimmte Menschen bzw. Motive ansprechen (Burkart, Wörsdorfer & Bierhoff, 1994; siehe auch Kapitel 4.4.3). Betrachtet man die Aufnahmebedingungen des Vereins, so stellt sich diese Erklärung jedoch als unzureichend heraus. Es ist davon auszugehen, dass dieser Typ zum Teil das Resultat eines (Qualität sichernden) Selektionsprozesses darstellt. Prinzipiell sind es sehr verschiedene Menschen, die sich für eine Tätigkeit im Verein interessieren.

Häufig werden jedoch Personen abgelehnt, weil sie selbst keinerlei Bezug zum Thema haben.¹⁷¹

Die Tätigkeit wurde häufig deswegen aufgenommen, weil der Umgang mit HIV-positiven oder sterbenden Menschen als ärgerlich oder betroffen machend erlebt wurde. Dies scheint Weiners (1987, S. 28 f., siehe auch Kapitel 3.3.2.4) zu bestätigen, dass Emotionen eher als kausale Wahrnehmungen die unmittelbaren Motivatoren von Handlungen darstellen. Wesentliches Merkmal dieses Typs ist, dass die AIDS-Thematik bereits vor der Aufnahme der ehrenamtlichen Arbeit präsent war. Manche hatten miterlebt, wie Freunde oder Partner starben, oder selbst jemanden begleitet, der an AIDS oder einer anderen lebensbedrohenden Erkrankung verstarb. Andere wurden im Beruf damit konfrontiert oder setzten sich persönlich intensiv mit HIV auseinander, Herr I. z.B. fühlte sich als schwuler Mann betroffen.

Betrachtet man den lebensgeschichtlichen Hintergrund der Personen, so sind jüngere, im Leben stehende Personen am häufigsten vertreten (Herr B., Herr I., Frau J.). Frau A. hingegen gehört dem familienorientierten Typ an und Frau H. dem „jungen, sich sein Leben aufbauenden Typ“. Angesichts des Auswahlverfahrens, bei dem viel Wert darauf gelegt wird, dass die Person nicht mehr zu sehr auf der Suche nach ihrer eigenen Identität ist, mag es erstaunlich erscheinen, dass Frau H. Buddy geworden ist. Sie hofft, sich in der näheren Zukunft „*einmal halbwegs gefunden*“ zu haben, ist also noch auf der Suche. Es fällt jedoch auf, dass Frau H. über ihre Fähigkeiten genau Bescheid weiß. Im beruflichen und ehrenamtlichen Bereich scheint sie sehr gefestigt zu sein. Es kann daher angenommen werden, dass die Personen dieses Typs trotz ihrer unterschiedlichen Biographien und Persönlichkeitsmerkmale eines gemeinsam haben: Sie sind mit dem Thema HIV so sehr vertraut, dass es gewissermaßen einen Bestandteil ihrer Identität darstellt. Dadurch erreichen sie nahezu einen „Expertenstatus“.

Als ansprechend scheint vor allem die Möglichkeit der intensiven Einzelbegleitung erlebt worden zu sein. Viele waren überzeugt davon, aufgrund der eigenen Erfahrungen etwas

¹⁷¹Damit ist nicht gemeint, dass konkrete Erfahrungen im AIDS-Bereich vorausgesetzt werden. Ziel ist eine Hinterfragung der Motive. Während meines Praktikums im Buddy-Verein machte ich die Erfahrung, dass viele Personen sich für eine Mitarbeit interessieren, sich aber selbst sehr stark von der AIDS-Thematik distanzieren. Die Aussage, selbst nichts mit dem Thema zu tun zu haben, wurde z.T. sehr vehement vorgebracht. Es entstand der Eindruck, dass AIDS vorwiegend als Ausruck eines zu verurteilenden Lebenswandels gesehen wurde. Daher ist zu bezweifeln, dass diese Personen sich für die Tätigkeit als Buddy eignen. Diese zeichnet sich durch einen respektvollen Umgang mit dem Klienten aus, nicht durch den Aufbau eines Gefalles zwischen dem Wert des Klienten und dem eigenen Wert.

einbringen zu können. Herrn I. war es auch wichtig, als schwuler Mann Engagement zu zeigen, um aktiv dazu beizutragen, das Image schwuler Männer zu verbessern und den Vorurteilen ihnen gegenüber etwas entgegenzusetzen.

Ein wichtiges Merkmal dieser Gruppe ist, dass sie hier keine neuen Erfahrungen sammeln wollte, sondern mit diesen bereits an den Verein herantrat. Dies zeigt sich u.a. in einer Aussage von Herrn I.: *„Es ist nicht irgendwas, was ich – dass da was Besonders ist, was irgendwie so einen Sensationseffekt hätte, das glaub‘ ich nicht. Weil ich mein‘, auch die Geschichte, jemand bis zum Tod zu begleiten, das hatte ich erlebt, also insofern ist da kein Reiz dafür da.“*

Die Personen, die diesem Typ angehören, befürworten das Vorgehen bei der Auswahl neuer MitarbeiterInnen. AIDS wird als ein Thema erlebt, das sehr viel Sensibilität und Stabilität erfordert. Frau A. hatte allerdings die Befürchtung, zu alt zu sein. Frau H. erlebte die Situation im Erstgespräch als eher unangenehm. Davon abgesehen sind die Erinnerungen an die Ausbildung eher positiv. Das Training wurde v.a. als Möglichkeit, andere zukünftige Buddys kennen zu lernen, erlebt.

Auffällig ist, dass die meisten Personen ganz klar angeben können, was sie ihrer Meinung nach zu dieser Tätigkeit befähigt. Dies wird sicherlich durch das Auswahlverfahren gefördert, da man dort sehr viel Wert darauf legt, dass Personen sich zu ihren für den Bereich wichtigen Fähigkeiten äußern. Frau A. unterscheidet sich in diesem Punkt von den anderen Buddys. Sie meint vorerst, keine Fähigkeiten zu besitzen. Dies könnte zum einen mit ihrem Alter zusammenhängen. Möglicherweise ist es für Angehörige ihrer Altersgruppe weniger üblich, sich so selbstbewusst zu den eigenen Fähigkeiten zu äußern, wie jüngere Personen es tun. Auch ihre Persönlichkeit ist eine ganz andere. Ferner kann vermutet werden, dass die Interviewsituation durch den erst kurz zurück liegenden Suizid der Nichte beeinträchtigt war. Möglicherweise erzeugt solch ein Erlebnis den Eindruck der Hilflosigkeit und Unkontrollierbarkeit und schlägt sich daher auch im Erleben von Fähigkeiten nieder. An einem späteren Punkt meint Frau A. jedoch, sie könne hier aufgrund ihrer Erfahrung etwas *„beitragen“*.

Kein Buddy ist der Ansicht, dass die Aufnahme der Tätigkeit keine Fähigkeiten erfordert. Dies scheint sich mit den Ansprüchen des Vereins zu decken, der ja im Auswahlverfahren gewisse Fähigkeiten bzw. Eigenschaften voraussetzt. Zweitens zeigt sich darin, dass die Buddys ihre ehrenamtliche Arbeit als etwas sehen, das sie aufgrund ihrer vorangehenden

Erfahrungen im HIV-/AIDS-Bereich ausüben, und nicht, um Fähigkeiten oder Kenntnisse des Bereichs zu erwerben. Damit unterscheiden sie sich deutlich vom Typ 3.

Generell scheint dieser Typ bei sich Fähigkeiten wie Empathie, Erfahrung, Abgrenzungsvermögen, Belastbarkeit, die Fähigkeit zuzuhören, Toleranz und Sensibilität wahrzunehmen. Es kann vermutet werden, dass viele dieser Fähigkeiten Folge der eigenen Erlebnisse bzw. Betroffenheit sind.

Dass Schwierigkeiten v.a. im Kontakt mit KlientInnen erlebt werden, erklärt sich meines Erachtens aus dem Wunsch nach Intensität. Zwei Personen erlebten konkrete Vorfälle als sehr schwierig. Auffällig ist, dass keine Person von Belastungen spricht, die sich speziell aus der Arbeit im AIDS-Bereich ergeben können. Auch dies bestätigt die Annahme, dass sie bereits über viel Erfahrung verfügen und gut mit Situationen umgehen können, die andere Personen vermutlich erschrecken oder sehr belasten würden – z.B. der Tod von KlientInnen.

Die Ziele der Buddys unterscheiden sich kaum von denen der anderen Typen, Herr B. und Herr I. setzen sich zwar in ihrer Arbeit auch konkrete Ziele, im Zentrum steht jedoch meist das Da-Sein für die KlientInnen. Dieses „Da-Sein“ wird jedoch klar definiert, es scheint sich um Personen zu handeln, die ihre Grenzen sehr gut wahren und ein Überschreiten der Grenzen nicht hinnehmen.¹⁷² Damit ergibt sich vor allem ein wesentlicher Unterschied zum Typ 1. Die meisten Personen des „kompensierenden, nach besonders starker Resonanz und Relativierung strebenden Typs“ sind sehr wenig abgegrenzt. Sie helfen nicht nur in einem definierten Zeitraum bzw. Bereich, sondern sind ständig hilfsbereit.¹⁷³ Dabei spielt es sicherlich eine Rolle, dass diese Personen nicht berufstätig sind und sich daher Aufgaben suchen. Personen des Typs 2 sind hingegen meist berufstätig und gehen daher aus anderen Gründen der Tätigkeit nach.

Im Zusammenhang mit dem Typ 1 wurde bereits erwähnt, dass vermutlich jede ehrenamtliche Tätigkeit aus egoistischen Motiven gespeist wird. Möglicherweise enthält das Motivbündel auch altruistische Motive¹⁷⁴, aber letztlich ist davon auszugehen, dass

¹⁷²Die Personen scheinen auch privat genaue Grenzen zu definieren. Bedingungslose gegenseitige Unterstützung ist weder gegeben noch erwünscht. Es scheint auch hier das „Prinzip der Eigenverantwortung“ zum Tragen zu kommen. Man wünscht sich Unterstützung, jedoch nur bis zu einem gewissen Punkt.

¹⁷³Herr L. und Herr O. stellen hier eine Ausnahme dar. Sie beschränken ihr Engagement auf jeweils zwei Bereiche im Roten Kreuz, d.h. auf einen definierten Zeitrahmen und Ort.

¹⁷⁴Die Motive der 15 Befragten könnten zum Teil durchaus als altruistisch bezeichnet werden. Meiner Ansicht nach handelt es sich jedoch bei genauerem Hinsehen stets um egoistische Motive.

diese nicht alleine auftreten. Ich glaube nicht, dass eine Person ihre Zeit und Energie zur Verfügung stellt (und unter Umständen Hindernisse in Kauf nimmt), ohne sich davon etwas zu erhoffen.

Der vorliegende Typ kennzeichnet sich wie der Typ 1 durch eine Reihe egoistischer Motive. Ein wesentlicher Unterschied besteht jedoch darin, dass die Buddys ihre Motive deutlicher als egoistisch deklarieren und auch betonen, dass sie der Tätigkeit nicht nachgehen würden, wenn sie daraus nicht auch etwas erhielten. Es sind selbstbewusste Menschen, denen es wichtig ist, nicht nur Kritik zu üben, sondern auch etwas zu tun. Sie sind darum bemüht, den KlientInnen mit ihren Sorgen und Ängste respektvoll zu begegnen. Dies geht jedoch nicht so weit, dass sie ihnen etwas „abnehmen“ und sie damit zu unmündigen Menschen machen. Sie scheinen das „Prinzip der Eigenverantwortung“ zu vertreten und erwarten sich von den betreuten Personen, dass sie ihnen ebenso mit Respekt begegnen. Dies geht damit einher, dass sie Versuchen der KlientInnen, ihre Grenzen zu überschreiten, deutlich entgegentreten.¹⁷⁵

Der Typ 2 unterscheidet sich von den anderen beiden Typen auch darin, dass das Engagement nicht nur eine Tätigkeit ist, die für die Person in ihrem individuellen Lebenszusammenhang Sinn macht, sondern auch in Bezug zu gesellschaftlichen Gegebenheiten gesetzt wird bzw. mitunter wegen dieser ausgeführt wird. Dieser Typ kritisiert den Umgang der Gesellschaft mit kranken oder sterbenden Menschen und will initiativ werden, anstatt sich nur über etwas aufzuregen. Herr I. verfolgt ferner das Ziel, der Gesellschaft zu demonstrieren, dass ihre Vorstellung von schwulen Männern wenig der Realität entspricht, will also Homosexualität „gesellschaftsfähiger“ machen. Auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass der Typ 2 überzeugt ist, selbst etwas verändern zu können (internale Kontrolle), anstatt sich als ungerecht empfundenen Gegebenheiten ausgeliefert zu fühlen.

Es wurde bereits erwähnt, dass das Thema HIV im Leben der Menschen, die dem Typ 2 angehören, bereits vor der Tätigkeit einen hohen Stellenwert eingenommen hatte. Dies scheint nicht nur für die Aufnahme des Ehrenamtes, sondern auch im längerfristigen Engagement eine wichtige Rolle zu spielen. Es ist anzunehmen, dass sie in ihrer Tätigkeit die persönliche Bedeutsamkeit des Themas „ausagieren“. Die Erfahrungen, Meinungen und Überzeugungen diesbezüglich resultieren also auch in Handlungen, in der

¹⁷⁵Ein Beispiel hierfür ist Herr B., der auf die Drohung seines Klienten, aus dem Fenster zu springen, reagierte, indem er ihm sagte, er solle zumindest warten, bis er weg ist.

ehrenamtlichen Arbeit. Es scheint sich bei den Ehrenamtlichen dieses Typs also um Menschen zu handeln, denen das Thema HIV sehr vertraut ist – und die vielleicht gerade deswegen eher „professionell“ an ihre Tätigkeit herangehen. Der hohe Stellenwert der Thematik im Leben des Individuums zeigt sich auch darin, dass sein Engagement im Umfeld häufig als zu ihm gehörend erlebt wird. Frau A. stellt hier wiederum eine Ausnahme dar. Ihre Tätigkeit scheint nicht besonders stark wahrgenommen zu werden.

Die Personen des zweiten Typs sind unterschiedlich lange im Verein tätig. Auffällig ist jedoch, dass die beiden Buddys, die sich schon sehr lange engagieren, schwule Männer sind. Unter den Frauen befand sich eine Person, die seit drei Jahren im Verein war, die beiden anderen begannen ihre Tätigkeit erst vor einem bzw. eineinhalb Jahren. Dies spiegelt meiner Ansicht nach den Umgang der Gesellschaft mit der AIDS-Thematik wider. Zu Beginn wurde AIDS als Krankheit gesehen, die nur schwule Männer betraf. Erst später erkannte man, dass heterosexuelle Frauen und Männer genauso dem Risiko ausgesetzt sind, sich mit dem Virus zu infizieren. Seither scheinen sich auch vermehrt heterosexuelle Frauen und Männer angesprochen zu fühlen. Dies führt wiederum zur Annahme, dass ein Ehrenamt nur dann aufgenommen wird, wenn die Person dazu selbst einen Bezug hat.

Der Rahmen, in dem das Engagement ausgeübt wird, scheint für diesen Typ eine relativ wichtige Rolle einzunehmen. Man begegnet dem Verein mit Wertschätzung, da er die Vorstellungen der ehrenamtlichen Begleitung in die Tat umsetzt. Eine stärkere Identifikation ist jedoch nur bei Herrn I. gegeben. Diese ist vermutlich auf sein generelles sozialpolitisches Interesse sowie die Tätigkeit im Vorstand zurückzuführen. Doch selbst bei ihm entsteht der Eindruck, dass er seine Identität nicht als die eines Buddys definiert. Die meisten Personen dieses Typs scheinen sich aus Überzeugung in genau diesem Verein zu engagieren und sich auch für seinen Fortbestand einzusetzen. Sie erleben den Verein als ihren Vorstellungen und Werten entsprechend, leiten jedoch nicht ihre Identität daraus ab. Vielmehr scheint sich die Identität des Vereins über die einzelnen Identitäten der MitarbeiterInnen zu bestimmen. Die Personen gestalten ihre „Umwelt“, den Verein, aktiv mit. In Hoffs (1986, S. 42; siehe auch Kapitel 3.3.1) Terminologie ist hier also von „role-making“ zu sprechen.

Auch der Kontakt zu KollegInnen wird wertgeschätzt. Man ist froh, Gleichgesinnte zu haben, die der HIV-Thematik ähnlich gegenüberstehen, wie man es selbst tut. Das Gemeinsame scheint jedoch klar definiert und begrenzt zu werden, daher scheinen die Buddys auch keine ausgeprägte „Gruppenidentität“ entwickelt zu haben.

Treffen werden meist dann besucht, wenn sie persönlich für wichtig gehalten werden. Auch diesbezüglich zeigt sich also, dass die Buddys sich klar abgrenzen und vor allem ihren eigenen Werten folgen. Im Allgemeinen wird die Supervision für wichtiger gehalten als der Jour fixe. Die meisten besuchen letzteren nur, um die KollegInnen wieder einmal zu sehen, wohingegen die Supervision als persönlich relevant erlebt wird. Eine Ausnahme stellt hier Frau H. dar. Sie vermeidet den Besuch der Supervision, wenn es gravierende Probleme gibt, da sie einmal sehr schlechte Erfahrungen gemacht hatte.

Zusammenfassend lassen sich folgende Aussagen festhalten:

- Die HIV/AIDS-Thematik nimmt bereits vor der Aufnahme der Tätigkeit eine wichtige Rolle im Leben ein.
- Die tatsächliche Entscheidung sowie das gegenwärtige Engagement sind als Ausdruck dieser persönlichen Beschäftigung zu verstehen.
- Die Personen grenzen sich jedoch deutlich von jeglichem vereinnahmenden Verhalten ab.
- Sie definieren ihre Identität nicht über die Arbeit als Buddy, vielmehr ist diese Tätigkeit Ausdruck ihrer Identität. Dies widerspricht der Annahme, dass die Rolle als Ehrenamtlicher mit der Zeit Teil der persönlichen Identität wird (Penner & Finkelstein, 1998, S. 525 f.; siehe Kapitel 4.4.3).

Dieser aus meiner Untersuchung resultierende Typ ist der von Weikert (1991, S. 112 f.) beschriebenen Ehrenamtlichengruppe sehr ähnlich (vgl. Snyder & Omoto, 1992, zitiert nach Baron & Byrne, 1997, S. 377, siehe auch Kapitel 4.4.3). Es können folgende Übereinstimmungen festgestellt werden.

- HIV/AIDS hat im Leben der Ehrenamtlichen einen hohen Stellenwert.
- Einige haben bzw. hatten Freunde oder Partner, die HIV-infiziert oder an AIDS erkrankt sind.
- Manche Personen wollen etwas gegen Diskriminierung und Stigmatisierung tun.
- Die AIDS-Thematik stellt im Leben der schwulen Männer einen Einschnitt dar. Sie lässt sich auch aus dem Leben nicht infizierter schwuler Männer nicht mehr ausgliedern. Das Engagement hilft im Umgang mit der eigenen Betroffenheit. Dies deckt sich gänzlich mit der Aussage von Herrn I: *„Ich glaub‘, ich musste irgendetwas, um den Wahnsinn dieser Krankheit zu verarbeiten, für mich tun.“*
- Die Aussage von Herrn I., dass er sich für die Betreuung drogenabhängiger Personen weniger geeignet fühle, scheint ebenso mit Weikerts Aussage übereinzustimmen. Er stellte fest, dass sich die schwulen Männer im Gegensatz zu den Frauen weniger von

- einer Betreuung drogenabhängiger Menschen angesprochen fühlen. Auch Herr B. betreute bisher nur schwule Männer. Dies sagt jedoch nichts darüber aus, ob sich Frauen tatsächlich mehr für eine Betreuung drogenabhängiger KlientInnen interessieren. Unter den von mir befragten Frauen befand sich keine einzige, die angab, bisher solche KlientInnen betreut zu haben. Ich vermute, dass schwule Männer tatsächlich lieber schwule Klienten betreuen oder aufgrund ihres eigenen Umganges mit der Homosexualität an sie vermittelt werden. Ob sich jemand vorstellen kann, drogenabhängige KlientInnen zu betreuen, hängt meines Erachtens jedoch nicht nur davon ab, welchem Geschlecht jemand angehört, sondern vor allem von den persönlichen Grenzen. Jeder Buddy besitzt das Recht, die Betreuung drogenabhängiger KlientInnen abzulehnen, wenn er sich dieser nicht gewachsen fühlt.
- Die Aussage, dass Frauen eher nicht durch die Betroffenheit von Bekannten motiviert waren, kann hier nur zum Teil bestätigt werden, denn dies trifft zwar auf Frau H. und Frau J. zu, nicht aber auf Frau A. Es muss jedoch beachtet werden, dass Weikert seine Erfahrungen zu einer Zeit niederschrieb, in der AIDS noch vorwiegend als die Krankheit schwuler Männer galt¹⁷⁶, die tatsächlich die ersten Personen waren, an denen die Infektion festgestellt wurde. Selbst damals gab es jedoch eine Reihe Heterosexueller, die von HIV betroffen waren, z.B. hämophile Männer („Bluter“). Es ist anzunehmen, dass Weikert heute auch von Frauen berichten würde, deren Freunde oder Partner betroffen sind.

TYP 3: „Der sozial orientierte, sich bildende, Erfahrungen sammelnde Typ“

Diesem Typ gehören drei Personen an (Frau E., Herr F., Frau M.). Er kennzeichnet sich durch folgende Merkmale:

1. Generelle Neigung zu Sozialem
2. Keine einschlägigen Vorerfahrungen (wie sie z.B. beim Typ 2 gesehen wurden).
3. Interesse an bestimmte Tätigkeiten oder Menschengruppen. Man möchte etwas kennen lernen, sich etwas ansehen.
4. Das Aufnahmeverfahren wird eher nur als Vermittlung bzw. Entscheidung für einen Bereich geschildert.¹⁷⁷

¹⁷⁶Ursprünglich verwendete man für das uns heute als AIDS bekannte Syndrom den Begriff „GRID“ (Gay Related Immuno Deficiency).

¹⁷⁷Frau E. konnte jedoch ihren Wunsch, eine Tätigkeit beim Canisibus zu beginnen, erst einige Jahre nach dem Erstgespräch in die Tat umsetzen, da sie vorerst wegen ihres Alters abgelehnt wurde.

5. Teilweise besteht die Ansicht, dass man vieles in der Arbeit erlerne und spezielle Fähigkeiten daher nötig seien.
6. Glaubt, sich vor allem durch seine Grundhaltung und sein Interesse zu eignen. Es werden Fähigkeiten und Eigenschaften wie sich nicht ekeln, nicht aggressiv reagieren, Idealismus und der Wille zu helfen genannt.
7. Es bestehen keine konkreten Ziele, sein Da-Sein anzubieten wird als primäre Aufgabe verstanden. Eine Person möchte den betreuten Kindern durch ihr Da-Sein positive Erfahrungen mit Männern ermöglichen (Herr F.).
8. Als schwierig werden sehr unterschiedliche Situationen empfunden. Dies ist vermutlich darauf zurückzuführen, dass die Tätigkeitsbereiche sehr verschieden sind. Gemeinsam scheint den Personen dieses Typs jedoch zu sein, dass es sich um eher punktuell auftretende Schwierigkeiten handelt. Zu einem früheren Zeitpunkt auftretende längere Belastungen führten hingegen bei zwei Personen zu Überlegungen, die Tätigkeit zu beenden. Eine Person entschloss sich zu einer Pause, um ihre Ausbildung beenden zu können.
9. Die Teilnahme an Treffen erfolgt eher nur dann, wenn sie für persönlich wichtig gehalten wird. In diesem Punkt ist der Typ 3 dem Typ 2 sehr ähnlich.
10. Der Kontakt zu anderen Ehrenamtlichen wird als teilweise wichtig erlebt. Es wird genauer definiert, welcher Art dieser Kontakt sein soll bzw. welche Personen einem die wichtigsten sind.¹⁷⁸
11. Die Organisation wird eher nur als ermöglichender Rahmen gesehen, der Bezug zur konkreten Einrichtung ist größer. Dies gilt jedoch nur für die Personen aus der Caritas. Frau M., die im Roten Kreuz tätig ist, hat eine wesentlich stärkere Beziehung zur Organisation, übt aber gleichzeitig Kritik an dieser.
12. Als Motive werden genannt:
 - Lernen für das Berufs- aber auch das Privatleben
 - Interesse an bestimmten Tätigkeiten oder Menschen in die Praxis umsetzen
 - soziale Kompetenz erwerben
 - sich weiterentwickeln
 - das, was einem das „Herz“ sagt (Herr F.)
 - KlientInnen in bestimmtem Bereich behilflich sein

¹⁷⁸Frau E. begann die Tätigkeit auch mit dem Wunsch, unter den KollegInnen Freunde zu finden. Dass sich dieser Wunsch nicht erfüllte, war für sie jedoch kein Grund, die Tätigkeit zu beenden. Sie hat sich damit abgefunden, dass das Knüpfen von Freundschaften im Rahmen des Engagements nur schwer möglich ist und kann der Verschiedenheit der Ehrenamtlichen heute auch etwas Positives abgewinnen. Durch sie wird ihrer Ansicht nach auch der Verschiedenheit der obdachlosen Menschen besser Rechnung getragen, denn ein und die- bzw. derselbe EhrenamtlicheR kann nicht zu all den verschiedenen obdachlosen KlientInnen auf gleiche Weise Zugang finden.

- teilweise Betroffenheit von der Lebenslage der KlientInnen
 - Empathie
 - Glaube
 - teilweise auch Ärger über die Gesellschaft, Ansicht, dass es viele gesellschaftliche Probleme nicht gäbe, wenn Menschen bereit wären, sich zu engagieren.
13. Gratifikationen kommen vor allem von KlientInnen bzw. aus der Arbeit selbst und sind den Personen wichtig. Freunde reagieren mit Bewunderung und Lob. Der Umgang damit fällt jedoch z.T. schwer. Von der Organisation bekommt dieser Typ weniger. Diese Gratifikationen werden auch als wenig bedeutend erlebt, zumindest von den Personen aus der Caritas. Frau M. wünscht sich „*grad von oben her*“ mehr Anerkennung.
14. Demographische und biographische Merkmale:
- Anfang bis Ende 20
 - Die Kindheit wurde als konfliktreich erlebt
 - Kommt aus einem verwandten Bereich oder belegt bzw. plant eine entsprechende Ausbildung (Sozialbereich, pädagogischer Bereich)
 - Ist (noch) kinderlos
 - das Engagement wird vom Freundeskreis größtenteils befürwortet
 - Unterstützung im Freundeskreis wird als sehr wichtig erlebt
 - Hat sehr „aktive“ Ziele, möchte nicht in ein Routineverhalten fallen, sondern immer wieder etwas Neues machen oder auch eine Familie gründen
 - Glaube spielt eine wesentliche Rolle, wird jedoch nicht notwendigerweise einer Kirche untergeordnet
 - Alle Personen gehören dem „jungen, sich sein Leben aufbauenden Typ“ an.

Die letzte Aussage stellt bereits ein wesentliches Kennzeichen dieses Typs dar. Die Personen sind jung und gerade im Begriff, sich ihr Leben aufzubauen. Die Arbeit mit Menschen nimmt in der Lebensplanung einen großen Stellenwert ein. Das Ehrenamt scheint in erster Linie dazu zu dienen, sich im Sozialbereich „umzuschauen“, Erfahrungen zu sammeln. Es besteht zwar ein Interesse an konkreten Themenbereichen oder Menschen, bisher wurden damit jedoch keine oder kaum Erfahrungen gemacht. Personen dieses Typs nutzen das Ehrenamt, um Erfahrungen zu sammeln und Fähigkeiten zu erwerben (vgl. Pfabigan, 1993, S. 37 ff.; siehe auch Kapitel 4.4.3). In diesem Punkt unterscheidet sich der Typ 3 deutlich vom Typ 2, denn wie gesehen werden konnte, hat dieser bereits einschlägige Erfahrungen gemacht. Er befand sich schon „im Feld“ und hat

dadurch Fähigkeiten erworben, die er in seiner ehrenamtlichen Tätigkeit einsetzt. „Der sozial orientierte, sich bildende, Erfahrungen sammelnde Typ“ hingegen sucht den Bereich von sich aus auf.

Frau M. und Herr F. hatten bereits vor der Aufnahme ihrer Tätigkeit Erfahrungen im Umgang mit Kindern gemacht. Die Entscheidung zum Ehrenamt erfolgte jedoch nicht, um diese Erfahrungen weiterzuführen. Frau M. wollte sich als Kontrast zur Beschäftigung mit Kindern alten Menschen widmen, mit denen sie noch keinerlei Erfahrung hatte. Herr F. hatte keine konkreten Vorstellungen von der Art seiner Tätigkeit. Da er während seines Zivildienstes Erfahrungen mit Kindern gesammelt hatte, wurde er an das Mutter-Kind-Heim vermittelt. Für ihn selbst wären jedoch mehrere Bereiche in Frage gekommen, sein Interesse galt dem Sozialbereich allgemein bzw. allen Menschen, die sich in irgendeiner Art von „*Extremsituation*“ befinden.

Frau M. unterscheidet sich in mehreren Punkten von Frau E. und Herrn F. Sie vertritt nicht die Ansicht, dass Fähigkeiten nicht notwendig seien, weil man sie ohnehin erwerbe, sondern nennt eine Reihe konkreter Fähigkeiten, die sie für diese Tätigkeit eignen. Ferner grenzt sie sich in ihrer Arbeit deutlich ab. Dies wird an zwei Aussagen deutlich:

1. *„Also das hat sich sicher geändert, wo ich wirklich sag‘: ‚Okay, das ist jetzt meine Aufgabe und in der Zeit bin ich für Sie da, aber mehr nicht‘.“*
2. Sie nimmt sich das „Recht“ heraus, zu bestimmen, mit welchen Personen sie Dienste macht. *„Also es gibt einfach gewisse Leute, da denk‘ ich mir, das muss ich mir in meiner Freizeit nicht antun.“*

Ein weiterer Unterschied besteht darin, dass sie sich auch Wertschätzung von der Organisation erwartet und sich aktiv für eine Veränderung des Images sozialer Tätigkeiten einsetzt.

Die genannten Punkte legen den Schluss nahe, dass Frau M. sich in gewisser Weise „am Übergang“ zum Typ 2 befindet. Vermutlich ist dies darauf zurückzuführen, dass sie bereits berufstätig ist und ihre ehrenamtliche Tätigkeit schon seit Jahren ausübt. Am Beginn ihrer Tätigkeit grenzte sich Frau M. sehr wenig ab. Auf die Frage nach Fähigkeiten hätte sie vermutlich damals ähnlich reagiert wie Frau E. und Herr F. heute, denn anfangs war auch ihr der Bereich neu. Dass sie heute davon überzeugt ist, Fähigkeiten zu besitzen, ist vermutlich darauf zurückzuführen, dass sie in der Tätigkeit „*soziale Kompetenz*“ erworben hat. *„Ich war damals eine Schüchterne, der man jedes Wort aus der Nase ziehen hat*

müssen so quasi. Das hat sich total geändert, also ich kann jetzt viel offener auf Leute zugehen.“

Die umfangreichen Erfahrungen in der Tätigkeit scheinen bei Frau M. also dazu geführt zu haben, dass sie sich ihrer Fähigkeiten und des Wertes ihrer Arbeit heute bewusst ist und sich eher „professionell“ verhält. Ich vermute, dass Frau E. und Herr F. sich mit der Dauer ihrer Tätigkeit in eine ähnliche Richtung bewegen werden.¹⁷⁹ Letztlich ist daher anzunehmen, dass der Typ 3 im Hinblick auf folgende drei Punkte eine „Vorstufe“ des zweiten Typs darstellt:

- a) die Erfahrung,
- b) das Wissen um die eigenen Fähigkeit sowie
- c) das Setzen klarer Grenzen

Wie bereits im Kapitel 4.4.4 gesagt wurde, erscheint mir die Annahme eines „neuen Ehrenamtes“ für wenig sinnvoll. Autoren wie z.B. Evers (1988, S. 157) oder Olk (1990, S. 251) würden anhand des Materials dieser Untersuchung vermutlich zu der Aussage gelangen, dass der Typ 1 eher dem „klassischen Typ“ der Ehrenamtlichen entspricht, wohingegen die Typen 2 und 3 eher einer neuen Helfergeneration angehören. Versteht man unter dem Strukturwandel im Ehrenamt lediglich ein neues „Selbstverständnis“ (Marquard et al., 1993, S. 23), das mit einer zunehmenden Betonung egoistischer Motive einhergeht, so liegt hier unter Umständen tatsächlich ein „neues Ehrenamt“ vor. Da damit jedoch von den meisten Autoren auch eine Veränderung der Motive selbst gemeint wird, ist hier von der Annahme eines Strukturwandels Abstand zu nehmen. Es konnte gezeigt werden, dass jene Motive, die auf den ersten Blick altruistisch wirken mögen, letztlich doch egoistischer Natur sind.

¹⁷⁹Im Kapitel 4.4.3 wurde erwähnt, dass die ehrenamtliche Arbeit persönliche Einstellungen, Wissen und Verhalten beeinflussen kann (Omoto & Snyder, 1995, S. 671ff.)

7.3.3 Wahrgenommener gesellschaftlicher Stellenwert und Bedeutung im Rahmen des individuellen Engagements

7.3.3.1 Auffälligkeiten in der Gesamtgruppe

Die Gesamtgruppe der befragten Personen kennzeichnet sich durch ein wesentliches gemeinsames Merkmal. Fast alle halten das Ehrenamt für notwendig. Etwas weniger als zwei Drittel scheinen sich (in unterschiedlichem Ausmaß) Gedanken über gesellschaftliche Prozesse zu machen, bei den restlichen Personen besteht der Eindruck, dass sie dies eher wenig tun. Die Wahrnehmung gesellschaftlicher Vorgänge sagt jedoch noch nichts darüber aus, wie diese bewertet werden. Etwas weniger als die Hälfte der Gesamtgruppe kennzeichnet sich durch eine eher unkritische Haltung, die andere Hälfte durch eine eher kritische Haltung gegenüber wahrgenommenen Gegebenheiten. Fast alle Personen halten Einsparungen im Sozialbereich für wahrscheinlich. Dieser Sachverhalt wird jedoch sehr unterschiedlich beurteilt. Eher „kritische“ Personen vertreten zwar in der Regel die Ansicht, dass eine Zunahme ehrenamtlichen Engagements wünschenswert ist, betrachten es aber als Aufgabe des Staates, sich zu einem gewissen Grad um soziale Probleme zu kümmern. Manche nehmen an, dass Kürzungen zu einem Missbrauch ehrenamtlicher Tätigkeiten führen könnten (z.B. Herr B.). Weniger „kritische“ Personen sehen eine eventuelle Übernahme von Aufgaben durch Ehrenamtliche eher als logische Konsequenz der Einsparungen und bewerten sie unter Umständen sogar positiv (z.B. Herr L.).

Auffällig ist, dass das Durchschnittsalter jener Personen, die sich detaillierter und kritischer zu gesellschaftlichen Themen äußern, wesentlich niedriger ist als jenes der eher „unkritischen“ Personen.

Etwas über zwei Drittel vertreten die Meinung, das Ehrenamt habe in der Gesellschaft ein eher schlechtes Image. Die individuellen Reaktionen auf dieses wahrgenommene Bild sind jedoch sehr unterschiedlich. Einige beurteilen es als sehr ungerecht und plädieren für seine Verbesserung – z.B. durch „*Bewusstseinsarbeit*“ (z.B. Frau A.). Andere scheinen es als Unverständnis gegenüber einer (vor allem individuell) bedeutsamen Tätigkeit abzutun und ihm wenig Bedeutung beizumessen (z.B. Frau C.). Nur vier Personen sind der Ansicht, dass dem Ehrenamt mit Anerkennung begegnet wird.

Bis auf eine Ausnahme (Herr F.) sind alle Personen der Ansicht, dass das Ehrenamt gegenüber professionellen Tätigkeiten Vorteile bietet. Folgende Vorteile wurden am häufigsten genannt:¹⁸⁰

- Freiwilligkeit impliziert höhere Motivation bzw. ein Interesse am Thema (acht Personen).
- Haltung des Ehrenamtlichen, z.B. mehr Empathie, Geduld, Umsicht (6 Personen)
- Ehrenamtliche stehen weniger unter Zeitdruck, können sich mehr Zeit für ihre KlientInnen nehmen (drei Personen)
- Vorteil für die eigene Person, weil man die Arbeit gerne, ohne Muss tut (drei Personen)
- Die Möglichkeit, sich als Person mehr einbringen zu können (drei Personen)
- Die Tätigkeit kann leicht beendet werden (zwei Personen)

Nachteile werden hingegen nur von neun Personen wahrgenommen. Die dabei am häufigsten angesprochenen Aspekte sind:

- Missbräuchlicher Einsatz (vier Personen)
- Die Gefahr, die eigenen Grenzen falsch einzuschätzen, keine sinnvolle „*Dosierung*“ zu „*schaffen*“, sich „*auszupowern*“ (zwei Personen, Zitat Frau H.)
- Mangelnde Hinterfragung von Motiven¹⁸¹

Mehr als die Hälfte der Personen ist der Ansicht, dass das Zusammentreffen von Ehrenamtlichen und Professionellen ein Konfliktpotenzial in sich birgt. Insgesamt etwa ein Drittel meint, dass es durch Fehler in der Kommunikation oder mangelnde Definition von Aufgaben zu Problemen kommt. Drei Personen beurteilen das „Image“ der beiden Gruppen als sehr konträr (Frau H., Herr I. und Frau M.): Ehrenamtliche würden häufig als „*Heroen*“ (Herr I.) oder „*die Guten und die Braven mit dem Heiligenschein*“ (Frau M.) gesehen, Professionelle hingegen als die „*Bösen*“ (Frau M.).¹⁸² Frau H. gibt ferner zu bedenken, dass auch Professionelle mit einer entsprechenden Motivation in den Sozialbereich kämen. Ehrenamtliche Hilfe könne sogar nachteilig sein, denn aus eigener

¹⁸⁰Einfachnennungen wurden hier nicht berücksichtigt.

¹⁸¹Dieser Punkt wurde zwar nur von zwei Personen „aktiv“ genannt, dürfte aber der Auffassung von mindestens einem Drittel der Befragten entsprechen, denn eine Hinterfragung der Motive im Auswahlverfahren wurde von vier Personen befürwortet (Frau A., Frau D., Herr I., Frau J.)

¹⁸²Herr L. hingegen ist der Ansicht, dass Professionelle Ehrenamtliche für „*deppert*“ halten.

Erfahrung wisse sie, dass KlientInnen das Annehmen von Hilfe leichter falle, wenn diese bezahlt wird.

Sieben Personen sind der Ansicht, dass keine Spannungen zwischen Ehrenamtlichen und Professionellen existieren, da die Zusammenarbeit gut sei bzw. es sich um völlig unterschiedliche, nicht miteinander vergleichbare Arbeitsformen handle.

Was das Wissen über ehrenamtliche Arbeit betrifft, so sind etwa zwei Drittel der Befragten der Ansicht, dass mehr Werbung sinnvoll wäre. Sieben Personen vermuten, dass mögliche Bereiche einer ehrenamtlichen Tätigkeit zu wenig bekannt sind. Ebenfalls sieben Personen halten jedoch Werbung zur Gewinnung neuer MitarbeiterInnen nicht für unbedingt erforderlich, da die Interessierten ohnehin selbst ihren Weg fänden. Zwei Personen befürchten, dass Werbung falsche Erwartungen wecken würde. Personen, die auf diese Weise für eine Mitarbeit gewonnen werden könnten, würden vermutlich nicht lange bleiben. Mit längerem Engagement sei hingegen bei jenen Personen zu rechnen, die aus eigener Überzeugung kommen. Drei Personen sind der Ansicht, dass „Mundpropaganda“ der beste Weg zur Gewinnung neuer MitarbeiterInnen ist (Herr G., Frau J., Frau K.).

Ein Drittel der Personen (Frau A., Herr B., Herr G., Herr I., Frau M.) glaubt, dass „Bewusstseinsarbeit“ (Frau A.) sinnvoll wäre. Sie sollte nicht primär der Gewinnung neuer MitarbeiterInnen dienen, sondern „Werte“ (Frau M.) vermitteln, die „Sensibilität für soziales Verhalten (...) schärfen“ (Herr I.), die Bedeutung ehrenamtlicher Arbeit aufzeigen (z.B. Frau A.) bzw. den Menschen näherbringen, was unter einem Ehrenamt zu verstehen ist – denn nach Herrn B. zum Beispiel haben viele falsche Vorstellungen davon.

Acht Personen nehmen an, dass die Bereitschaft, ehrenamtliche Aufgaben zu übernehmen, eher gleich bleiben wird. Drei Personen vermuten eine Entwicklung zur geld- und leistungsorientierten (Frau J., Frau M.) bzw. zur „Spaßgesellschaft“ (Frau H.) und dadurch bedingt einen Rückgang der Bereitschaft. Nur eine Person ist der Ansicht, dass die Bereitschaft steigen wird. Drei Personen sind sich nicht sicher, wohin die Entwicklung gehen wird (Frau A., Herr F., Herr I.).

Auffällig ist, dass knapp die Hälfte der befragten Personen vermutet, dass die Notwendigkeit des Ehrenamtes aufgrund von Sparmaßnahmen bzw. der zunehmenden Zahl alter Menschen zunehmen wird. Die Befürchtung, dass ein Rückzug des Staates aus

dem sozialen Engagement Hilfe zunehmend zur „Privatsache“ (Frau E.) machen könnte, wird ebenso von sieben Personen geäußert. Damit drohe die Gefahr eines Missbrauchs des Ehrenamtes.

Etwa ein Drittel ist der Meinung, dass die BürgerInnen in Zukunft mehr (politische) Initiative zeigen – d.h. für ihre Meinungen und Interessen eintreten – sollten. Vier Personen glauben, seit Bestehen der neuen, meist eher negativ beurteilten Regierung eine Zunahme der Initiative wahrgenommen zu haben. Darin wird häufig auch die Chance einer Zunahme des Demokratiebewusstseins sowie des kritischen Denkens gesehen. Ähnlich ist die Aussage zu verstehen, dass die Diskussionen über das Ehrenamt, die seit Bestehen der neuen Regierung in Gang gekommen sind, zu befürworten sind (Herr I., Frau M.).

7.3.3.2 Organisationsspezifische Auffälligkeiten¹⁸³

Caritas:

In der Gruppe der Befragten aus der Caritas kommt der im Kapitel 7.3.3.1 erwähnte Einfluss des Alters besonders deutlich zum Ausdruck. Die beiden jungen Personen (Frau E., Herr F.) nehmen zu gesellschaftlichen Themen detaillierter und vor allem kritischer Stellung.

Rotes Kreuz:

Die Befragten aus dem Roten Kreuz scheinen zwar gesellschaftliche Vorgänge wahrzunehmen, zeichnen sich jedoch durch eine eher unkritische Haltung ihnen gegenüber aus. Dass Frau M. hier eine Ausnahme darstellt, spricht erneut für die Annahme, dass jüngere Personen in der Regel kritischer sind. Nur sie ist unter anderem der Ansicht, dass das Ehrenamt Nachteile besitzt.

Unabhängig vom Alter fallen folgende Punkte auf:

1. Alle Personen sind der Meinung, dass der Staat genügend Angebote zur Verfügung stellt oder zeigen Verständnis dafür, dass ihm dies aus finanziellen Gründen nur in begrenztem Ausmaß möglich ist.

¹⁸³Der Buddy-Verein wird hier nicht dargestellt, da vier der fünf Buddys einen Typ bilden (siehe Kapitel 7.3.3.3).

2. Als Vorteil des Ehrenamtes wird vor allem die Freiwilligkeit und eine damit einhergehende höhere Motivation gesehen.

7.3.3.3 Typen

Im Kapitel 3.2 wurde gesagt, dass Motivation sich aus dem Produkt von Personenmerkmalen und subjektiven, von der Person wahrgenommenen und bewerteten Sachverhalten ergibt (Schneider & Schmalt, 1994, S. 16). Den wahrgenommenen gesellschaftlichen Bedingungen kommt daher im Rahmen dieser Untersuchung eine besondere Bedeutung zu. Ihre Relevanz beschränkt sich jedoch nicht auf den Zustand der Motivation: Die befragten Personen haben ihren „Plan“, ehrenamtlich tätig zu werden, bereits in die Tat umgesetzt und ihr Engagement über längere Zeit beibehalten. Dies impliziert, dass die Ehrenamtlichen nicht nur früher einem (vorweggenommenen) Ziel Wert beigemessen und es „gewollt“ haben, sondern dass volitionale Prozesse fort dauern und es immer wieder zu Neubewertungen kommt. Ich gehe davon aus, dass z.B. die Wahrnehmung geringer gesellschaftlicher Wertschätzung die Bereitschaft, das Engagement fortzusetzen, hemmen kann (vgl. Kapitel 5). Ziel der vorliegenden Typologien ist es daher, die Sichtweise gesellschaftlicher Vorgänge darzustellen und aufzuzeigen, welche Rolle diese im individuellen Engagement spielt.

Die fünfzehn befragten Personen verteilen sich auf drei Typen:

1. Den „politisch uninteressierten, unkritischen Typ“
2. Den „primär privat und ansatzweise gesellschaftlich orientierten Typ“
3. Den „politisch und gesellschaftlich orientierten, kritischen Typ“

TYP 1: „Der politisch uninteressierte, unkritische Typ“

Dieser Typ kennzeichnet sich im wesentlichen durch zwei Merkmale:

1. eher unkritische Sichtweise
2. Die Beschäftigung mit dem Thema erfolgt in eher geringem bis mittlerem Ausmaß, wahrgenommene gesellschaftlichen Vorgänge werden nicht in die Sichtweise der eigenen Tätigkeit integriert.

Diese Merkmale kommen in folgenden Punkten zum Ausdruck:

1. Ist meist der Meinung, dass der Staat genügend oder viele Angebote zur Verfügung stellt. Eine Person ist der Ansicht, dass es mit der neuen Regierung zu Verbesserungen im Altenbereich kommen wird (Frau C.).
2. Befürwortet mehr ehrenamtliches Engagement
3. Glaubt, dass das Ehrenamt KlientInnen und Ehrenamtlichen Vorteile bietet. Vorteile, die den KlientInnen zugute kommen, sind nach Ansicht dieses Typs:
 - eine besonders hohe Motivation Ehrenamtlicher, die sich aus der Freiwilligkeit der Tätigkeit ergibt
 - eine Haltung, die sich von jener Professioneller unterscheidet (Umsicht, Verständnis, Mitgefühl, Geduld)

Die Freiwilligkeit wird jedoch auch als Vorteil für die Ehrenamtlichen gesehen. Anders als im Beruf bestehe im Ehrenamt kein Druck, man betätige sich gerne dort und könne die Arbeit jederzeit ohne schlechtes Gewissen beenden.
4. Nachteile werden in der Regel nicht angenommen.
5. Nimmt keine oder kaum Probleme im Umgang mit Professionellen wahr.
6. Das Image des Ehrenamtes scheint im Rahmen der individuellen Tätigkeit eher wenig von Bedeutung zu sein.
7. Beschränkt sich in Angaben zum Wissen der Gesellschaft über ehrenamtliche Tätigkeiten auf das Wissen jener Personen, die sich für ein Ehrenamt interessieren.
8. Mehr Werbung wird in der Regel befürwortet.
9. Nimmt an, dass die Bereitschaft, ein Ehrenamt zu übernehmen, eher gleich bleiben wird.
10. Ist der Ansicht, dass Politik keinen Einfluss auf das Ehrenamt hat oder steht diesem Einfluss sehr unkritisch gegenüber.
11. Eine Zunahme der politischen Initiative wird eher selten für nötig gehalten bzw. gegenwärtig nur von wenigen beobachtet.
12. Vertritt die Ansicht, dass die Notwendigkeit des Ehrenamtes steigen wird, sieht darin jedoch nicht die Gefahr eines Missbrauchs.

Diesem Typ gehören sieben Personen an: Frau C., Frau D., Herr G., Frau K., Herr L., Frau N. und Herr O. Er bestätigt die Annahme Süßmuths (1986, S. 103; siehe auch Kapitel 4.3.3), dass vielen Menschen die politische Relevanz ihrer ehrenamtlichen Arbeit nicht bewusst ist. Die Personen dieses Typs grenzen sich zum Teil stark von der Politik ab bzw. vertreten die Meinung, dass Ehrenamt nichts mit Politik zu tun habe. Dem entsprechend wird eine Zunahme der politischen Initiative kaum als notwendig erachtet. Diese Haltung trägt vermutlich tatsächlich, wie Süßmuth (ebenda) annimmt, dazu bei,

dass sich die Rahmenbedingungen im Ehrenamt nicht verändern. Sie scheinen ihre Rolle als Ehrenamtliche kaum aktiv zu gestalten (role making), sondern eher eine Rolle einzunehmen (vgl. Kapitel 3.3.1). Daher leisten sie vermutlich auch wenig Beitrag zur Neugestaltung der Ehrenamtlichkeit.

Angesprochen auf den Grad des Wissens über das Ehrenamt beziehen sich Vertreter dieses Typs vorrangig auf das Wissen jener Personen, die eine ehrenamtliche Tätigkeit in Erwägung ziehen. Sie äußern sich jedoch nicht näher dazu, ob sich die Gesellschaft des Inhaltes und der Bedeutung ehrenamtlicher Tätigkeiten bewusst ist. Auch dies unterstützt die Annahme von Süssmuth (1986, S. 103; siehe auch Kapitel 4.3.3).

Auffällig ist, dass sich dieser Typ mit dem im Kapitel 7.3.2.3 beschriebenen „kompensierenden, nach besonders starker Resonanz und Relativierung strebenden Typ“ deckt.¹⁸⁴ Ich gehe davon aus, dass gesellschaftliche Zusammenhänge zwar durchaus wahrgenommen, aber teilweise ignoriert werden. Alle Vertreter dieses Typs gehen keiner Berufstätigkeit nach. Die Betätigung im Ehrenamt scheint die fehlende Berufstätigkeit zu kompensieren. Sie bietet eine Möglichkeit zur Aufrechterhaltung von Selbstkonzept, Selbstwertgefühl sowie Kontrollüberzeugung und hat somit identitätswahrende Funktion (vgl. Haußer, 1995, S. 5-46; siehe auch Kapitel 2.4.1). Von außen einwirkende negative Einflüsse auf den Stellenwert des Ehrenamtes – z.B. die Ansicht, Ehrenamtliche seien „blöd“ (Herr O.) – werden abgeschirmt oder umgedeutet, um die Verbindung zum aus dem Ehrenamt bezogenen Gefühl des eigenen gesellschaftlichen Stellenwertes nicht zu verlieren. Das entspricht auch weit gehend dem von Festinger (1957, S. 1 ff.; siehe Kapitel 3.1.2) beschriebenen Bedürfnis nach Konsonanz.

Die eher knappen Äußerungen zu gesellschaftlichen Themen sind jedoch nicht ausschließlich auf eine Abschirmung von Informationen zurückzuführen. Dieser Typ scheint sich generell weniger für den breiteren Kontext seiner Tätigkeit zu interessieren und darüber hinaus auch weniger kritisch zu sein.

Nur Probanden dieses Typs vertreten die Ansicht, dass Politik keinen Einfluss auf das Ehrenamt hat. Frau N. sieht ihre Tätigkeit sogar als Kontrast zur Politik: *„Also bei mir zumindest hat‘ s nichts damit zu tun. Im Gegenteil, ich wende mich derzeit furchtbar von*

¹⁸⁴Er deckt sich auch nahezu vollständig mit dem „wenig gebildeten, weniger reflektierten und wenig Resonanz zeigenden Typ“ sowie dem „älteren, eher familienorientierten, christlichen und nicht berufstätigen Typ“. Nur Frau A. wurde im Hinblick auf die Tätigkeit als Bestandteil des individuellen Lebens bzw. als größeres gesellschaftliches Phänomen einem anderen Typ zugeordnet.

der Politik ab und es hängt mir zum Hals heraus. Und ich denk' mir, ich mach' das, was ich will." (vgl. Herr L.). Die Gefahr eines Missbrauchs ehrenamtlicher Tätigkeiten wird nur von einer Person wahrgenommen (Frau D.).

Als Hauptvorteile des Ehrenamtes werden die höhere Motivation der darin Tätigen, ihre verständnisvollere und umsichtigeren Haltung, die Abwesenheit eines Druckes, wie er bei beruflichen Tätigkeiten gegeben ist (Frau N.), sowie die Möglichkeit, die Arbeit jederzeit zu beenden, genannt. Die Vertreter dieser Gruppe erleben also unter anderem den hohen Freiheitsgrad der ehrenamtlichen Tätigkeit als motivierend. Dies entspricht der im Kapitel 7.3.2.3 aufgestellten Vermutung: Das Ehrenamt erlaubt die Aufrechterhaltung des Gefühls der Selbstbestimmtheit.

Die höhere Motivation Ehrenamtlicher wird von diesem Typ am häufigsten als Vorteil des Ehrenamtes genannt. Die Gefahr, zu viele Aufgaben zu übernehmen und sich zu überfordern, wird hingegen nur selten gesehen. Vielmehr wird eine Zunahme ehrenamtlichen Engagements befürwortet. Darin kommt die im Vergleich zu den beiden anderen Typen wesentlich unkritischere Haltung zum Ausdruck. Diese grenzen sich zum einen stärker von einer Überforderung – z.B. durch zu viele Aufgaben – ab und definieren genauer, innerhalb welcher Grenzen ihnen ein Engagement sinnvoll erscheint.

Auffällig ist auch, dass Vertreter des Typs 1 überwiegend der Ansicht sind, dass das Ehrenamt keinerlei Nachteile hat. Nur zwei Personen nehmen solche an. Ebenso häufig wird davon ausgegangen, dass keine Probleme im Umgang mit Professionellen bestehen. Herr L. und Herr O. stellen diesbezüglich eine Ausnahme dar. Herr L. glaubt, dass Professionelle die Ehrenamtlichen für „deppert“ halten, Herr O. meint zum einen, dass Konflikte bestehen, die auf mangelhafte Kommunikation zurückzuführen seien, zum anderen wisse er aufgrund seiner Erfahrungen im Roten Kreuz, dass Ehrenamtliche ungern mit Hauptamtlichen arbeiteten. Die Relevanz der angesprochenen Probleme ist jedoch gering. Sie scheinen lediglich wahrgenommen zu werden, aber keinerlei Auswirkung auf die Ausübung der ehrenamtlichen Tätigkeit zu haben. Herr L. bringt dies klar zum Ausdruck: *„Bei mir ist es Berufung, bei ihm ist es der Beruf.“* Jeder solle tun, was er will.

Ein ähnliches Bild entsteht im Hinblick auf das von den Probanden wahrgenommene gesellschaftliche „Image“ des Ehrenamtes. Nur zwei Personen glauben, dass man ihm und den darin Tätigen mit Unverständnis begegnet. Drei Personen sind der Ansicht, dass

es anerkannt wird. Zwei Personen meinen, beide Reaktionen zu beobachten. Auffällig ist, dass der erlebten Geringschätzung eher gleichgültig gegenüber gestanden wird. Eine Interpretation dieses Eindrucks erfolgte bereits an früherer Stelle dieses Kapitels.

Vier Personen sind der Ansicht, dass Interessierte nicht wissen, in welchen Bereichen ein Engagement möglich ist. Zwei Personen glauben, dass sie dennoch selbst ihren Weg finden. Herr L. meint, dass Werbung kontraproduktiv wäre, da sie falsche Erwartungen wecken würde. Die restlichen sechs Personen halten Werbung (bzw. Mundpropaganda) mit dem Ziel, neue MitarbeiterInnen zu gewinnen, für sinnvoll. Ausgehend vom gegenwärtigen Zeitpunkt nehmen jedoch die meisten an, dass die Bereitschaft, ein Ehrenamt zu übernehmen, eher gleich bleiben wird. Nur Frau D. vermutet eine Zunahme der Bereitschaft.

Fünf Personen sind der Ansicht, dass die Notwendigkeit ehrenamtlicher Tätigkeiten steigen wird. Jedoch wird auch unter der Annahme, dass es in Zukunft Aufgaben abdecken wird, die bisher von Professionellen wahrgenommen wurden, keine Gefahr eines Missbrauchs des Ehrenamtes gesehen. Herr L. würde die Übernahme zusätzlicher Aufgaben sogar befürworten. Anstelle schlecht bezahlter Menschen sollte man Ehrenamtliche einsetzen, denn *„der geht ja schon mit der Motivation hin, diese Zeit zu opfern, und der wird das mit mehr Hingabe tun als jeder Bezahlte“*.

TYP 2: „Der primär privat und ansatzweise gesellschaftlich orientierte Typ“

Hauptkennzeichen dieses Typs sind:

1. Die Tätigkeit ist in erster Linie „Privatinteresse“.
2. Gesellschaftliche Vorgänge werden jedoch wahrgenommen und kritisch beurteilt.

Diese Haltung drückt sich in folgenden Punkten aus:

1. Ist meist der Ansicht, dass der Staat seine Verantwortung zu wenig wahrnimmt.
2. Hält eine Zunahme des Engagements von Bürgern für begrüßenswert. Im Gegensatz zum Typ 1 wird jedoch davon ausgegangen, dass dieses Engagement auch Grenzen haben sollte.
3. Ist meist der Ansicht, dass das Ehrenamt den AnbieterInnen und EmpfängerInnen sozialer Hilfe Vorteile bietet:
 - Freiwilligkeit impliziert höhere Motivation und besonderes Interesse.

- Ehrenamtlich Tätige können sich als Person mehr einbringen.
4. Als Nachteile werden folgende Punkte gewertet:
 - fehlende Praxis,
 - Überforderung,
 - mangelnde Hinterfragung von Motiven,
 - mangelnde Unterstützung
 5. Nimmt meist an, dass es Konflikte zwischen Ehrenamtlichen und Professionellen gibt und kritisiert das negative Bild Hauptamtlicher im Sozialbereich.
 6. Ist der Ansicht, dass die Gesellschaft das Ehrenamt zu wenig anerkennt und sich seiner Bedeutung nicht bewusst ist.
 7. Vertritt die Meinung, dass Werbung nicht unbedingt nötig ist, da Interessierte auch selbst ihren Weg finden. Teilweise wird Werbung sogar als kontraproduktiv erlebt.
 8. Nimmt an, dass das Engagement in Zukunft eher abnimmt oder gleich bleibt, was auf gesellschaftliche Einflüsse zurückgeführt wird (zunehmende Bedeutung von Geld, „Spaßgesellschaft“).
 9. Ist der Ansicht, dass sich der Staat zunehmend aus dem Sozialbereich zurückzieht und Hilfe daher mehr zur Privatsache wird. Darin wird z.T. die Gefahr eines Missbrauchs des Ehrenamtes gesehen.
 10. Nimmt eine Verschlechterung des sozialen Klimas durch die Politik der derzeitigen Regierung wahr. Gleichzeitig beobachtet dieser Typ jedoch eine Zunahme der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Themen bzw. der politischen Initiative in der Bevölkerung. Diese Entwicklung wird befürwortet.

Diesem Typ gehören vier Personen an: Frau E., Herr F., Frau H. und Herr M. Er deckt sich nahezu mit dem „sozial orientierten, sich bildenden, Erfahrungen sammelnden Typ“ (siehe Kapitel 7.3.2.3). Nur Frau H. wurde in Bezug auf die Tätigkeit als Bestandteil des individuellen Lebens einem anderen Typ zugeordnet. Im Hinblick auf ihren lebensgeschichtlichen Hintergrund gehört sie jedoch wie Frau E., Herr F. und Frau M dem „jungen, sich sein Leben aufbauenden Typ“ an.

Das Ehrenamt ist für diesen Typ eine primär persönlich relevante Tätigkeit. Gesellschaftsbezogene Überlegungen stellen nicht die Grundlage der ehrenamtlichen Arbeit dar. Dennoch ist sich dieser Typ des Wertes seiner Arbeit bewusst und fordert daher von der Gesellschaft Anerkennung. Gesellschaftliche Vorgänge werden wahrgenommen und kritisch beurteilt.

Die Angehörigen dieses Typs verdeutlichen somit erneut den Zusammenhang von Alter, Wissen und Haltung gegenüber der Gesellschaft, denn sie sind alle jünger als 30 Jahre. Frau N.s Meinung über jüngere Menschen – „*die denken und sie sind kritisch*“ – scheint sich im Rahmen der vorliegenden Untersuchung also tatsächlich zu bestätigen. Die kritische Haltung zeigt sich zum Beispiel in der Beurteilung staatlicher Angebote. Drei Personen sind der Ansicht, dass der Staat seine Verantwortung zu wenig wahrnimmt. Nur Frau M. beurteilt seine Leistungen als ausreichend.

Auch die Vertreter des Typs 2 würden eine Zunahme ehrenamtlichen Engagements befürworten. Im Gegensatz zum Typ 1 sind sie jedoch der Meinung, dass dieses auch Grenzen haben sollte. Dies kommt auch in den Aussagen über Nachteile des Ehrenamtes zum Ausdruck. Es wird angenommen, dass die Ehrenamtlichen wenig Unterstützung bekommen, sie sich ihrer Grenzen zu wenig bewusst sind und sich daher häufig überfordern. Frau H. ist ferner der Meinung, dass ihre Motive zu wenig hinterfragt werden. Nur Herr F. nimmt keine Nachteile wahr. Er ist auch der einzige Vertreter dieses Typs, für den das Ehrenamt keine Vorteile besitzt. Die restlichen drei Personen dieses Typs sehen den Vorteil des Ehrenamtes wie der Typ 1 vor allem in der größeren Motivation der Freiwilligen. Daneben werden auch Vorteile für den Ehrenamtlichen selbst genannt: weniger Abwehr seitens der KlientInnen sowie sich als Person einbringen können.

Herr F. ist auch die einzige Person dieses Typs, die keine Probleme zwischen Ehrenamtlichen und Professionellen wahrnimmt. Die restlichen drei Personen nehmen ein Konfliktpotenzial wahr. Es wird angenommen, dass Probleme vor allem aus einer Überschneidung ehrenamtlicher und professioneller Aufgaben resultieren. Ehrenamtliche sollten unter anderem keine Aufgaben übernehmen, die eigentlich Professionalität erfordern. Auch die negative Meinung über im Sozialbereich tätige Professionelle wird kritisiert. Professionelle Tätigkeiten werden von diesem Typ weniger als Gegensatz des Ehrenamtes erlebt, sondern lediglich als eine Arbeitsform, die sich durch ähnliche Inhalte, aber andere Rahmenbedingungen auszeichnet. Sie erleben das Ehrenamt also nicht als „besser“, haben sich aber dafür entschieden, weil seine Rahmenbedingungen ihren gegenwärtigen Bedürfnissen am besten entsprechen. Frau E. verdeutlicht dies in ihrer Aussage: Sie gibt an, ehrenamtlich tätig zu sein, „*weil man einfach auch immer wieder auch an Grenzen stößt oder so. Aber trotzdem immer in einem Bereich, der absolut zu schaffen ist*“, und „*in einem Ausmaß, das echt okay ist*“. Als Sozialarbeiterin wäre dies ihrer Meinung nach anders: „*Man kann sich da schon ganz schön ausbrennen auch*“.

Obwohl dieser Typ das Ehrenamt primär als persönliches Interesse definiert, fordert er von der Gesellschaft die Anerkennung seiner Arbeit. Das Image ehrenamtlicher Tätigkeiten – vor allem jener im Sozialbereich – wird als sehr schlecht bewertet. Kritisiert wird unter anderem, dass den Ehrenamtlichen Motive unterstellt werden, die sie nicht besitzen. Hierin zeigt sich eine Parallele zu den erlebten Gratifikationen. Frau E. gibt an, dass ihr Lob von FreundInnen unangenehm sei, weil es den Eindruck erwecke, sie handle nur aus Altruismus. Tatsächlich übe sie die Tätigkeit jedoch aus, weil auch sie daraus einen Gewinn bezieht. Auch am mangelnden Wissen der Gesellschaft wird Kritik geübt. Herr F. und Frau M. sind der Ansicht, dass die Bedeutung ehrenamtlicher Tätigkeiten viel zu wenig bekannt ist.

Werbung mit dem Ziel, neue MitarbeiterInnen zu gewinnen, wird von zwei Personen für sinnvoll gehalten (Frau E., Herr F.). Frau H. und Frau M. hingegen erleben Werbung aus unterschiedlichen Gründen als kontraproduktiv: Frau H. ist der Ansicht, dass es Werbung bereits gibt, sie aber ein sehr negatives Bild vermittelt. Frau M. glaubt, dass Werbung falsche Erwartungen weckt (vgl. Herr L.). In der Konsequenz würden neu gewonnene MitarbeiterInnen ihrer Ansicht nach feststellen, dass die Erwartungen nicht erfüllt werden und daher die Organisation schnell wieder verlassen.

Auch in den Annahmen zur Entwicklung der Bereitschaft, ein Ehrenamt zu übernehmen, drückt sich die Beschäftigung mit gesellschaftlichen Prozessen aus. Die wahrgenommenen Trends sind zwar sehr unterschiedlich, werden jedoch stets in Beziehung zu solchen Prozessen bzw. Einflüssen der Politik gesetzt. Zum Teil wird angenommen, dass die Bereitschaft in einer Gesellschaft, die Geld eine immer größer Bedeutung beimisst (Frau H., Frau M.) oder immer mehr zur „*Spaßgesellschaft*“ wird (Frau H.), eher sinken wird. Frau E. geht von einer gleich bleibenden Bereitschaft aus, Herr F. vermutet eine Tendenz der österreichischen Gesellschaft in Richtung des Systems der USA und glaubt, dass dies zu einer Erhöhung, aber auch zu einem Abnehmen der Bereitschaft führen könnte.

Der wahrgenommene Einfluss der Politik drückt sich auch in der von allen geteilten Meinung aus, dass die gegenwärtige Regierung zu einer Verschlechterung des sozialen Klimas führe und der Staat sich aus dem sozialen Engagement zurückziehe. Darin wird häufig die Gefahr eines Missbrauchs ehrenamtlicher Tätigkeiten gesehen.

Gleichzeitig wird jedoch ein Ansteigen der politischen Initiative bzw. eine Zunahme von Diskussionen über das Ehrenamt beobachtet. Diese Entwicklung wird positiv bewertet. Die Mehrzahl der VertreterInnen dieses Typs glaubt also, dass der negativ erlebte Einfluss der Politik einen Trend in der Gesellschaft ausgelöst hat, der positiv zu bewerten ist. Herr F. stellt auch diesbezüglich eine Ausnahme dar. Er sieht solche Anzeichen nicht – obwohl mittlerweile nicht mehr nur „*ausgegrenzte Gruppen*“ von Kürzungen betroffen seien. „*Also da müssten die Leute auch aufschreien und sie tun es aber irgendwie nicht wirklich. Und was eigentlich komisch ist.*“

TYP 3: „Der politisch und gesellschaftlich orientierte Typ“

Dieser Typ charakterisiert sich durch folgende Merkmale:

1. Wahrgenommene gesellschaftliche Gegebenheiten stellen die Basis der Tätigkeit dar. Das Ehrenamt ist unter anderem als bewusst geleisteter Beitrag zu Gestaltung der Gesellschaft zu verstehen.
2. Kritische Haltung gegenüber der Gesellschaft

Diese Kennzeichen kommen in folgenden Punkten zum Ausdruck:

1. Intensive Beschäftigung mit Gesellschaftsprozessen allgemein oder zumindest im Hinblick auf bestimmte Aspekte.
2. Ansicht, dass der Staat seine soziale Verantwortung zu wenig wahrnimmt.
3. Ehrenamtliches Engagement ist nach Ansicht dieses Typs nicht uneingeschränkt zu befürworten. Einerseits wird auf die Missbrauchsgefahr des Ehrenamtes hingewiesen, andererseits betont, dass auch diese Tätigkeiten einer Eignung bedürfen.
4. Ist der Ansicht, dass das Ehrenamt nicht nur den KlientInnen, sondern auch den Ehrenamtlichen selbst Vorteile bietet. Es wird als flexibler, näher, individueller und freier erlebt. Eine eventuell höhere Motivation Ehrenamtlicher wird hier im Gegensatz zu den beiden anderen Typen nicht genannt.
5. Als nachteilig wird vor allem die Gefahr eines Missbrauchs des Ehrenamtes erachtet (Stellenkürzungen, Einsatz in Bereichen, die Professionalität erfordern), aber auch die mangelnde Eignung mancher Ehrenamtlicher sowie die Gefahr, sich von Aufgaben zu sehr vereinnahmen zu lassen.

6. Zwischen Ehrenamtlichen und Professionellen wird meist ein Spannungsfeld wahrgenommen. Häufig wird davon ausgegangen, dass sich Probleme aus einer mangelnden Definition der Rollen ergeben.
7. Ihr eigenes Image in der Gesellschaft bewerten die Ehrenamtlichen dieses Typs meist als schlecht. Teilweise werden jedoch bereichsabhängige Unterschiede wahrgenommen, Tätigkeiten außerhalb des Sozialbereiches gelten als höher anerkannt.
8. Ist der Meinung, dass das Wissen über ehrenamtliche Tätigkeiten und deren Bedeutung gering ist. Werbung wird jedoch für wenig sinnvoll gehalten. Eine Förderung des Wissens und der Anerkennung des Ehrenamtes sollte nach Ansicht dieses Typs eher durch „*Bewusstseinsarbeit*“ erfolgen – durch Schärfung der „*Sensibilität für soziales Verhalten*“ und Vermittlung eines realistischeren Bildes ehrenamtlicher Tätigkeiten.
9. Nimmt an, dass die Bereitschaft zum Ehrenamt eher gleich bleiben oder sinken wird.
10. Ist der Ansicht, dass sich Maßnahmen der Politik auch im Ehrenamt niederschlagen. Es wird vermutet, dass sich der Staat immer mehr aus dem sozialen Engagement zurückziehen und die Notwendigkeit des Ehrenamtes daher steigen wird. Gleichzeitig wird die Gefahr eines Missbrauchs ehrenamtlicher Arbeit gesehen. Zum Teil wird die Tendenz wahrgenommen, diese zur Pflicht zu erklären und zu unterstellen, dass jeder sich für deren Ausübung eigne.
11. Eine Zunahme vor allem der politischen Initiative wird als notwendig erachtet.

Diesem Typ gehören vier Personen an: Frau A., Herr B., Herr I. und Frau J. Sie sind den Personen des Typs 2 ähnlich, unterscheiden sich von diesen jedoch in einem wesentlichen Punkt: die gesellschaftskritische Haltung stellt keinen „Nebenaspekt“ einer primär „privat“ relevanten Tätigkeit, sondern eine zentrale Komponente ihrer ehrenamtlichen Arbeit dar. Die von den Personen wahrgenommenen gesellschaftlichen Umstände sind als Ursache ihrer Tätigkeit aufzufassen.

Dieser Typ gestaltet die Gesellschaft aktiv mit, indem er für seine Überzeugungen eintritt. Während der Typ 1 das Ehrenamt eher uneingeschränkt befürwortet, steht der Typ 3 dessen Einsatz generell kritisch gegenüber. Dies zeigt sich sehr deutlich in Angaben zu Nachteilen. Während der Typ 1 mehrheitlich davon ausgeht, dass das Ehrenamt nur Vorteile besitzt, erachten die VertreterInnen dieses Typs seinen Einsatz unter bestimmten Umständen auch als nachteilig. An erster Stelle wird die Gefahr eines Missbrauchs genannt (Einsatz für eigentlich Professionalität erfordernde Tätigkeiten,

Stellenkürzungen). Weitere Nennungen betreffen eine mangelnde Hinterfragung der Motive ehrenamtlich tätiger Personen¹⁸⁵ sowie die Gefahr, sich zu sehr vereinnahmen zu lassen.

Im Hinblick auf die genannten Vorteile unterscheidet sich dieser Typ wesentlich von den beiden anderen Typen. Manche Nennungen sind zwar jenen der Typen 1 und 2 ähnlich (Empathie, sich als Person einbringen können, Flexibilität), keine einzige Person ist jedoch der Meinung, dass Ehrenamtliche motivierter sind und dies den KlientInnen zugute kommt. Einem besonders hohen Engagement scheint man eher skeptisch gegenüber zu stehen. Dies dürfte vermutlich damit zusammenhängen, dass die Ausübung eines Ehrenamtes nur dann als sinnvoll erachtet wird, wenn entsprechende Fähigkeiten (z.B. Erfahrung) vorhanden sind und kein „*Helfersyndrom*“ vorliegt. Vor allem die Vertreter des Typs 1 hingegen befürworten das Ehrenamt eher uneingeschränkt. Der Wille sich zu engagieren scheint für sie die wichtigste erforderliche Eigenschaft und zugleich der größte Vorteil des Ehrenamtes generell zu sein. Die Gefahr eines Missbrauchs wird nicht gesehen. Die Vertreter des zweiten Typs nehmen diesbezüglich eine Zwischenposition ein. Sie sind einerseits wie der Typ 1 der Ansicht, dass die höhere Motivation Ehrenamtlicher den KlientInnen zugute kommt, grenzen den Bereich, innerhalb dessen ihnen ein Engagement sinnvoll erscheint, jedoch wie der Typ 3 genauer ein.

Zwischen Ehrenamtlichen und Professionellen besteht nach Ansicht des Typs 3 häufig ein Spannungsverhältnis. Dieses wird auf drei Ursachen zurückgeführt: 1. eine unklare Definition der Rollen, 2. die ehrenamtliche Ausübung von Tätigkeiten, die eigentlich Professionalität erfordern, sowie 3. Unterschiede im Image, die unter Umständen dazu führen, dass beide Gruppen „*neidvoll*“ auf die Position der jeweils anderen Gruppe blicken. Nur Frau A. ist der Ansicht, dass die beiden Bereiche in keinerlei Beziehung zueinander stehen. Insgesamt ist der Typ 3 in diesem Punkt dem Typ 2 sehr ähnlich. Beide gehen davon aus, dass Spannungen existieren, die sich aus einer mangelhaften Trennung von Aufgabenbereichen ergeben, betrachten aber Ehrenamt und professionelle Arbeit als gleichwertig.

Ihr Image in der Gesellschaft erleben die meisten Vertreter des dritten Typs als sehr schlecht. Ehrenamtliche würden „*belächelt*“ (Frau A.) oder als „*Spinner*“ gesehen (Herr

¹⁸⁵Dieser Nachteil wird zwar nur von Herrn I. explizit genannt, aus dem Gesamtkontext des Interviewmaterials geht jedoch hervor, dass dies auch der Auffassung der anderen Personen entspricht (siehe z.B. Aussagen zum Auswahlverfahren).

B.). Teilweise werden auch bereichsabhängige Unterschiede angenommen. Ein wesentlicher Unterschied zum Typ 1 besteht darin, dass die Personen der erlebten Abwertung des Ehrenamtes nicht (scheinbar) gleichgültig gegenüber stehen, sondern von der Gesellschaft Anerkennung fordern. Oft sei dieser nicht bewusst, was unter ehrenamtlichen Tätigkeiten zu verstehen ist und welche Bedeutung sie haben. Eine Ausdehnung von Werbeaktivitäten wird jedoch für wenig sinnvoll gehalten. Zielführender sei es, ein realistischeres Bild des Ehrenamtes zu vermitteln und die „*Sensibilität für soziales Verhalten*“ zu „*schärfen*“ (Herr I.).

Die intensive Beschäftigung dieses Typs mit gesellschaftlichen Prozessen kommt auch in Annahmen über die zukünftige Entwicklung des Ehrenamtes zum Ausdruck. Es wird vermutet, dass mit dem erlebten zunehmenden Rückzug des Staates aus dem sozialen Engagement die Gefahr eines Missbrauchs des Ehrenamtes steigt. Besonders kritisch beurteilt wird die Tendenz, das Ehrenamt zur Pflicht aller BürgerInnen zu erklären. Gegen solche Verpflichtungen sollten sich die Menschen nach Ansicht der meisten VertreterInnen dieses Typs wehren. Eine Zunahme vor allem der politischen Initiative wird daher für erforderlich gehalten. Die Chancen des Ehrenamtes generell werden sehr unterschiedlich bewertet. Manche nehmen an, dass eine Gesellschaft, die Geld und Leistung hohen Wert beimisst, Menschen in Zukunft wenig dazu motivieren wird, sich unentgeltlich zu betätigen. Andere gehen davon aus, dass das Ehrenamt auch in einer solchen Gesellschaft bestehen kann.

Die dargestellten Punkte verdeutlichen, dass sich die Typen 2 und 3 im Hinblick auf ihre kritische Haltung gegenüber gesellschaftlichen und politischen Einflüssen relativ ähnlich sind. Der wesentliche Unterschied besteht darin, dass die Tätigkeit des Typs 3 Ausdruck einer Haltung gegenüber gesellschaftlichen Prozessen ist, wohingegen das Ehrenamt des zweiten Typs primär als persönlich relevante Tätigkeit zu verstehen ist. Gemeinsamkeiten mit dem Typ 1 bestehen kaum.

7.3.4 Zusammenfassung der Typen

In den Kapiteln 7.3.1 bis 7.3.3 erfolgte ein interindividueller Vergleich im Hinblick auf folgende Dimensionen:

1. Lebensgeschichtlicher Hintergrund
2. Die Tätigkeit im Lebenszusammenhang des Individuums

3. Wahrgenommener gesellschaftlicher Stellenwert und Bedeutung im Rahmen des individuellen Engagements

Dabei fiel auf, dass Personen mit einem ähnlichen Hintergrund häufig auch Ähnlichkeiten in den beiden anderen Dimensionen aufweisen. Es können daher Zusammenhänge zwischen den einzelnen Dimensionen abgeleitet werden. Sie werden in der nachfolgenden Tabelle Nr. 7 dargestellt.

Tabelle 7. Zusammenhänge zwischen den drei untersuchten Dimensionen

Lebensgeschichtlicher Hintergrund				
	Muster 1	Muster 2	Muster 3	Muster 4
Die Tätigkeit im Lebenszusammenhang des Individuums	Der ältere, eher familienorientierte, christliche und nicht berufstätige Typ	Der jüngere, im Leben stehende, reflektierte Typ	Der wenig gebildete, weniger reflektierte und wenig Resonanz zeigende Typ	Der junge, sich sein Leben aufbauende Typ
Wahrgenommener gesellschaftlicher Stellenwert und Bedeutung im Rahmen des individuellen Engagements	Der kompensierende, nach besonders starker Resonanz und Relativierung strebende Typ	Der erfahrene, sich abgrenzende Typ, dessen Engagement Ausdruck seiner Identität ist	Der kompensierende, nach besonders starker Resonanz und Relativierung strebende Typ	Der sozial orientierte, sich bildende, Erfahrungen sammelnde Typ
Personen, die nicht diesem Muster folgen	Frau A.			Frau H.

Die Tabelle verdeutlicht den starken Zusammenhang zwischen lebensgeschichtlichem Hintergrund und Funktion bzw. Sichtweise der Tätigkeit. Frau A. und Frau H. stellen diesbezüglich jedoch Ausnahmen dar. Frau A. wurde im Hinblick auf ihren lebensgeschichtlichen Hintergrund dem „älteren, eher familienorientierten, christlichen und nicht berufstätigen Typ“ zugeordnet, die beiden anderen Dimensionen folgen jedoch dem Muster 2. Frau H. wurde dem „jungen, sich sein Leben aufbauenden Typ“ zugeordnet. In der dritten Dimension gehört sie zwar wie die anderen jungen, sich ihr Leben aufbauenden Personen dem „primär privat und ansatzweise gesellschaftlich orientierte Typ“ an, im Hinblick auf die zweite Dimension ist sie jedoch eine Vertreterin

des „erfahrenen, sich abgrenzenden Typs, dessen Engagement Ausdruck seiner Identität ist“.

Zusammenfassend können folgende Ergebnisse festgehalten werden:

1. Die Tätigkeit besitzt bei Personen, die dem Muster 1 oder dem Muster 3 folgen, vor allem kompensierende Funktion und wird kaum in einem breiteren gesellschaftlichen Kontext gesehen.
2. Die Tätigkeit jener Personen, die dem Muster 2 folgen, ist als Ausdruck der Identität sowie eines „gesellschaftlichen Bewusstseins“ zu verstehen.
3. Das Ehrenamt der Personen, die dem Muster 4 folgen, stellt primär eine persönlich relevante Tätigkeit dar. Deren gesellschaftliche Bedeutung wird jedoch durchaus wahrgenommen und „verteidigt“.
4. Personen, die dem Muster 2 oder dem Muster 4 folgen, könnten durch ihre kritische Haltung zu einer Veränderung der Strukturen des Ehrenamtes beitragen. Von den restlichen Personen kann dies eher nicht angenommen werden.

8. SCHLUSSBETRACHTUNG

Das Kapitel 7.3 widmete sich dem interindividuellen Vergleich und der Interpretation der Daten. Dabei wurden drei Themenbereiche unterschieden:

- 1) Der lebensgeschichtliche Hintergrund (Kapitel 7.3.1)
- 2) Die Tätigkeit im Lebenszusammenhang des Individuums (Kapitel 7.3.2)
- 3) Der wahrgenommene gesellschaftliche Stellenwert des Ehrenamtes und dessen Bedeutung im Rahmen der individuellen Tätigkeit (Kapitel 7.3.3)

Anhand der im Kapitel 7.4 dargestellten vier Muster wurde deutlich, dass Personen, die in einem der Bereiche dem selben Typ zugeordnet wurden, häufig auch in den beiden anderen Bereichen denselben Typen angehören. Es kann daher angenommen werden, dass ein enger Zusammenhang zwischen den drei Dimensionen besteht.

Als wichtigste Resultate der Untersuchung lassen sich festhalten:

- 1) Allen Tätigkeiten liegen mehrere Motive zugrunde, die zumindest bei näherer Betrachtung als egoistisch bezeichnet werden können.
- 2) Als Grundbedingung des Engagements wird die Freiwilligkeit gesehen.
- 3) Das Ehrenamt besitzt entweder die Funktion des Ausdrucks, der Erhaltung oder der Bildung von Identität.
- 4) Jüngere oder höher gebildete Personen sind sich des Wertes ihrer Arbeit bewusst und kennzeichnen sich in der Regel durch eine kritischere Haltung, ältere oder weniger gebildete Personen hingegen sind unkritischer und nehmen die gesellschaftliche Relevanz ihrer Tätigkeit kaum wahr.
- 5) Die Identifikation mit der Organisation beschränkt sich meist auf eine Sympathisierung mit deren Philosophie, eine spezielle Identität als MitarbeiterIn einer Organisation scheint sich kaum bzw. am ehesten noch im Roten Kreuz zu entwickeln.

Diese Resultate sind in dreierlei Hinsicht von Bedeutung: Sie tragen zu einem besseren Verständnis des Phänomens Ehrenamt bei, fordern Organisationen dazu auf, ihre Konzepte besser entsprechend den Bedürfnissen der Ehrenamtlichen zu gestalten und warnen die Politik vor einer Ersetzung der Freiwilligkeit durch Verpflichtung. Im folgenden sollen diese drei Aspekte näher erläutert werden.

Am Beginn dieser Arbeit wurde davon ausgegangen, dass das Ehrenamt in der gegenwärtigen Gesellschaft ein widersprüchliches Phänomen darstellt: Menschen engagieren sich trotz einer größtenteils fehlenden Wertschätzung ihrer Leistungen und ohne davon einen sichtbaren Vorteil zu haben. Die Untersuchung zeigte jedoch, dass die Ausübung eines Ehrenamtes stets mit einem persönlichen, identitätsrelevanten Gewinn einhergeht und sich deklarierte altruistische Motive bei genauerer Betrachtung als egoistisch herausstellen. Es scheint also selbst in einer Gesellschaft, die relativ stark auf die Erwerbsarbeit konzentriert ist, möglich zu sein, Identität aus anderen Bereichen zu schöpfen bzw. sie darin zum Ausdruck zu bringen oder aufrechtzuerhalten. Solche gesellschaftlichen Gegebenheiten sind sogar geeignet, manche Personen zur ehrenamtlichen Betätigung zu veranlassen. Diese Menschen haben ihre eigenen Vorstellungen davon, wie in einer Gesellschaft miteinander umgegangen werden soll und setzen diese Überzeugungen in die Tat um. Sie fühlen sich den herrschenden Umständen nicht hilflos ausgeliefert, sondern betrachten die Gesellschaft als etwas, das durch das Handeln der einzelnen Individuen aktiv gestaltet werden kann. Andere Personen verwirklichen im Ehrenamt ihr persönliches Interesse, nehmen aber gleichzeitig die Relevanz für das Funktionieren des Sozialsystems wahr und fordern daher Anerkennung. Jene Menschen, bei denen das Ehrenamt das Fehlen einer Erwerbstätigkeit kompensiert, scheinen sich hingegen von gesellschaftlichen und politischen Themen zu distanzieren und damit auch das eher negative Bild der eigenen Tätigkeit zu ignorieren. Allen Personen gemeinsam ist, dass die fehlende Wertschätzung keinen Hinderungsgrund darstellt, sei es nun, dass diese ausgeblendet oder aber in die Tätigkeit integriert wird.

Das den Ehrenamtlichen von der Gesellschaft verliehene Etikett des „Exoten“, „Spinners“ (siehe z.B. Herr B.) oder „Altruisten“ ist sehr gut geeignet, den Blick auf die „wahren“ Hintergründe des Engagements zu verstellen. Leider scheinen einige Freiwillige zur Aufrechterhaltung dieses Bildes beizutragen, indem sie derartige negative Äußerungen ignorieren oder selbst die Meinung vertreten, dass dieses Engagement nichts Besonderes ist bzw. keine besonderen Fähigkeiten erfordert.

Es ist fraglich, ob man diesen ohnehin schon sehr engagierten Menschen noch abverlangen kann, zusätzlich die gesellschaftliche und politische Relevanz ihrer Arbeit zu hinterfragen bzw. für deren Anerkennung einzutreten. Dennoch sehe ich in der Distanzierung von den gesellschaftlichen Gegebenheiten eine Gefahr für das Ehrenamt: Sie erschwert die meiner Ansicht nach notwendigen Veränderungen in Richtung einer höheren Wertschätzung durch Gesellschaft und Politik, für die eine andere Gruppe Ehrenamtlicher eintritt.

Aus dieser Perspektive scheint die Annahme eines „neuen Ehrenamtes“ sogar vorteilhaft zu sein. Ich gehe davon aus, dass die Beweggründe seit jeher (unter anderem) egoistischer Natur waren und die festgestellte „Veränderung“ daher einen Artefakt darstellt. Meiner Ansicht nach haben sich nicht die Motive per se verändert, sondern lediglich die Selbstverständlichkeit, mit denen ihnen Ausdruck verliehen wird. Die Diskussion um den „Strukturwandel“ könnte den Mitgliedern der Gesellschaft u.U. vor Augen führen, dass es sich bei freiwillig Tätigen keineswegs um „Altruisten“ oder „Exoten“ handelt und damit ihre Sichtweise zum Positiven verändern. Es bleibt jedoch zu hoffen, dass dieses veränderte Bild von längerer Dauer ist als die Würdigung Ehrenamtlicher im Rahmen des „internationalen Jahres der Freiwilligen“.

Auch Organisationen, die mit Freiwilligen arbeiten, sollten ihre bisherige Sichtweise überdenken. Wie gesehen werden konnte, wird eine Verstärkung der Werbung von den Ehrenamtlichen zwar größtenteils befürwortet, ist jedoch nach Ansicht der meisten von ihnen für die Gewinnung neuer MitarbeiterInnen nicht unbedingt erforderlich. Wichtig scheint hingegen die Philosophie der Organisationen zu sein. Viele Freiwillige fühlen sich durch deren Einstellung und Haltung angesprochen. Sie entwickeln dadurch jedoch nur beschränkt eine Identität als MitarbeiterIn, im Zentrum steht vor allem die Identifikation mit der Tätigkeit. Damit sind die Organisationen aufgefordert, einen Rahmen zu schaffen, der den Bedürfnissen der MitarbeiterInnen entgegenkommt und gleichzeitig die Qualität der Leistungen sicherstellt. Sinnvoll wäre meiner Ansicht nach auch ein verstärktes Hinterfragen von Motiven potenzieller Ehrenamtlicher, denn ich gehe davon aus, dass manche Personen Vorstellungen haben, die der Philosophie einer Organisation zuwiderlaufen. Solche qualitätssichernden Maßnahmen sollten auch nach Aufnahme eines / einer Freiwilligen durchgeführt werden. Sie sollten aber nicht so weit führen, dass es den Ehrenamtlichen unmöglich ist, sich selbst als Person einzubringen und eigenverantwortlich zu handeln. Wie gesehen werden konnte, wird vor allem die Abwesenheit von Druck als motivierend erlebt. Personen, die ihre Arbeitskraft zur

Verfügung stellen, dürfen weder vereinnahmt noch dazu gezwungen werden, eine Identität als MitarbeiterIn anzunehmen. Angebracht wäre eine neue Sichtweise, nach der sich die Identität einer Organisation als Summe der Einzelidentitäten der MitarbeiterInnen ergibt. Die Qualität der Leistungen, die von einer Organisation erbracht werden, hängt von der Qualität der Einzelleistungen ab. Letztere ist meiner Ansicht nach nur dann gegeben, wenn den MitarbeiterInnen Gestaltungs- und Handlungsfreiheit gewährt sowie ihren selbstbezogenen Motiven Rechnung getragen wird.

Die Anerkennung der erbrachten Einzelleistungen seitens der Organisation scheint den Ehrenamtlichen nicht sehr wichtig zu sein. Ich gehe davon aus, dass diese Anerkennung dennoch wichtig ist, allerdings in einer anderen als der bisherigen Form. Lob und Ehrenurkunden sind vermutlich wenig zweckmäßig. Als Anerkennung kann jedoch auch die Ermöglichung eines Rahmens verstanden werden, der es den Ehrenamtlichen erlaubt, sich entsprechend ihren Wünschen einzubringen.

Ein sinnvoller Rahmen kennzeichnet sich meiner Meinung nach auch durch seine Offenheit gegenüber Veränderungen. Es sollte möglich sein, Anregungen und Kritik der MitarbeiterInnen nicht nur zur Kenntnis zu nehmen, sondern auch entsprechend darauf zu reagieren. Schließlich stellen sie das „Kapital“ der Organisation dar und sollten daher auch Mitspracherecht besitzen. Ferner sollte eine Rückvergütung entstandener Kosten durch Kostenersatz oder Aufwandsentschädigung erfolgen, wenngleich dies den Ehrenamtlichen selbst nicht so wichtig zu sein scheint. Dass Personen, die ohnehin schon ihre Zeit und Arbeitskraft kostenlos zur Verfügung stellen, auch noch für anfallende Kosten aufkommen sollen, ist der Verbesserung des Images ihrer Tätigkeiten abträglich. Das Ehrenamt wird damit in die Position des „Privatinteresses“ von „Spinnern“ gerückt, über das man sich keine weiteren Gedanken zu machen braucht.

Wie gesehen werden konnte, besitzen die befragten Personen tatsächlich ein solches privates Interesse, aber letztlich kommt dieses auch der Gesellschaft zugute und ist anzuerkennen. In diesem Zusammenhang sind meiner Ansicht nach auch die Freiwilligen selbst gefordert, etwas zu tun. Sie sollten selbstbewusster mit ihren Fähigkeiten umgehen, um sowohl der Organisation als auch der Gesellschaft die Relevanz des Ehrenamtes ins Bewusstsein zu bringen. Das Bild des Laien entspricht in vielen Fällen nicht der Realität, denn viele Personen bringen Erfahrungen mit, die sie zur Ausübung der Tätigkeit befähigen. Wie bereits weiter oben diskutiert wurde, unterstützt jedoch eine Gruppe von Ehrenamtlichen dieses „Laienbild“.

Sicherlich ist davon auszugehen, dass manche Menschen keine Eignung für die Ausübung einer bestimmten Tätigkeit besitzen. Die Hinterfragung der Fähigkeiten liegt jedoch, wie bereits erwähnt wurde, im Aufgabenbereich der Organisationen. Auch diese sollten daran interessiert sein, dass ihre MitarbeiterInnen nicht zu laienhaften Menschen abgestempelt werden, die nichts Besseres zu tun haben.

Letztlich ist auch die Politik aufgefordert, sich mit dem Ehrenamt zu beschäftigen. Offensichtlich hat eine solche Auseinandersetzung bisher nicht stattgefunden, denn ein tatsächliches Verständnis jener Faktoren, die Menschen zur Ausübung freiwilliger Tätigkeiten motivieren, müsste in letzter Konsequenz zu Bestrebungen führen, die den zu beobachtenden Tendenzen zuwiderlaufen. Freiwilligkeit ist das „Kernstück“ des Ehrenamtes. Dieses durch Zwang zu ersetzen, ist nicht zielführend und könnte mit fatalen Folgen einhergehen. Der Wert der erbrachten Leistungen ergibt sich ja gerade daraus, dass sich Menschen selbst an ein Ziel binden. Aus psychologischer Sicht ist damit zu rechnen, dass eine von außen herangetragene Verpflichtung in Reaktanz resultiert, denn die Handlungsfreiheit wird dadurch erheblich eingeschränkt. Es ist meiner Ansicht nach höchste Zeit, dass sich der Staat seiner Verantwortung stellt. Er sollte einerseits die Grundversorgung sicherstellen und andererseits Strukturen schaffen, die ehrenamtliche Tätigkeiten ermöglichen. Fallweise „Lobeshymnen“ sind meiner Meinung nach wertlos, erst die Gewährung von Subventionen läßt auf eine tatsächliche Wertschätzung dieser Leistungen schließen.

9. LITERATURVERZEICHNIS

- Adler, A. (1929/1978). *Lebenskenntnis*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Adler, A. (1933/1973). *Der Sinn des Lebens*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Amato, P. R. (1990). Personality and Social Network Involvement as Predictors of Helping Behavior in Everyday Life. *Social Psychology Quarterly*, 53, 31-43.
- Arendt, H. (2001). *Vita activa oder vom täglichen Leben* (12. Aufl.). München: Piper.
- Arnold, W., Eysenck, H. J. & Meili, R. (Hrsg.). (1993). Lexikon der Psychologie (Bd. 2, 10. Aufl.). Freiburg: Herder.
- Aronson, E., Wilson, T. D. & Akert, R. M. (1998). *Social Psychology* (3rd ed.). New York: Longman.
- Arzberger, N. (1999). Ein Workshop für die Volkshilfe Österreich. *Newsletter* (interne Vereinszeitung des Buddy-Vereins), 1/99, 8-10.
- Aschenbach, G., Billmann-Mahecha, E. & Zitterbarth, W. (1985). Kulturwissenschaftliche Aspekte qualitativer psychologischer Forschung. In G. Jüttemann (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder* (S. 25-44). Weinheim: Beltz.
- Asholt, W. & Fähnders, W. (Hrsg.). (1991). *Arbeit und Müßiggang 1789 bis 1914. Dokumente und Analysen*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Atkinson, J. W. (1975). *Einführung in die Motivationsforschung*. Stuttgart: Klett. (Original erschienen 1964: An Introduction to Motivation)
- Atteslander, P. (1995). *Methoden der empirischen Sozialforschung* (8. bearbeitete Aufl.). Berlin: de Gruyter.
- Aufenanger, St. (1991). Qualitative Analyse semi-strukturierter Interviews – Ein Werkstattbericht. In D. Garz & K. Kraimer (Hrsg.), *Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen* (S. 35-59). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Backes, G. M. (1987). *Frauen und soziales Ehrenamt. Zur Vergesellschaftung weiblicher Selbsthilfe* (Beiträge zur Sozialpolitik – Forschung, Bd. 1, Hrsg. I. Ostner & W. Voges). Augsburg: Maro.
- Badelt, Ch. (1979). *Selbstorganisation: Alternative zur Bürokratie. Ein Forschungsbericht zu Erfahrungen und sozialökonomischen Perspektiven* (Information des österreichischen Wirtschaftsbundes 17). Wien: ÖWB.
- Badelt, Ch. (1984a). *Der Autonome Sektor in Österreich* (SOREF-Forschungsbericht 1). Wien: SOREF Sozial- und Regionalökonomie ForschungsgmbH.

- Badelt, Ch. (1984b). Selbstorganisation, Freiwilligenarbeit und parallele Wirtschaft. In J. Skolka (Hrsg.), *Die andere Wirtschaft. Schwarzarbeit und Do-it-yourself in Österreich* (S. 231-246). Wien: Signum.
- Badelt, Ch. (1985). *Politische Ökonomie der Freiwilligenarbeit. Theoretische Grundlegung und Anwendung in der Sozialpolitik*. Frankfurt/Main: Campus.
- Badura, B. & Gross, P. (1976). *Sozialpolitische Perspektiven. Eine Einführung in die Grundlagen und Probleme sozialer Dienstleistungen*. München: Piper.
- Baron, R. A. & Byrne, D. (1997). *Social Psychology* (8th ed.). Boston: Allyn and Bacon.
- Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Beck, U. (Hrsg.). (1998). *Perspektiven der Weltgesellschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Beck, U. (1999). *Schöne neue Arbeitswelt. Vision: Weltbürgergesellschaft* (Buchreihe der EXPO 2000, Bd. 2). Frankfurt/Main: Campus.
- Beck, U. (1999). Modell Bürgerarbeit. In ders., *Schöne neue Arbeitswelt. Vision: Weltbürgergesellschaft* (Buchreihe der EXPO 2000, Bd. 2) (S. 7-189). Frankfurt/Main: Campus.
- Bellebaum, A. (1986). Helfen als gesellschaftliches Problem. In Deutscher Caritasverband (Hrsg.), *Ehrenamt und Selbsthilfe* (S. 9-43). Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Behrer, K. (2000). *Strukturwandel des Ehrenamts: Gemeinwohlorientierung im Modernisierungsprozeß* (unter Mitarbeit von Wiebken Düx). Weinheim: Juventa.
- Bendele, U. (1992). Soziale Hilfen zu Discounterpreisen. Unbezahlte Ehren-Arbeit in der Grauzone des Arbeitsmarktes. In S. Müller & T. Rauschenbach (Hrsg.), *Das soziale Ehrenamt. Nützliche Arbeit zum Nulltarif* (S. 71-86). Weinheim: Juventa.
- Bierhoff, H.-W., Burkart, T. & Wörsdörfer, Ch. (1995). Einstellungen und Motive ehrenamtlicher Helfer. *Gruppendynamik*, 26, S. 373-386.
- Bock, M. (1990). *Das Ende der sexuellen Freiheit? Paare zu AIDS und Moral* (veröffentlichte Dissertation). Giessen: Focus.
- Bock, M. (1992). „Das halbstrukturierte-leitfadenorientierte Tiefeninterview“. Theorie und Praxis am Beispiel von Paarinterviews. In J.H.P. Hoffmeyer-Zlotnik (Hrsg.), *Analyse verbaler Daten. Über den Umgang mit qualitativen Daten* (S. 91-109). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bock, S. (1993). Das freiwillige Soziale Engagement von Bürgern. Eine Studie in zwei Gemeinden im Pustertal. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Wien, Institut für Psychologie.
- Brandt, W. (1983). Vorwort. In M. Jahoda, *Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert* (S. 8-12). Weinheim: Beltz.

- Brandt, G. (1990). *Arbeit, Technik und gesellschaftliche Entwicklung: Transformationsprozesse des modernen Kapitalismus. Aufsätze 1971-1987* (Hrsg. von D. Biber und W. Schumm). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Brehm, J. (1966). *A theory of psychological reactance*. New York: Academic Press.
- Brockhaus in einem Bd. (2000). (9. vollständig überarbeitete und aktualisierte Aufl.). Leipzig: F.A. Brockhaus GmbH. Verfügbar unter <http://www.xipolis.net> [2001, Juli 31].
- Bruner, J. (1997). *Sinn, Kultur und Ich-Identität*. Heidelberg: Carl Auer.
- Brunner-Kranzmayr, E.-M. (1996). *Renaissance der Ehrenamtlichkeit?: Zum neuen Verhältnis zwischen professioneller und ehrenamtlicher sozialer Arbeit*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Linz, Johannes-Kepler-Universität.
- Bureau of Applied Social Research (1957). Das qualitative Interview. In R. König (Hrsg.), *Das Interview. Formen – Technik – Auswertung* (Praktische Sozialforschung I, 2. Aufl.) (S. 143-160). Köln: Verlag für Politik und Wirtschaft.
- Burkart, T., Wörsdorfer, Ch. & Bierhoff, H. (1994). Motive ehrenamtlicher Helfer. *Psychologie Heute*, 5/94, 10-11.
- Buschmann, E. (1986). Ehrenamtliche Arbeit contra Selbsthilfe? Dargestellt am Beispiel der Caritas-Konferenzen / Caritas-Helfergruppen. In Deutscher Caritasverband (Hrsg.), *Ehrenamt und Selbsthilfe* (S. 109-129). Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Charim, I. (2000). „Zivilgesellschaft?“ *Falter*, 14/00, S. 6.
- Dahrendorf, R. (1998). Anmerkungen zur Globalisierung. In U. Beck (Hrsg.), *Perspektiven der Weltgesellschaft* (S. 41-54). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Deschamps, J.-C. & Devos, T. (1998). Regarding the Relationships Between Social Identity and Personal Identity. In St. Worchel, J. F. Morales, D. Páez & J. C. Deschamps (Eds.), *Social Identity. International Perspectives* (pp. 1-12). London: SAGE Publications.
- Dettling, W. (1985). Jenseits von Markt und Macht – Die Krise des Menschen in der Wirtschaftsgesellschaft. In T. Olk & H.-U. Otto (Hrsg.), *Der Wohlfahrtsstaat in der Wende. Umriss einer zukünftigen Sozialarbeit* (S. 53-60). Weinheim: Juventa.
- Deutscher Caritasverband (1986). (Hrsg.). *Ehrenamt und Selbsthilfe*. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Devereux, G. (1967). *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. München: Carl Hanser. (Original erschienen 1967: *From Anxiety to Method in the Behavioral Sciences*)
- Die Ehrenamtsbörse. Verfügbar unter <http://www.ehrenamtsboerse.at> [2000, März 15].

- Braun, W., Ginschel, G., Hagen, G., Huber, A., Müller, K., Petermann, H., Pfeifer, G., Pfeifer, W., Schröter, D. & Schröter, U. (1989). *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen* (Bd. 1, A-G). Berlin: Akademie-Verlag.
- „EU-Programm Jugend“. Verfügbar unter http://www.bmsg.gv.at/bmsg/relaunch/jugend/content/eu_programm/eu_programm.htm [2001, November 29].
- „Europäischer Freiwilligendienst“. Verfügbar unter <http://www.tirol.gv.at/juff/content/europaeischerfreiwilligendienst.html> [2001, November 29].
- „Europäischer Freiwilligendienst. Infos für Institutionen, die einen Freiwilligen aufnehmen möchten“. Verfügbar unter <http://www.aha.or.at/tipps/arbeit/efd/inst.html> [2001, November 29].
- Evers, A. (1988). Volunteering oder: Chancen mehren und Zwänge abbauen. Einige internationale Erfahrungen und Beispiele. In U. Fink (Hrsg.), *Der neue Generationenvertrag. Die Zukunft der sozialen Dienste* (S. 155-172). München: Piper.
- Fähnders, W. (1991). Recht auf Arbeit – Recht auf Faulheit. In W. Asholt & W. Fähnders (Hrsg.), *Arbeit und Müßiggang 1789 bis 1914. Dokumente und Analysen* (S. 81-92). Frankfurt/Main: Fischer.
- Feather, N.T. (1987). Gender Differences in Values: Implications of the Expectancy-Value Model. In F. Halisch & J. Kuhl (Eds.), *Motivation, Intention, and Volition* (pp. 31-45). Berlin: Springer.
- Festinger, L. (1957). *A Theory of Cognitive Dissonance*. Evanston: Row, Peterson and Company.
- Fink, U. (1988). (Hrsg.). *Der neue Generationenvertrag. Die Zukunft der sozialen Dienste*. München: Piper.
- Fink, U. (1988). Der neue Generationenvertrag. Die Zukunft der sozialen Dienste. In ders. (Hrsg.), *Der neue Generationenvertrag. Die Zukunft der sozialen Dienste* (S. 9-22). München: Piper.
- Fink, U. (1990). *Die neue Kultur des Helfens. Nicht Abbau, sondern Umbau des Sozialstaats*. München: Piper.
- Fischer, L. & Wiswede, G. (1997). *Grundlagen der Sozialpsychologie*. München: Oldenbourg.
- Fisseni, H.-J. (1997). *Lehrbuch der psychologischen Diagnostik* (2. überarbeitete und erweiterte Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Freud, S. (1905/1947). *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (8. unveränderte Aufl.). Wien: Deuticke.
- Freud, S. (1915/1960). Triebe und Triebchicksale. In ders., *Das Unbewußte*. (Schriften zur Psychoanalyse, Hrsg. A. Mitscherlich) (S. 41-62). Frankfurt/Main: Fischer.

- Freud, S. (1923). Die beiden Triebarten. In ders., *Das Ich und das Es* (S. 48-59). Leipzig: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.
- Friedrichs, J. (1982). *Methoden der empirischen Sozialforschung* (10. Aufl.). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Froese, M. (1993). Arbeitslosigkeit in den neuen Bundesländern. In E. Fuchs-Brüninghoff & H. Gröner (Hrsg.), *Arbeit und Arbeitslosigkeit. Zum Wert von Arbeit heute* (Beiträge zur Individualpsychologie 17) (S. 40-47). München: Ernst Reinhardt.
- Froschauer, W. & Lueger, M. (1992). *Das qualitative Interview zur Analyse sozialer Systeme*. Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Fuchs-Brüninghoff, E. & Gröner, H. (Hrsg.). (1993). *Arbeit und Arbeitslosigkeit. Zum Wert von Arbeit heute* (Beiträge zur Individualpsychologie 17). München: Ernst Reinhardt.
- Garz, D. & Kraimer, K. (Hrsg.) (1991). *Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Girtler, R. (1984). *Methoden der qualitativen Sozialforschung. Anleitung zur Feldarbeit*. Wien: Böhlau.
- Goffman, E. (1967). *Stigma. Über die Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt/Main: Suhrkamp. (Original erschienen 1963: *Stigma. Notes on the management of spoiled identity*)
- Gollwitzer, P. M. (1996). The Volitional Benefits of Planning. In P. M. Gollwitzer & J. A. Bargh (Eds.), *The Psychology of Action. Linking Cognition and Motivation to Behavior* (pp. 287-312). New York: The Guilford Press.
- Gollwitzer, P. M. & Bargh, J. A. (Eds.). (1996). *The Psychology of Action. Linking Cognition and Motivation to Behavior*. New York: The Guilford Press.
- „Gratisarbeit ist Milliarden wert: Jeder zweite jobbt ehrenamtlich“. *Die Presse*, Beilage „Economist“ (2001, März 03), S. 21.
- Gutjahr, G. (1985). *Psychologie des Interviews in Praxis und Theorie*. Heidelberg: Sauer.
- Hacker, W. (1998). *Allgemeine Arbeitspsychologie: psychische Regulation von Arbeitstätigkeiten* (Schriften zur Arbeitspsychologie, 58, Hrsg. E. Ulich). Bern: Huber.
- Halisch, F. & Kuhl, J. (Eds.). (1987). *Motivation, Intention and Volition*. Berlin: Springer.
- Halisch, F. & Kuhl, J. (1987a). Introduction. In F. Halisch & J. Kuhl (Eds.), *Motivation, Intention and Volition* (pp.1-3). Berlin: Springer.
- Halisch, F. & Kuhl, J. (1987b). Introduction to Part I. In F. Halisch & J. Kuhl (Eds.), *Motivation, Intention and Volition* (pp. 7-10). Berlin: Springer.
- Halisch, F. & Kuhl, J. (1987c). Introduction to Part IV. In F. Halisch & J. Kuhl (Eds.), *Motivation, Intention and Volition* (pp. 275-277). Berlin: Springer.

- Hartmann, K. & Pollak, D. (1998). *Gegen den Strom. Kircheneintritte in Ostdeutschland nach der Wende* (Veröffentlichungen der Sektion „Religionssoziologie“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Bd. 2). Opladen: Leske und Budrich.
- Hastedt, H. (1998). *Der Wert des Einzelnen. Eine Verteidigung des Individualismus*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Haußer, K. (1995). *Identitätspsychologie*. Berlin: Springer.
- Heckhausen, H. (1987a). Wünschen – Wählen – Wollen. In H. Heckhausen, P. M. Gollwitzer & F. E. Weinert (Hrsg.), *Jenseits des Rubikon. Der Wille in den Humanwissenschaften* (S. 3-9). Berlin: Springer.
- Heckhausen, H. (1987b). Perspektiven einer Psychologie des Wollens. In H. Heckhausen, P. M. Gollwitzer & F. E. Weinert (Hrsg.), *Jenseits des Rubikon. Der Wille in den Humanwissenschaften* (S. 121-142). Berlin: Springer.
- Heckhausen, H., Gollwitzer, P. M. & Weinert, F. E. (Hrsg.). (1987). *Jenseits des Rubikon. Der Wille in den Humanwissenschaften*. Berlin: Springer.
- Heckhausen, H. (1989a). *Motivation und Handeln* (2. vollständig überarbeitete und ergänzte Aufl.). Berlin: Springer.
- Heckhausen, H. (1989b). Vorwort des Herausgebers. In F. Rheinberg, *Zweck und Tätigkeit* (Motivationsforschung Bd. 11, Hrsg. H. Heckhausen). Göttingen: Hogrefe.
- Heckhausen, H. & Rheinberg, F. (1980). Lernmotivation im Unterricht, erneut betrachtet. *Unterrichtswissenschaft*, 8 (1), 7-47.
- Heckmann, F. (1992). Interpretationsregeln zur Auswertung qualitativer Interviews und sozialwissenschaftlich relevanter „Texte“. Anwendungen der Hermeneutik für die empirische Sozialforschung. In J. H. P. Hoffmeyer-Zlotnik (Hrsg.), *Analyse verbaler Daten. Über den Umgang mit qualitativen Daten* (S. 142-167). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hegner, F. (1985). Arbeit im sozialen Bereich: Eigenhilfe, Ehrenamt, Berufsarbeit und Selbstorganisation. In Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband (Hrsg.), *DPWV und Selbsthilfe-Initiativen* (S. 7-31). Wuppertal: DPWV.
- Heider, (1977). *Psychologie der interpersonalen Beziehungen*. Stuttgart: Klett. (Original erschienen 1958: *The Psychology of Interpersonal Relations*)
- Heinl, H. & Petzold, H. (1983). Gestalttherapeutische Fokaldiagnose und Fokalintervention in der Behandlung von Störungen aus der Arbeitswelt. In H. Petzold & H. Heinl (Hrsg.), *Psychotherapie und Arbeitswelt* (S. 178-219). Paderborn: Junfermann.
- Heinze, R. G. & Offe, C. (1990). *Formen der Eigenarbeit. Theorie, Empirie, Vorschläge*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Herkner, W. (1986). *Psychologie*. Wien: Springer.
- Herkner, W. (1991). *Lehrbuch Sozialpsychologie* (5. korrigierte und stark erweiterte Aufl.). Bern: Huber.
- Hettlage, R. (1983). Genossenschaftsmodell als Alternative. In P. Koslowski, Ph. Kreuzer & R. Löw (Hrsg.), *Chancen und Grenzen des Sozialstaats. Staatstheorie – Politische Ökonomie – Politik* (Bd. 4 der CIVITAS Resultate) (S. 192-215). Tübingen: J. C. B. Mohr.
- Hirtenlehner, H. (1998). Neue Ehrenamtlichkeit in der Bewährungshilfe? Ausbildungshintergrund, Berufstätigkeit und Motivation ehrenamtlicher Bewährungshelfer. In Verein für Bewährungshilfe und soziale Arbeit (Hrsg.), *sub* (sozialarbeit und bewährungshilfe), 20 (1), 18-29.
- Hoff, E.-H. (1986). *Arbeit, Freizeit und Persönlichkeit: Wissenschaftliche und alltägliche Vorstellungsmuster*. Bern: Huber.
- Hoffmeyer-Zlotnik, J. H. P. (Hrsg.). (1992). *Analyse verbaler Daten. Über den Umgang mit qualitativen Daten*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hoffmeyer-Zlotnik, J. H. P. (1992). Handhabung verbaler Daten in der Sozialforschung. In ders. (Hrsg.), *Analyse verbaler Daten. Über den Umgang mit qualitativen Daten* (S. 1-8). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Homepage des Buddy-Vereins. Verfügbar unter <http://www.buddy-verein.org> [2002, Mai 31].
- Homepage des Terrence Higgins Trust. Verfügbar unter <http://www.tht.org.uk> [1998, November 13].
- Homepage des Shanti-Projektes. Verfügbar unter <http://www.shanti.org> [1998, November 13].
- Hopf, Ch. (1978). Die Pseudo-Exploration – Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung. *Zeitschrift für Soziologie*, 7 (2).
- Huber, J. (1984). *Die zwei Gesichter der Arbeit. Ungenutzte Möglichkeiten der Dualwirtschaft*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Jahoda, M. (1983). *Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert*. Weinheim: Beltz.
- Jahoda, M., Deutsch, M. & Cook, St. W. (1957). Die Technik der Auswertung: Analyse und Interpretation. In R. König (Hrsg.), *Das Interview. Formen – Technik – Auswertung* (Praktische Sozialforschung I, 2. Aufl.) (S. 271-289). Köln: Verlag für Politik und Wirtschaft.
- Jahoda, M., Lazarsfeld, P & Zeisel, H. (1960). *Die Arbeitslosen von Marienthal*. Allensbach: Verlag für Demoskopie.

- Jenkins, R. (1996). *Social Identity*. London: Routledge.
- John, G. & Weisenberger, E. (2000). Einer muss der Novak sein, *Falter*, 15/00, S. 8-9.
- Jüttemann, G. (1985). (Hrsg.). *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*. Weinheim: Beltz.
- Katholische Frauenbewegung Österreichs (2001). *Alles umsonst?*. Broschüre anlässlich des Internationalen Jahres der Freiwilligen. Wien: Autor.
- Kehrer, A. (1993). Arbeit als existenzielle Lebensaufgabe. In E. Fuchs-Brüninghoff & H. Gröner (Hrsg.), *Arbeit und Arbeitslosigkeit. Zum Wert von Arbeit heute* (Beiträge zur Individualpsychologie 17) (S 9-25). München: Ernst Reinhardt.
- Kirchler, E. (1993). *Arbeitslosigkeit. Psychologische Skizzen über ein anhaltendes Problem*. Göttingen: Hogrefe.
- Kirchler, E. & Kirchler, E. (1993). Ohne Arbeit: Psychologische Folgen. In E. Kirchler, *Arbeitslosigkeit. Psychologische Skizzen über ein anhaltendes Problem* (S. 39-83). Göttingen: Hogrefe.
- Klicpera, C. & Gasteiger-Klicpera, B. (1996). *Soziale Dienste* (2. überarbeitete Aufl.). Wien: WUV-Universitätsverlag.
- König, R. (Hrsg.). (1957). *Das Interview. Formen – Technik – Auswertung* (Praktische Sozialforschung I, 2. Aufl.). Köln: Verlag für Politik und Wirtschaft.
- König, R. (1957). Praktische Sozialforschung. In ders. (Hrsg.), *Das Interview. Formen – Technik – Auswertung* (Praktische Sozialforschung I, 2. Aufl.) (S. 13-33). Köln: Verlag für Politik und Wirtschaft.
- König, R. (1973). (Hrsg.). *Handbuch der empirischen Sozialforschung* (Bd. 2, Grundlegende Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung. Erster Teil, 3. umgearbeitete und erweiterte Aufl.). Stuttgart: Enke.
- Kohl, A. (1999). *Durchbruch zur Bürgergesellschaft*. Wien: Molden.
- Konrad, M. (1985). *Bändigen, pflegen, therapieren. Die psychiatrische Krankenpflege seit 1945 anhand berufsbiographischer Interviews*. Frankfurt: Campus.
- Kotanko, Ch. (Hrsg.) (1999). *Die Qual der Wahl. Die Programme der Parteien im Vergleich*. Wien: Czernin.
- Kramer, J. (1988). Förderung ehrenamtlicher Hilfen – eine staatliche Aufgabe! Brauchen wir eine „Bundesanstalt für das Ehrenamt?“ In U. Fink (Hrsg.), *Der neue Generationenvertrag. Die Zukunft der sozialen Dienste* (S. 147-153). München: Piper.
- Künkel, J. (1978). Motive und Zielvorstellungen freier Helfer bei der Mitarbeit in der Straffälligenhilfe. *Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe*, 3, S. 133-137.
- Kuhl, J. (1987). Action Control: The Maintenance of Motivational States. In F. Halisch & J. Kuhl (Eds.), *Motivation, Intention, and Volition* (pp. 279-291). Berlin: Springer.

- Lamnek, S. (1993a). *Qualitative Sozialforschung* (Bd. 1, Methodologie, 2. korrigierte und erweiterte Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Lamnek, S. (1993b). *Qualitative Sozialforschung* (Bd. 2, Methoden und Techniken, 2. überarbeitete Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Leithäuser, Th. (1988). Die Modi der Sozialisation: Individuierung und Vergesellschaftung. In Th. Leithäuser & B. Volmerg, *Psychoanalyse in der Sozialforschung. Eine Einführung* (S. 53-65). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Leithäuser, Th. & Volmerg, B. (1979). *Anleitung zur empirischen Hermeneutik. Psychoanalytische Textinterpretation als Sozialwissenschaftliches Verfahren*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Leithäuser, Th. & Volmerg, B. (1988). *Psychoanalyse in der Sozialforschung. Eine Einführung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lewin, K. (1935). *A Dynamic Theory of Personality. Selected Papers*. New York: McGraw-Hill.
- Luhmann, N. (1983). Der Wohlfahrtsstaat zwischen Evolution und Rationalität. In P. Koslowski, Ph. Kreuzer & R. Löw (Hrsg.), *Chancen und Grenzen des Sozialstaats. Staatstheorie – Politische Ökonomie – Politik* (Bd. 4 der CIVITAS Resultate) (S. 26-40). Tübingen: J. C. B. Mohr.
- Lupton, D. (1998). *The emotional Self*. London: SAGE Publications.
- Maccoby, E. E. & Maccoby, N. (1957). Das Interview: ein Werkzeug der Sozialforschung. In R. König (Hrsg.), *Das Interview. Formen – Technik – Auswertung* (Praktische Sozialforschung I, 2. Aufl.) (S. 37-85). Köln: Verlag für Politik und Wirtschaft.
- Maindok, H. (1996). *Professionelle Interviewführung in der Sozialforschung: Interviewtraining: Bedarf, Stand und Perspektiven* (Reihe Sozialwissenschaften, Bd. 21). Pfaffenweiler: Centaurus.
- Marcuse, H. (1965). Über die philosophischen Grundlagen des wirtschaftswissenschaftlichen Arbeitsbegriffs. In ders., *Kultur und Gesellschaft 2* (S. 7-48). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Marquard, A., Runde, P. & Westphal, G. (1993). *Psychische Belastung in helfenden Berufen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Marshall, C. & Rossman, G. B. (1995). *Designing Qualitative Research* (2nd ed.). Thousand Oaks: SAGE Publications.
- Marx, K. (1844a/1968). Ökonomisch-philosophische Manuskripte. Die entfremdete Arbeit. In K. Marx & F. Engels, *Ergänzungsband Schriften, Manuskripte, Briefe bis 1844* (Erster Teil) (S. 510-522). Berlin: Dietz.

- Marx, K. (1844b/1968). Ökonomisch-philosophische Manuskripte: Bedürfnis, Produktion und Arbeitsteilung. In K. Marx & F. Engels, *Ergänzungsband Schriften, Manuskripte, Briefe bis 1844* (Erster Teil) (S. 546-562). Berlin: Dietz.
- Marx, K. (1872/1987). Arbeitsprozeß und Verwertungsprozess. In K. Marx & F. Engels, Gesamtausgabe (MEGA) (Hrsg. Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands) (Abt. 2, Bd. 6) (S. 192-210). Berlin: Dietz.
- Marx, K. & Engels, F. (1844/1986). *Ergänzungsband Schriften, Manuskripte, Briefe bis 1844* (Erster Teil). Berlin: Dietz.
- Marx, K. & Engels, F. (1872/1987). *Gesamtausgabe (MEGA)* (Hrsg. Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands). Berlin: Dietz.
- Maslow, A. H. (1981). *Motivation und Persönlichkeit*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. (Original erschienen 1954: Motivation and personality)
- Mayo, E. (1933). *The Human Problems of an Industrial Civilization*. New York: The Macmillan Company.
- Mayring, Ph. (1985). Qualitative Inhaltsanalyse. In G. Jüttemann (Hrsg.). *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder* (S. 187-211). Weinheim: Beltz.
- Mayring, Ph. (1996). *Einführung in die qualitative Sozialforschung* (3. überarbeitete Aufl.). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Mayring, Ph. (1997). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. (6., durchgesehene Aufl.). Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- McClelland, D. C. (1967). *Motivation und Kultur*. Bern: Huber.
- McClelland, D.C. (1987). Biological Aspects of Human Motivation. In F. Halisch & J. Kuhl (Eds.), *Motivation, Intention, and Volition* (pp. 11-19). Berlin: Springer.
- Meyer, W.-U. (1987). Perceived Ability and Achievement-Related Behavior. In F. Halisch & J. Kuhl (Eds.), *Motivation, Intention, and Volition* (pp. 74-86). Berlin: Springer.
- Mikl-Horke, G. (1995). *Industrie- und Arbeitssoziologie* (3. durchgesehene Aufl.). München: Oldenbourg.
- Müller, S. & Rauschenbach, T. (Hrsg.). (1992). *Das soziale Ehrenamt. Nützliche Arbeit zum Nulltarif*. Weinheim: Juventa.
- Müller-Kohlenberg, H. (1996). *Laienkompetenz im psychosozialen Bereich: Beratung – Erziehung – Therapie*. Opladen: Leske und Budrich.

- Mutz, G. (1999). Das Ende der Treck-Kultur. Warum der neidvolle Blick auf die USA ins Leere geht. In U. Beck, *Schöne neue Arbeitswelt: Vision: Weltbürgergesellschaft* (Buchreihe der EXPO 2000, Bd. 2) (S. 190-207). Frankfurt/Main: Campus.
- Notz, G. (1987). *Arbeit ohne Geld und Ehre. Zur Gestaltung ehrenamtlicher sozialer Arbeit* (veröffentlichte Dissertation, Forschungsbericht des Landes Nordrhein-Westfalen, 3224). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Nuttin, J.R. (1987). The Respective Roles of Cognition and Motivation in Behavioral Dynamics, Intention and Volition. In F. Halisch & J. Kuhl (Eds.), *Motivation, Intention, and Volition* (pp. 309-320). Berlin: Springer.
- Nuttin, J. (1993). Motiv. In W. Arnold, H. J. Eysenck & R. Meili (Hrsg.). (1993). *Lexikon der Psychologie* (Bd. 2, 10. Aufl.) (S. 1401-1403). Freiburg: Herder.
- Olk, Th. & Otto, H.-U. (Hrsg.). (1985). *Der Wohlfahrtsstaat in der Wende. Umriss einer zukünftigen Sozialarbeit*. Weinheim: Juventa.
- Olk, Th. (1985). Der informelle Wohlfahrtsstaat – Beziehungsprobleme zwischen Sozialarbeit und nicht-professionellem Hilfssektor. In T. Olk & H.-U. Otto (Hrsg.), *Der Wohlfahrtsstaat in der Wende. Umriss einer zukünftigen Sozialarbeit* (S. 122-151). Weinheim: Juventa.
- Olk, Th. (1990). Förderung und Unterstützung freiwilliger Tätigkeiten – eine neue Aufgabe für den Sozialstaat? In R. G. Heinze & C. Offe (Hrsg.), *Formen der Eigenarbeit: Theorie, Empirie, Vorschläge* (S. 244-265). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Olk, Th. (1991). Ehrenamtliche Arbeit in England (unter Mitarbeit von Josef Hilbert und Stephen Humble). Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Omoto, A. M. & Snyder, M. (1995) Sustained Helping Without Obligation. Motivation, Longevity of Service, and Perceived Attitude Change Among AIDS Volunteers. *Journal of Personality and Social Psychology*, 68, 671-686.
- Oppl, H. (1986). Sozialarbeit im Spannungsfeld von Ehrenamt und Selbsthilfe. In Deutscher Caritasverband (Hrsg.), *Ehrenamt und Selbsthilfe* (S. 65-91). Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Pankoke, E. & Pankoke-Schenk, M. (1986). Ehrenamtlicher Dienst und ehrenamtliche Verantwortung. Zur sozialpolitischen Bedeutung wertgebundenen Engagements. In Deutscher Caritasverband (Hrsg.), *Ehrenamt und Selbsthilfe* (S. 44-64). Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Penner, L. A. & Finkelstein, M. A. (1998). Dispositional and Structural Determinants of volunteerism. *Journal of Personality and Social Psychology*, 74, 525-537.
- Petzold, H. & Heinl, H. (1983). *Psychotherapie und Arbeitswelt*. Paderborn: Junfermann.

- Pfabigan, W. (1993). *Der Einsatz von ehrenamtlich Tätigen in der sozialen Arbeit am Beispiel der österreichischen Bewährungshilfe. Darstellung des Status quo auf der Grundlage einer empirischen Untersuchung in Wien und dem Burgenland.* Unveröffentlichte Diplomarbeit, Wien, Institut für Volkswirtschaftstheorie und –politik der Wirtschaftsuniversität.
- Rheinberg, F. (1989). *Zweck und Tätigkeit* (Motivationsforschung Bd. 11, Hrsg. H. Heckhausen). Göttingen: Hogrefe.
- Rifkin, J. (1996). *Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft* (4. Aufl.). Frankfurt/Main: Campus.
- Rotes Kreuz (o. J.). *Herzlich willkommen beim Wiener Roten Kreuz!* Informationsheft für Interessierte. Wien: Autor
- Rotz, R. von (1994). *Arbeit: individuelle Bedürfnisse und organisatorische Effizienz.* Bern: Lang.
- Scheuch, E. K. (1973). Das Interview in der Sozialforschung. In R. König (Hrsg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung* (Bd. 2, Grundlegende Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung. Erster Teil, 3. umgearbeitete und erweiterte Aufl.) (S. 66-190). Stuttgart: Enke.
- Schmale, H. (1983). *Psychologie der Arbeit.* Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schmalt, H.-D. (1986). *Motivationspsychologie.* Stuttgart: Kohlhammer.
- Schmidbauer, W. (1977). *Die hilflosen Helfer. Über die seelische Problematik der helfenden Berufe.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Schneider, K. & Schmalt, H.-D. (1994). *Motivation* (2. überarbeitete Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Schöpp-Schilling, H. B. (1988). Und den Frauen wieder das Ehrenamt? Der Ausbau freiwilliger sozialer Dienste und Emanzipationsinteressen von Frauen. In U. Fink (Hrsg.), *Der neue Generationenvertrag. Die Zukunft der sozialen Dienste* (S. 99-115). München: Piper.
- Schütze, F., Meinefeld, W., Springer, W. & Weymann, A. (1973). Grundlagentheoretische Voraussetzungen methodisch kontrollierten Fremdverstehens. In Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit* (Bd. 2: Ethnotheorie und Ethnographie des Sprechens) (S. 433-495). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Schulze, G. (1996). *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart* (6. Aufl.). Frankfurt/Main: Campus.
- Seligman, M. E. (1992). *Erlernte Hilflosigkeit* (4. erweiterte Aufl.). Weinheim: Psychologie-Verlags-Union.

- Sennett, R. (1998). *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin: Berlin Verlag.
- Shaw, M. (1998). Die Repräsentation ferner Konflikte und die Globale Zivilgesellschaft. In U. Beck (Hrsg.), *Perspektiven der Weltgesellschaft* (S. 221-255). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Skolka, J. (Hrsg.). (1984). *Die andere Wirtschaft. Schwarzarbeit und Do-it-yourself in Österreich*. Wien: Signum.
- Skolka, J. (1984). Einleitung und Zusammenfassung. In ders. (Hrsg.), *Die andere Wirtschaft. Schwarzarbeit und Do-it-yourself in Österreich* (S. 9-16). Wien: Signum.
- Somay, I. (1998). *Ehrenamtliche Tätigkeit im sozialen Bereich. Einflußfaktoren, Chancen, Arbeits- und Rahmenbedingungen. Dargestellt am Beispiel der Mitarbeiterinnen eines Nachbarschaftszentrums in Wien*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Wien, Institut für Soziologie.
- Spieß-Kiefer, C. & Bluhm, T. (1985). Wer sind eigentlich die ehrenamtlichen Mitarbeiter in der Bewährungshilfe? *Zeitschrift für Bewährungs-, Gerichts- und Straffälligenhilfe*, 32, S. 146-157.
- Staub, E. (1981). *Entwicklung prosozialen Verhaltens: zur Psychologie der Mitmenschlichkeit*. München: Urban und Schwarzenberg.
- Stengel, M. (1997). *Psychologie der Arbeit*. Weinheim: Beltz.
- Stumpp, G. (1991). Müßiggang als Provokation. In W. Asholt & W. Fähnders (Hrsg.), *Arbeit und Müßiggang 1789 bis 1914. Dokumente und Analysen* (S. 181-190). Frankfurt/Main: Fischer.
- Süssmuth, R. (1986). Ehrenamtliche Tätigkeiten – eine lohnende Herausforderung für Männer und Frauen. In Deutscher Caritasverband (Hrsg.), *Ehrenamt und Selbsthilfe* (S. 92-108). Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Süssmuth, R. (o.J.) *Ehrenamtliches Engagement heute – Ausdruck einer aktiven Bürgergesellschaft*. Verfügbar unter <http://www.rita-suessmuth.de/soziales/ehrenamt.htm> [1998, November 20].
- Taschwer, K. (2000). Perspektiven des Protests. *Falter*, 12/00, S.10.
- Taschwer, K. (2001). Aufbruch abgebrochen? *Falter*, 4/01, S. 12-13.
- Taylor, F. W. (1977). The principles of Scientific Management. In „*Scientific Management*“. Comprising Shop Management, The Principles of Scientific Management, Testimony Before the Special House Committee (Section 2, 5th Reprinting) (pp. 5-144). Westport: Greenwood Press.
- Thomas, A. (1991). *Grundriß der Sozialpsychologie*. (Bd. 1, Grundlegende Begriffe und Prozesse). Göttingen: Hogrefe.

- Thomas, A. (1992). *Grundriß der Sozialpsychologie*. (Bd. 2, Individuum – Gruppe – Gesellschaft). Göttingen: Hogrefe.
- Titze, M. (1993). Verlust von Arbeit aus dem Erleben von Versagen. In E. Fuchs-Brüninghoff & H. Gröner (Hrsg.), *Arbeit und Arbeitslosigkeit. Zum Wert der Arbeit heute*. (Beiträge zur Individualpsychologie, 17) (S. 48-58). München: Ernst Reinhardt.
- Trimmel, M. (1997). *Wissenschaftliches Arbeiten. Ein Leitfaden für Diplomarbeiten und Dissertationen in den Sozial- und Humanwissenschaften mit besonderer Berücksichtigung der Psychologie* (WUV-Studienbücher Sozialwissenschaften, Bd. 1, 2. Aufl.). Wien: WUV-Universitäts-Verlag.
- Ulich, E. (1992). *Arbeitspsychologie* (2. Aufl.). Stuttgart: Poeschel.
- Volmerg, B. (1988). Die Wechselwirkung von Individuierung und Vergesellschaftung als Feld der psychoanalytischen Sozialforschung. In Th. Leithäuser und B. Volmerg, *Psychoanalyse in der Sozialforschung. Eine Einführung* (S. 66-90). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Volmerg, U. (1978). *Identität und Arbeitserfahrung. Eine theoretische Konzeption zu einer Sozialpsychologie der Arbeit*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Vroom, V. H. (1967). *Work and Motivation* (3rd ed.). New York: John Wiley & Sons.
- Warr, P. & Wall, T. (1975). *Work and Well-being*. New York: Penguin Books.
- Weikert, M. (1991). Supervision ehrenamtlicher Betreuer von AIDS-Erkrankten. In R. Dunde (Hrsg.), *Beratungsführer zu AIDS* (S. 110-121). Stuttgart: Hippokrates.
- Weiner, B. (1976). *Theorien der Motivation*. Stuttgart: Klett. (Original erschienen 1972: Theories of motivation: from mechanism to cognition)
- Weiner, B. (1987). The Role of Emotions in a Theory of Motivation. In F. Halisch & J. Kuhl (Eds.), *Motivation, Intention, and Volition* (pp. 21-30). Berlin: Springer.
- Wendt, D. (1998). Der Internationalstaat: Identität und Strukturwandel in der internationalen Politik. In U. Beck (Hrsg.), *Perspektiven der Weltgesellschaft* (S. 381-410). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Wilson, J.R. & Musick, M. (1997). Who cares? Towards an integrated theory of volunteer work. *American Sociological Review*, 62, 694-713.
- Wischeropp, G. (1998). Das neue Selbstbewußtsein der Helfer. *Psychologie Heute*, 5/98, 62-68.
- Wittowski, J. (1994). *Das Interview in der Psychologie: Interviewtechnik und Codierung von Interviewmaterial*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Witzel, A. (1985). Das problemzentrierte Interview. In G. Jüttemann (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder* (S. 227-255). Weinheim: Beltz.

- Woll, A. (1976). *Allgemeine Volkswirtschaftslehre*. München: Vahlen.
- Worchel, St., Morales, J. F., Páez, D. & Deschamps, J.-C. (Eds.). (1998). *Social identity. International Perspectives*. London: SAGE Publications.
- Worchel, St. (1998). Developmental View of Search for Group Identity. In St. Worchel, J. F. Morales, D. Páez & J.-C. Deschamps (Eds.), *Social Identity. International Perspectives* (pp. 53-74). London: SAGE Publications.
- Work in America (1973). Report of a Special Task Force to the Secretary of Health, Education, and Welfare (2nd ed.). Cambridge: The MIT Press.
- Zimbardo, P. G. (1978). *Lehrbuch der Psychologie* (3. neubearbeitete Aufl., unter beratender Mitarbeit von F. L. Ruch). Berlin: Springer.
- Zimbardo, P. G. & Gerrig, R. J. (1999). *Psychologie* (7. Aufl.). Berlin: Springer.
- Zweigenhaft, R. L., Armstrong, J., Quintis, F. & Riddick, A. (1996). The Motivation and Effectiveness of Hospital volunteers. *The Journal of Social Psychology*, 136, 25-34.

10. VERZEICHNIS DER TABELLEN UND ABBILDUNGEN

Tabelle 1. Menschenbilder nach Ulich (1992). S. 13

Tabelle 2. Darstellung der Gesamtgruppe der Befragten. S. 145.

Tabelle 3. Altersverteilung in der Gesamtgruppe der Befragten. S. 145.

Tabelle 4. Verteilung auf Altersgruppen unter Berücksichtigung der Organisationszugehörigkeit. S. 145.

Tabelle 5. Ort und Dauer der Interviews. S. 151.

Tabelle 6. Gegenüberstellung der Interviews. Ab S. 162 (Die Seiten der Tabelle wurden gesondert numeriert).

Tabelle 7. Zusammenhänge zwischen den drei untersuchten Dimensionen. S. 347.

Abbildung 1. Vierfelderschema nach Weiner (1972/1976, S. 221). S. 48.

ANHANG

LEITFADEN

Einleitung und Vorinformationen zur Untersuchung

Als Erstes möchte ich mich dafür bedanken, dass Sie sich dazu bereit erklärt haben, am Interview teilzunehmen.

Vielleicht nochmal vorweg: Ich schreibe eine Diplomarbeit in Psychologie und möchte erfahren, was Menschen dazu bewegt, ehrenamtlich zu arbeiten, beziehungsweise was sie im Allgemeinen über ehrenamtliche Tätigkeiten denken.

Ich habe dazu einige Fragen vorbereitet, im Großen und Ganzen soll es aber eher ein Gespräch werden. Es gibt dabei weder falsche noch richtige Antworten, es zählt nur Ihre persönliche Meinung und was Sie persönlich erlebt haben. Sagen Sie ruhig alles, was Ihnen so durch den Kopf geht, auch wenn es Ihnen selbstverständlich oder unwichtig erscheint.

Das Interview wird ungefähr eine Stunde dauern und mit Ihrer Erlaubnis möchte ich es auf Tonband aufnehmen, damit ich nicht alles mitschreiben muss und mich auf unser Gespräch konzentrieren kann.

Ich versichere Ihnen, alles, was Sie sagen, vertraulich zu behandeln. Ihr Name wird nirgendwo aufscheinen und das Tonband sowie die schriftlichen Aufzeichnungen bleiben in meiner Verwahrung, d.h., außer mir wird niemand Zugang dazu haben.

Wenn Sie keine Fragen mehr haben, dann würde ich jetzt gerne beginnen.

Themenkomplex 1: Lebensgeschichtlicher Hintergrund

1. Zu Beginn unseres Gesprächs würd' ich Sie gern ein wenig kennen lernen. Bitte erzählen Sie mir doch einfach etwas über sich selbst, zum Beispiel über Ihre Lebensgeschichte.

1.1 Wann wurden Sie geboren?

1.2 Wo sind Sie aufgewachsen?

1.3 Können Sie mir bitte etwas über die Familie, aus der Sie kommen, erzählen?

Eltern

- Leben sie noch?
- Wie alt sind sie?
- Welchen Beruf haben sie?
- Verhältnis zu ihnen als Kind
- Verhältnis heute
- Wenn Sie als Kind Probleme hatten, konnten Sie diese dann mit Ihren Eltern besprechen oder eher nicht?
- Gab es bestimmte Bereiche, in denen sich Ihre Eltern engagiert haben, kümmerten sie sich z.B. um kranke Angehörige oder Nachbarn, waren sie bei der Freiwilligen Feuerwehr oder in einem Altersheim?
- Wie ist das heute?

Geschwister

- Wie viele?
- Älter / jünger?
- Was machen sie?
- Verhältnis als Kind?
- Verhältnis heute?

1.4 Berufliche / schulische Ausbildung?

1.5 Welchen Beruf üben Sie im Moment aus?

- Davor schon in anderen Bereichen?
- Entspricht Beruf Traumberuf oder ursprünglich anderen Berufswunsch?

1.6 Sind Sie verheiratet oder leben Sie in einer Partnerschaft?

1.7 Haben Sie Kinder?

1.8 Wie schaut Ihre Freizeit so aus?

- Hobbys, Interessen

1.9 Engagement in anderen Bereichen außer Einrichtung, z.B.

- politisch
- andere Organisationen
- im Bekanntenkreis
- Spenden

1.10 Können Sie mir etwas über Ihren Freundes- und Bekanntenkreis erzählen?

- Wie oft treffen Sie sich / telefonieren Sie miteinander?
- Was unternehmen Sie gemeinsam?
- Diskutieren Sie auch über Themen wie Armut, Minderheiten, Arbeitslosigkeit, alte oder kranke Menschen?
- Wissen Ihre Freunde / Bekannten, dass Sie ehrenamtlich arbeiten? Was sagen sie dazu?
- Sprechen Sie über Ihre Tätigkeit?
- Gibt es da Leute, die sich wie Sie für andere Menschen engagieren? Wo? Auch ehrenamtlich?
- Im Leben eines jeden Menschen gibt es ja einige schwierige Situationen oder Probleme. Für manche ist es dann sehr hilfreich, Freunde um Rat oder Unterstützung zu bitten. Andere finden alleine leichter eine Lösung. Wie ist das in Ihrem Freundeskreis?
 - Wie ist das bei Ihnen persönlich?
 - Kommt es vor, dass sich Freunde mit der Bitte um Rat oder Unterstützung an Sie wenden?

1.11 Welche Rolle spielt Religion oder Glaube in Ihrem Leben?

- Gott / Kirche?

1.12 Gab es in Ihrem Leben Situationen, an die Sie sich heute noch besonders gut erinnern können, z.B., weil sie mit außergewöhnlich positiven oder negativen Gefühlen verbunden waren oder weil sich dadurch etwas in Ihrem Leben verändert hat?

1.13 Gibt es für Sie persönlich etwas, das Sie in Ihrem Leben erreichen möchten?

(ÜBERLEITUNG: z.B. Sie haben mir erzählt, dass gegenseitige Unterstützung im Freundeskreis eine Rolle spielt. Andere Menschen zu unterstützen, ist ja (auch) zentral in Ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit. Über diese möchte ich mich mit Ihnen als nächstes unterhalten.)

Themenkomplex 2: Die ehrenamtliche Tätigkeit

2.1 Die Initialentscheidung für die Tätigkeit

Wenn Sie sich zurückerinnern an den Beginn Ihres Engagements in, können Sie mir etwas genauer beschreiben, wie Sie zu der ehrenamtlichen Tätigkeit gekommen sind?

2.1.1 Wann war das ungefähr?

2.1.2 Haben da auch andere Personen eine Rolle gespielt?

2.1.3 Was hat Sie damals besonders an dieser Tätigkeit gereizt?

2.1.4 Wäre prinzipiell auch eine andere Tätigkeit in Frage gekommen?

2.1.5 Falls Auswahlverfahren:

- Wie haben Sie es erlebt?
- Was bedeutete es für Sie, als ehrenamtlicheR MitarbeiterIn aufgenommen zu werden?

2.1.6 Was würden Sie sagen: Welche besonderen Fähigkeiten oder Eigenschaften, die für eine solche Tätigkeit notwendig bzw. günstig sein könnten, haben Sie persönlich damals mitgebracht?

(**ÜBERLEITUNG:** Sie sind ja jetzt schon längere Zeit als ehrenamtlicheR MitarbeiterIn in tätig. Mich würde interessieren, welche Erfahrungen Sie seither so gemacht haben.)

2.2 Die Tätigkeit an sich

Können Sie mir ein wenig über Ihre bisherige Arbeit erzählen?

2.2.1 Wie viele KlientInnen hatten Sie bisher?

2.2.2 Wie viele KlientInnen gleichzeitig?

2.2.3 Was tun Sie so?

2.2.4 Aufgaben / Ziele?

2.2.5 Gab es besonders schöne Momente?

2.2.6 Auch nicht so schöne / schwierige / Momente, in denen Sie aufhören wollten?

2.2.7 Haben Sie auch Kontakt zu anderen MitarbeiterInnen in?

- Ehrenamtliche
- Professionelle
- Wie wichtig ist Kontakt zu anderen?

Themenkomplex 3: Motive und Gratifikationen

3.1. Motive

Wenn Sie in der heutigen Situation jemand fragen würde, warum Sie ehrenamtlich arbeiten, - was würden Sie ihm oder ihr dann antworten?

3.1.1 Ich kann mir vorstellen, dass es gar nicht so leicht ist, zu sagen, warum man ehrenamtlich arbeitet. Vermutlich gibt es da ja auch nicht nur einen Grund, sondern mehrere, die einem so spontan gar nicht einfallen. Ich möchte Ihnen daher einige Beispiele aus Befragungen nennen. Bitte sagen Sie mir einfach, ob es auch ein Beweggrund für Ihr persönliches Engagement inist.

Alternative Erfahrungen

- Manche Menschen arbeiten ehrenamtlich, weil sie der Meinung sind, dass sie hier Erfahrungen sammeln können, die sie weder in Beruf bzw. Ausbildung, noch im Privatleben machen würden. Wie ist das bei Ihnen?

Freizeitgestaltung

- Einige Ehrenamtliche sehen in der Tätigkeit eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung. Trifft das auch bei Ihnen zu?

Ersatz oder Erfahrung für Beruf

falls ursprünglich anderer Berufswunsch:

- Stellt für Sie die ehrenamtlich Tätigkeit eine Möglichkeit dar, das zu tun, was Sie eigentlich beruflich machen wollten?

falls Beruf in verwandtem Bereich angestrebt:

- Würden Sie sagen, dass Sie in Ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit auch Erfahrungen für Ihren späteren Beruf sammeln möchten oder trifft das nicht zu?

Eigenwert

- Sich ehrenamtlich zu engagieren, weil man ganz einfach Freude an der Tätigkeit selbst hat, – inwiefern kommt Ihnen dieser Gedanke vertraut vor?

Erfahrungen mit Hilfe

- Einige Menschen arbeiten ehrenamtlich, weil sie selbst schon Situationen erlebt haben, in denen ihnen oder Angehörigen geholfen wurde und sie aus Dankbarkeit dafür ebenso etwas geben möchten. Wie ist das bei Ihnen?

Betroffenheit

- Es kommt auch vor, dass jemand ehrenamtlich arbeitet, weil jemand aus seinem Bekanntenkreis von demselben Problem betroffen ist oder er selbst betroffen ist. Wie ist das bei Ihnen?

Engagement und / im Umfeld

wenn hoher Stellenwert im Umfeld:

- Würden Sie sagen, dass Sie unter anderem auch deswegen ehrenamtlich arbeiten, weil man in Ihrem Freundeskreis Menschen, die sich für andere einsetzen, sehr schätzt?

Kontakt

- Einige Menschen arbeiten ehrenamtlich, weil sie dadurch viele Menschen treffen und kennen lernen können. Wie ist das bei Ihnen?

Interesse am Thema / KlientInnen

- Arbeiten Sie persönlich auch deswegen ehrenamtlich, weil Sie sich prinzipiell für das Thema interessieren oder ist das nicht zutreffend?
- KlientInnengruppe kennen lernen wollen / deren Probleme

Empathie

- Einige sagen, dass sie ehrenamtlich arbeiten, weil sie sich in Menschen, denen es nicht so gut geht, einfühlen können und von deren Situation betroffen sind. Geht es Ihnen da ähnlich oder eher nicht?

Unangenehme Gefühle / angenehme

- Manche regt es einfach auf, Menschen in Not zu sehen, und wollen daher etwas tun. Wie ist das bei Ihnen?
- In einigen Befragungen haben Menschen gesagt, dass sie sich für andere engagieren, weil sie dadurch ein Gefühl von innerer Leere überwinden können. Trifft das auch für Sie zu?

- Gibt gutes Gefühl, etwas zu tun, z.B. Gefühl, gebraucht zu werden oder Zufriedenheit.

Eigene Entwicklung / Herausforderung

- Manche Personen engagieren sich über längeren Zeitraum, weil sie dadurch auch lernen, eigene Probleme zu relativieren. Kennen Sie das von sich selbst auch?
- sich weiterentwickeln, selbstverwirklichen
- Herausforderung, eigene Stärken und Fähigkeiten testen können

Glaube

- Glauben und Nächstenliebe praktizieren

Gesellschaft

- Verpflichtung als Gesellschaftsmitglied
- Erleben der herrschenden Gesellschaft als ungerecht, daher persönlich für Veränderungen einsetzen?

3.2. Gratifikationen

Als EhrenamtlicheR investieren Sie ja viel Zeit und Energie für andere Menschen. Haben Sie persönlich das Gefühl, dass sie dafür auch etwas zurückbekommen, z.B. von Ihrem Klienten / Ihrer Klientin / (je nach Bezeichnung) von oder von anderen Personen?

3.2.1 Was?

3.2.2 Ist es / wäre es Ihnen wichtig?

(**ÜBERLEITUNG:** Sie haben mir in unserem bisherigen Gespräch sehr viel über Ihre Tätigkeit inerzählt. Neben gibt es ja noch viele andere Bereiche, in denen Menschen ehrenamtlich arbeiten, z.B. in Altersheimen, in Krankenhäusern, in Organisationen, die Flüchtlinge betreuen, oder auch in der Freiwilligen Feuerwehr, bei der Katastrophenhilfe usw. Auch wenn diese Bereiche sehr verschieden sind, haben sie doch eines gemeinsam: Alle Ehrenamtlichen arbeiten kostenlos und freiwillig. Mich würde daher noch interessieren, was Sie über das Ehrenamt in unserer Gesellschaft allgemein denken.)

Themenkomplex 4: Der Stellenwert des Ehrenamtes in der Gesellschaft

4.1 Welchen Stellenwert - würden Sie persönlich sagen - hat das Ehrenamt in unserer Gesellschaft?

4.1.1 Sind ehrenamtliche Tätigkeiten notwendig? Weshalb (nicht)?

4.1.2 Glauben Sie, dass der Staat genügend Angebote und bezahlte HelferInnen für Menschen, die soziale Unterstützung brauchen, zur Verfügung stellt oder eher nicht?

- Verlässt sich der Staat darauf, dass Ehrenamtliche den Bedarf decken?

4.1.3 Gibt es Ihrer Meinung nach Vorteile, wenn Menschen ehrenamtlich arbeiten?

- Für wen?
- Nachteile?

4.1.4 Was glauben Sie, denken bezahlte HelferInnen über Menschen, die ehrenamtlich im selben Bereich arbeiten?

- Und wie ist das umgekehrt?
- Ist es Ihrer Meinung nach gerecht, dass die einen etwas bezahlt bekommen und die anderen nicht?

4.1.5 Wie werden Ihrer Meinung nach Menschen, die ehrenamtlich arbeiten, generell in Österreich gesehen?

- Reaktionen, wenn jemand ehrenamtlich arbeitet?
- Gibt es da Unterschiede zwischen verschiedenen Bereichen des EA?

4.1.6 Wird Ihrer Meinung nach etwas dafür getan, Menschen für ehrenamtliche Tätigkeiten zu gewinnen?

- Gibt es Werbung?
- Bekannt, wo man sich engagieren kann / dass Menschen gebraucht werden?
- Verlässt man sich eher darauf, dass sich Menschen selbst Infos suchen?

4.1.7 Wenn Sie ein bisschen in die Zukunft blicken, welche Rolle glauben Sie, wird das Ehrenamt da haben?

- Wird sich die Bedeutung verändern?
- In welcher Richtung? Womit könnte das zusammenhängen?
- Gibt es Ihrer Meinung nach gegenwärtige gesellschaftliche / politische Änderungen, die sich auch auf das EA auswirken werden?

- Welche?
- Was hat das zur Folge?
- Wohin geht der Trend?
- Welchen Stellenwert werden staatliche Angebote haben? z.B. wird sich der Staat eher zurückziehen?
- Wird es Ihrer Meinung nach mehr oder weniger speziell ausgebildete HelferInnen geben, die Menschen in schwierigen Situationen unterstützen?
- Wird es Ihrer Meinung nach in Zukunft notwendiger sein, dass Menschen von sich aus Initiativen setzen anstatt sich auf den Staat zu verlassen?
- Wird sich auch die Bereitschaft ändern, von sich aus aktiv zu werden?
- Wie beurteilen Sie diese Entwicklungen?
 - Z.B. finden Sie persönlich es gut, wenn sich jeder Einzelne mehr engagiert?
 - Oder sind Sie der Ansicht, dass es primär auch Aufgabe des Staates wäre, Menschen unterstützende Angebote zur Verfügung zu stellen?

Abschluss:

Ich habe jetzt eigentlich keine weiteren Fragen mehr. Gibt es noch etwas, das nicht angesprochen wurde, Ihnen persönlich aber wichtig ist?

Ich möchte mich nochmals dafür bedanken, dass Sie sich Zeit genommen haben, meine Fragen zu beantworten. Falls Sie noch Fragen zum Interview haben oder etwas dazu sagen möchten, stehe ich gerne zur Verfügung.

Leitfaden für Informationsgespräche mit den Organisationen

- 1) Informationen zu Aufgabenfeldern (und ev. zur Geschichte) der Organisation
- 2) Finanzierung
- 3) Fragen zu den ehrenamtlichen MitarbeiterInnen:
 - Anzahl der ehrenamtlichen MitarbeiterInnen
 - Geschlechterverhältnis
 - Aufgaben der Ehrenamtlichen
 - Verpflichtungen der Ehrenamtlichen
 - Fixe Zeiten oder freie Einteilung der Zeit?
 - Wieviele KlientInnen können von einer Person gleichzeitig betreut werden?
 - Wird den Ehrenamtlichen Supervision, Aufwandsentschädigung oder Kostenersatz angeboten?
 - Gibt es ein Auswahlverfahren? Wenn ja, worauf wird dabei geachtet? Ist ein Mindestalter bzw. eine bestimmte Ausbildung vonnöten?
- 4) Wieviele Hauptamtliche sind in der Organisation tätig?
- 5) Wie werden die Empfänger der Leistungen genannt?

LEBENS LAUF

Geboren am 2.11.1972 in Oberneukirchen, OÖ

Schule, Studium

1978 bis 1979	Vorschule in Oberneukirchen
1979 bis 1983	Volksschule in Oberneukirchen
1983 bis 1987	Hauptschule in Oberneukirchen
1987 bis 1991	Bundes-Oberstufenrealgymnasium in Bad Leonfelden, Reifeprüfung am 5.6.1991 mit gutem Erfolg bestanden
1991	Beginn des Studiums der Ernährungswissenschaften, Abbruch 1992
1992	Beginn des Psychologiestudiums

Praktikum

1997	<u>Buddy-Verein (21.1. bis 20.5.1997)</u> Aufgaben: Betreuung einer an AIDS erkrankten Frau, Durchführung von Erstgesprächen mit KlientInnen sowie von Auswahlgesprächen mit InteressentInnen für die Buddy-Tätigkeit, Dokumentation von Betreuungsverläufen, Darstellung des Konzeptes der emotionalen Begleitung bei verschiedenen Veranstaltungen, „Verbindungsdienst“ zwischen Verein und einer HIV-Station (Pulmologisches Zentrum, Baumgartner Höhe), Telefondienst.
------	---

Erwerbstätigkeiten

1991	dreiwöchiges Sommerlager der Linzer Kinderfreunde in Obertraun (Kinderbetreuung, 3 Wochen)
1991 bis 1993	Kastner & Öhler: telefonische Bestellaufnahme
1992	Schokoladefabrik Knäbchen (Fließbandarbeit, 1 Monat)
1993	Interviewerin für das Psychotechnische Institut, fallweise Teilnahme an Diskussionsrunden
1994	Ankerbrot (Verkauf, 1 Monat)
1996 bis 2001	Buddy-Verein: Koordinationsvertretung Helferzellenprojekt, Bürotätigkeit, Verbindungsdienst
1996 bis 2001	Heurigen-Bufferkraft
seit 2001	Needles or Pins (Journaldienst)

Ehrenamtliche Tätigkeiten

1995 bis 2002	<u>Buddy-Verein Wien:</u> emotionale Begleitung von Menschen mit HIV/AIDS (1995 – 2001) seit 1997 auch Vorstandstätigkeit im Buddy-Verein
---------------	---

Teilnahme an Tagungen

1999	„Europäische Wissenschaftstage Steyr“ (Thema: „Der Prozess der Globalisierung. Akzeptanz und Ablehnung von Modernisierung“).
1999	International Conference on Healthcare Resource Allocation for HIV/AIDS and Other Life-Threatening Illnesses (Wien, Marriot)
2001	Enquete zum Thema „Sucht“

Interviews und öffentliche Auftritte

- 1997 Referat an der Universität Wien über die Tätigkeit als Buddy im Rahmen der Lehrveranstaltung „Psychologische Betreuung von Menschen mit HIV und AIDS“
- 1998 Gast in der Fernseh-Talkshow „Treffpunkt Niederösterreich“ zum Thema ehrenamtliche Arbeit
- 1999 TV-Dokumentation im Rahmen der Sendereihe „Wien Heute“ über die Tätigkeit eines Buddys
- 2000 Interview in „Radio Orange“ zum Thema HIV
- 2000 Round-table-Gespräch im Rahmen der Linzer AIDS-Tage zum Thema „Der Angst begegnen“, über Erlebnisse bei der Behandlung/Betreuung von Menschen mit HIV und AIDS
- 2001 Pressekonferenz gemeinsam mit den „Grünen“ über das soziale Angebot und die finanzielle Lage des Buddy-Verein